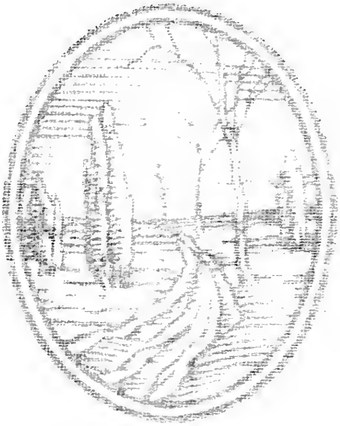
Erich Heydenreichs Dorf



Leipzig / Hesse & Becker Verlag

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
8345741
I1921
v.6

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below.

University of Illinois Library

11/20/57

L161—H41

Diedrich Speckmanns Heideerzählungen

Gesamtausgabe

Sechster Band:

Erich Heydenreichs Dorf

Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Erich Heydenreichs Dorf

Von

Diedrich Speckmann

Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Erschienen 1913
der Gesamtauflage 53. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt in Stuttgart bei J. F. Steinkopf

834S741
I1921
v.6

Über die Heide, deren herbstliches Braun die Morgensonne überall von taubeperlten Spinngeweben funkeln ließ, klapperte ein grün angestrichener, mit Schimmeln bespannter Bauernwagen.

„Man sollte gar nicht denken," begann der jüngere seiner Insassen nach längerer schweigsamer Fahrt, „daß die friedliche, harmlose Heide so viel heimtückische Netze stellt. Sehen Sie mal, dort in den Wacholdern lauert sogar eins über dem andern."

Sein wohl zwanzig Jahre älterer Gefährte stutzte, sandte einen verlorenen Blick in die Landschaft und erwiderte, nur lose anknüpfend: „Ja ja, es ist nichts so fein gesponnen, so'n Herbstmorgen bringt es an die Sonnen."

Nach einer Weile fuhr er in lebhafterem Tone fort: „Sie können eigentlich von Glück sagen, Herr Pastor!"

„Wieso?"

„Kaum sind Sie fünf Wochen bei uns, da lernen Sie auf diesen Prömenfahrten gleich Ihre ganze Gemeinde kennen."

„Hm ... wenn man da von Kennenlernen reden will ..."

„Natürlich ist es nur ein Anfang, aber immerhin ein Anfang."

693556

„Na ja ... Sagen Sie mal, lieber Herr Kantor, ist Ihnen diese tagelange Fahrerei niemals lästig geworden?“

„O doch! Manchmal hatten wir solchen Sturm, daß man sich kaum auf dem Wagen halten konnte, oder der Regen näßte einen bis auf die Haut durch. Dann war es gerade kein Vergnügen. Aber bei einem Prachtwetter wie heute ...“

Statt den Satz zu vollenden, zog der alte Herr die Hände aus dem Fußsackmuff und rieb sie behaglich rund umeinander, wobei er seine jugendlichen Augen beinah etwas schwärmerisch über das im Morgentau glitzernde Land schweifen ließ.

Der andere fixierte unterdessen durch die blauen Brillengläser, die seine schwachen Augen gegen das blendendweiße Licht des Herbstmorgens schützten, den breiten Rücken des Fuhrmanns und brummte: „In meiner früheren Gemeinde waren sämtliche Naturallieferungen abgelöst. Das war viel bequemer. Und es paßt auch besser in unsere Zeit.“

„Ach ja, unsere Zeit,“ seufzte der Kantor. „Ich will sie gewiß nicht schelten, aber die läuft so rasend schnell, daß wir Heidjer nicht recht mitkommen ... Ob das aber schließlich ein so großes Unglück ist?“

„Die Frage liegt in zu weitem Felde,“ sagte der Pastor mit einer ablehnenden Handbewegung. „Jedenfalls empfinde ich es als eine üble Zumutung, daß man uns beide drei Tage mit dem Bettelsack im Lande umherschickt.“

„Mit dem Bettelsack?“ wiederholte der Küster, indem

er bestürzt die Hände über seinem Fußsack faltete. „Erlauben Sie, Herr Pastor, ich mache diese Fahrten bald dreißig Jahre mit, aber als Bettelmann bin ich mir dabei noch nie vorgekommen, und andern Leuten gewiß auch nicht. Auf eigenem Grund und Boden tritt der Bauer etwas selbstbewußter auf, als wenn er zu unsereinem ins Haus kommt. Aber ich denke, das werden wir ihm weiter nicht übelnehmen. Das ganze Jahr muß er seinem Herrn Pastor um das Geistliche kommen, und da ist er froh, daß der ein einziges Mal ihn um das Leibliche ansprechen muß."

Der Kantor belehrte liebend gern, und er würde wohl noch ein Weilchen mit dergleichen Betrachtungen fortgefahren haben, wenn jetzt nicht eine Heidschnuckenherde, die gerade ausgetrieben wurde, das Wort genommen hätte. Der Wagen mußte eine halbe Minute anhalten, um die bähenden Wollträger vorbeizulassen, passierte dann ein Hoftor, sprengte eine kinderreiche Borstentierfamilie, die sich an den über Nacht gefallenen Eicheln gütlich tat, auseinander und hielt endlich vor der Missentür eines langgestreckten Bauernhauses. Der in sauberen Hemdärmeln heraustretende Bauer brachte grüßend die linke Hand auf halbem Wege zum Kopf und entnahm dem Kasten des Wagens eine fünfsprossige Leiter, die er, mit einer Mahnung zur Vorsicht, seinen Gästen beim Absteigen hielt. Darauf schritt er die lange, dämmerige Diele hinauf, zwischen den Reihen des zu beiden Seiten aufgestallten Hornviehs hindurch, ihnen voran, in einer Weise, die allerdings einiges Selbstbewußtsein verriet.

Der Pastor hätte die im Halbdunkel des sodgeschwärzten Fletts verlegen am Herde stehende Bäuerin wohl übersehen. Aber der Kantor zupfte ihn am Rockärmel und flüsterte: „Die Frau des Hauses ... bitte, Hand geben."

Als die beiden auf den blauen Staatskissen der roten Binsenstühle, die mitten in der mit weißem Sand gestreuten Stube feierlich nebeneinander standen, Platz genommen hatten, sagte der Bauer, die Hände gemütlich in die Hosentaschen schiebend: „Na, Herr Pastor, Sie wollen sich wohl mal ein bißchen zum Leben holen? Ist recht angenehm. Denn kriegen Sie mal 'raus."

An der Hand eines Buches, das aus der Tasche des Waschbärpelzes auftauchte und von vielen Prömenfahrten bös mitgenommen war, wurde festgestellt: „Der Sohlenhof hat an die Pfarre zu leisten: ein Pflichtbrot, ein Michaelisbrot, eine Mark und 71 Pfennig Schinkengeld."

„Dann tun Sie es billiger als Ihr Vorweser," sagte der Bauer trocken, und der Kantor belehrte mit gedämpfter Stimme: „Herr Pastor, Sie haben vergessen, das Opfergeld einzurechnen."

Dieses betrug für die achtzehn auf dem Gehöft hausenden konfirmierten Christen 63 Pfennig, das machte mit dem Schinkengeld 2,34 Mark. Der Bauer nahm seine Geldkniepe aus dem Glasschrank und zählte die Summe in lauter Nickel- und Kupferstücken seinem Seelsorger langsam bedächtig in die Hand. Dann öffnete auch der Kantor die seine, um sich acht Groschen und einen halben hineindrücken zu lassen.

„Für die Brote," erklärte Sohlenbauer darauf etwas gönnerhaft, „pflege ich Roggen auszutun. Ich weiß, Ihnen ist das ebenso lieb. Aber Sie dürfen's nicht in Ihre Bücher schreiben, ein Recht soll daraus nicht entstehn."

Er ging hinaus, um dem Fuhrmann das Korn einzumessen. Der Pastor schüttelte hinter ihm her den Kopf, der Küster dagegen grieslachte und belehrte im Flüsterton: „Wenn er zurückkommt, müssen wir einen kleinen Diskurs machen. Das gehört auch so mit dazu."

Als der Sohlenbauer wieder erschien, vergewisserte er sich zunächst, ob in den Büchern nun auch alles totgestrichen wäre, nicht bloß Brot und Geld, sondern auch Butter und Eier, die seine Frau zwischen Ostern und Pfingsten noch der alten Pastörschen hingebracht hätte. Dann lobte der Pastor kurz die schöne Lage seines Hofs, der Kantor verbreitete sich über die ausgezeichnete diesjährige Kartoffelernte, worauf die beiden sich erhoben, um ein Haus weiter zu gehen.

Sie durchschritten den Hof, kletterten über das Stiegel im Eichenknüppelzaun und befanden sich nunmehr auf dem Lührshof. Hier wiederholten sich die gleichen Förmlichkeiten, doch mit einigen Abweichungen. Der Lührsbauer, ein kleiner o-beiniger, mürrischer Kerl mit großer Glatze, hatte für die bescheidene Bitte des Pastors, er möge wie sein Nachbar für das Brot auch Roggen geben, kein Ohr, und seine hagere Frau, die sich alle Augenblick mit der Hand unter der Nase hin wischte und dann mit ihr in die Schürze fuhr, über-

schüttete die beiden mit einem solchen Redeschwall, daß diese sich aufs Zuhören beschränken konnten. Bei den frommen Redensarten, die sie einzuflechten für gut fand, hielt sie den Kopf ein wenig schief und machte den Versuch, ihren neuen Seelsorger sanft und gottergeben anzusehen.

Als die Prömensammler wieder auf ihrem Wagen saßen, sagte der Pastor, des Fuhrmanns wegen seine Stimme dämpfend: „Herr Kantor, die Lüneburger Bauern sind mir immer als besonders offene, treu-herzige, und in ihrer Weise auch noble Menschen geschildert worden. Wenn sie alle so sind, wie diese beiden ..."

Der wackere Kantor, der schon zwei Pastoren, die fremd in die Gemeinde gekommen waren, ein bißchen hatte anlernen müssen, dachte in seinem Sinn, noch keiner hätte das so bitter nötig gehabt wie der jetzige. Er unterzog sich dieser Aufgabe jedoch ganz gern.

„Unser Fuhrmann," begann er, „ist so schwerhörig, daß wir uns seinetwegen ganz ungeniert unterhalten können ... Gewiß, Herr Pastor, ich muß Ihnen zugeben, in Sachen der Gebühren und Pflichten sind unsere Leute vorsichtig, um nicht zu sagen mißtrauisch. Aber ob nicht gerade die Kirche — ich meine natürlich in erster Linie die frühere, katholische Kirche — ein bißchen daran schuld ist, daß sie so geworden sind? Ob nicht oft genug ursprünglich freie Leistungen eines Tages zu Observanzen und Pflichten erklärt und den Leuten als dauernde Last aufgebürdet sind? Ich wenigstens erkläre mir aus derlei üblen Erfahrungen den heil-

losen Respekt unserer Bauern vor unsern Büchern und überhaupt vor ‚schräben Schrift‘."

„Man sollte eben ablösen," unterbrach der Pastor ungeduldig, indem er sich einige Nachsommerfäden, deren sich viele zwischen den Birken des Heideweges spannten, aus dem Gesicht wischte.

„Möglich, daß die Ablösung manches für sich hätte," gab der Kantor zu, indem er sich ebenfalls mit der Hand über die Augen fuhr. „Ich bin aber noch mehr von der alten Welt, und mir würde etwas fehlen, wenn diese Fahrten in den Herbstferien auf einmal wegfallen sollten. Und ob sie nicht doch eine Art Band zwischen Pastor und Gemeinde darstellen?"

„Dieses Klötern mit Groschen und Pfennigen? Dieses Zusammenschleppen von Broten, die von wer weiß was für unsauberen Händen gebacken sind? Ich danke für solch ein Band!"

Der alte Mann fühlte sich durch diesen Ton verletzt. Er rückte ein wenig zur Seite und blickte angelegentlich nach links in die Gegend.

Dem Pastor entging die Verstimmung seines Gefährten nicht, und er fuhr einlenkend fort: „Immerhin bin ich froh, daß ich diese an sich unangenehmen Fahrten mit einem Mann machen kann, der die Verhältnisse genau kennt und mir manche wertvollen Winke und Aufschlüsse geben kann."

Die Worte genügten, den guten Kantor zu versöhnen. Er wandte sich wieder herum und sagte: „Gleich kommen wir nun aber in ein Haus, Herr Pastor, in dem es Ihnen sicherlich gefallen wird. Der einstellige Hof dort

vor uns heißt Wöhrenbeck und ist ein Sattelhof, das heißt, er hatte in früheren Zeiten dem Landesherrn für den Kriegsfall ein gesatteltes Roß zu stellen. Der Besitzer, einer unserer intelligentesten und angesehensten Bauern, ist seit Jahrzehnten Vorsteher der Bauerschaft Wenzingen. Sein Gesicht ist Ihnen in der Kirche gewiß schon aufgefallen. Wir werden dort die ganze Familie sonntäglich gekleidet in der guten Stube beisammen finden. Ich darf Sie wohl aufmerksam machen, daß es hierzulande Sitte ist, allen nach der Reihe die Hand zu geben, wenn man kommt und wenn man geht. Ihr Herr Vorgänger pflegte auch immer ein paar passende Worte an die Versammelten zu richten, was natürlich gern gesehen wird."

Der Pastor zupfte nervös am Wagenleder und nagte an seiner Unterlippe.

Den Hof umgab eine Findlingsmauer, die wie für die Ewigkeit gefügt erschien. Seine herrlichen alten Eichen, der mächtige Düngerhaufen, das gut gefugte und in Farbe gehaltene Fachwerkhaus, die stattlichen Nebengebäude aus silbrigem Eichenkernholz — alles verriet, daß der Sattelhof auch in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht noch etwas von seiner Würde aus den Tagen der Lüneburger Herzöge festzuhalten sich bemühte.

Über der Missentür stand in geschnittenen, farbig aufgefrischten Buchstaben ein frommer Spruch, darunter der Name des Erbauers und seiner Frau Eheliebsten, und unter diesen, im geöffneten Tor, der jetzige Träger des Namens Wöhrenbeck, ein hochgewachsener Mann von freier, stolzer Haltung. Dieses schmale, bartlose

Gesicht, dessen zarte, weiße Haut rosig durchschimmerte wie die eines Kindes, mit einer edlen Stirn und leuchtend blauem Augenpaar, war dem Pastor allerdings schon aufgefallen. Es war ein kräftiger und warmer Händedruck, mit dem der Sattelhofbauer seine Gäste bewillkommnete.

Das Geschäftliche wurde auf die glatteste Weise in der Wohnstube erledigt. Das Geld lag, auf den Pfennig abgezählt, in zwei Häufchen bereit. Ungebeten und ohne Sicherung für die Zukunft erklärte der Bauer, an Stelle des Brotes pflegte er Korn zu geben, das er dann auf der Diele vor den Augen der Empfänger, das Spint jedesmal stark häufend, in die Säcke maß. Darauf bat er sie, in der anderen Stube den Seinen eben guten Tag zu sagen.

Er öffnete die Tür und ließ die beiden vor sich eintreten. Drinnen saßen sie beieinander, alt und jung, Männlein und Weiblein, mit verlegen gesenkten oder neugierig erhobenen Blicken, und es ging ans Händegeben, der Pastor voran, der Küster hinterdrein. Keiner tat ihnen auch nur die geringste Bewegung entgegen, jeder mußte an seinem Platz aufgesucht werden. Die meisten Hände fühlten sich an, als ob sie gar keine Knochen in sich hätten. Als der Pastor sich an die Tür zurückgearbeitet hatte, sah er alle Augen auf sich gerichtet, und in allen stand die Erwartung, daß er etwas sage. Wenn ihm nur etwas eingefallen wäre! Gewaltsam etwas Geistliches herbeizuziehen, konnte er sich nicht überwinden, und ein paar freundliche Worte, einen kleinen harmlosen Scherz zu machen, lag seiner schwer-

fälligen Natur nicht. Zuletzt griff er sich in seiner Verlegenheit aus der Ofenecke ein vierjähriges Mädchen, fragte, wie es heiße, wann es zur Schule käme und ob es schon beten könnte, worauf das Kind die Händchen faltete und begann: „Ich bin klein ..." Als es Amen gesagt hatte, legte er ihm die Hand auf das Flachsköpfchen und sagte: „Gott segne dich, mein liebes Kind." Dann machte er sich sofort ans Händegeben zum Abschied.

Als die Prömenfahrer wieder im Wagenstuhl saßen brütete der Pastor verdrossen vor sich hin, und der Kantor machte ein sorgenvolles Gesicht. Die Gemeinde bedurfte gerade in dieser Zeit einer besonders vorsichtigen und liebevollen Leitung. Ob der neue Pastor der rechte Mann für sie war? Zweifel daran, die ihm schon früher gekommen waren, hatte der heutige Tag, wo man sich genauer kennen lernte, bis jetzt nur verstärkt.

Bald erreichte das Gefährt ein Dorf von acht Höfen, auf deren einem Gastwirtschaft betrieben wurde. Hier spannte der Fuhrmann aus, um, die Säcke auf der Schulter, den beiden zu folgen, die zu Fuß die Gehöfte abstreiften. Der Pastor wurde von Hof zu Hof einsilbiger, der Kantor dagegen, wohl um den üblen Eindruck, den die Schweigsamkeit seines Gefährten machen mußte, zu verwischen, in demselben Maße redseliger Als sie in das Gasthaus zurückkehrten, warf der erstere sich müde und abgespannt in das Sofa und betrübte Mutter Hohls, die Wirtin, dadurch, daß er dem von ihr mit Liebe und Sorgfalt zubereiteten Mittagsmahl nicht die erwartete Ehre antat, im Gegensatz zu seinem

Begleiter, der sich mit dem Appetit eines Scheunendreschers darüber hermachte. Es bestand nach altem Herkommen aus Hühnersuppe, leicht übergebratenem Hühnerfleisch, Kartoffeln, gekochten Zwetschgen und Essigkürbis. Eine Flasche St. Julien stand unbestellt auf dem Tisch; denn seit Menschengedenken hatten die Prömenfahrer eine geleert. Die dunkle und kalte Nordstube war erst vor einer Viertelstunde geheizt worden, aber der eiserne Ofen erglühte bald und schoß die ihm zugekehrte Seite der Gäste mit heißen Strahlen an. Nach der Mahlzeit lehnte sich der Pastor rechts, der Kantor links im Sofa zurück, und bald verrieten hier ruhige Atemzüge, dort sanfte Schnarchtöne, daß trotz der nicht sonderlich bequemen Lage ein jeder das gewohnte und erwünschte Mittagsschläfchen gefunden hatte. —

Im Pfarrgarten von Ummersloh, ganz hinten, nicht weit von der Weißdornhecke, trägt ein Goldreinettenbaum, mehrfach gestützt, die Last seiner weithin leuchtenden Früchte. Er scheint ihrer jedoch allmählich überdrüssig zu werden; denn rot und goldig schimmert es aus dem mit Laubgelb vermischten Smaragdgrün des Rasens zu seinen Füßen. Plumps! Wieder ist ein Apfel zur Erde gepurzelt, das Zweiglein, das ihn getragen, schnellt erleichtert ein wenig aufwärts. Über dem sich herbstlich verfärbenden Garten mit buntgemischtem, altem Baumbestand liegt der Mittagsglanz des schönen Sonnentages, überall wehen und flimmern die Schleier des Altweibersommers durch die goldige Luft.

Horch! Den Kiesweg daher klingt helles Lachen, durch die schon entlaubten Johannisbeerbüsche schimmern die hellen Kleider jungen Mädchenvolks. Voran ein tändelndes Ding, rechts und links mit leeren Körben behängt. Dann ihrer drei, die sich mit Leitern schleppen. Eine gibt der andern schuld, daß diese so arg stoßen. Daß gleichmäßiges Schreiten dem leicht abhelfen würde, fällt niemandem ein. In einiger Entfernung folgt eine Matrone in blauem Hauskleid, auf dem Kopf ein sauber weißes Häubchen mit rotem Bande. Bei einer, die aus so warmen braunen Augen in die Welt kuckt, können den Haushalt lernende junge Mädchen es wohl aushalten! Frau Pastor Heydenreich hat auch nie zu annoncieren brauchen, um die Vierzahl ihrer Pensionstöchter voll zu behalten. Es melden sich immer von selbst mehr, als sie unterbringen kann.

„Wo bleibt denn der Junge?" fragt die Pastorin, bei dem Goldreinettenbaum angekommen, nachdem sie einen Augenblick den Vorbereitungen zugesehen hat.

„Der will wahrscheinlich den Drückeberger spielen," flötet Fräulein Adele, die etwas bleichsüchtig ist und sich am liebsten selbst gedrückt hätte. „Er liest natürlich wieder in den alten Bibliothekbüchern."

„Das wäre noch schöner! Gleich läuft mal eine hin und schafft ihn her."

Statt einer galoppieren drei dem Hause zu. Nur Fräulein Adele bleibt zurück, mild und überlegen lächelnd. Die Pastorin schüttelt wohl den Kopf, ruft aber keine zurück. Wenn der gestrenge und allem Lärm abholde Hausherr auswärts ist, muß das junge Volk sich

einmal austoben, das findet sie durchaus natürlich. Was ist diesen Vormittag über gelacht, gesungen, gejachtert, getollt worden in ihrem Hause! Ein Glück, daß dieses etwas von der Straße zurückliegt. Sonst hätte sie, mit Rücksicht auf ängstliche Seelen in der Gemeinde, doch wohl etwas dämpfen müssen.

Was ist das nun wieder für ein Heidenspektakel! Sie hebt sich auf die Zehen und sieht über die Beerenbüsche weg in der Richtung nach dem Hause hin. O du mein Schreck! Am Rockkragen, um des Leibes Mitte, an den Füßen haben die drei den Ärmsten gepackt, und so kommen sie mit ihm angeschleppt. Er wehrt sich verzweifelt, aber gegen solche Übermacht richtet er nichts aus.

Bumms! Da liegt er vor seiner Mutter im Grase. Und bleibt liegen, wie die Häscherinnen ihn, nicht eben sanft, hingeworfen haben, das Gesicht in die verschränkten Arme gedrückt. Die drei wollen sich ausschütten vor Lachen.

„So, mein Junge, nun komm und sei vernünftig."

Er rüttelt und rührt sich nicht.

„Erich! Sofort stehst du auf und kletterst in den Apfelbaum!"

Diese Sprache versteht er. Langsam kommt er auf die Beine, rafft einen Korb an sich, steigt, ohne die albernen Frauenzimmer eines Blicks zu würdigen, eine an den Baum gelehnte Leiter hinan und verschwindet im Gezweige.

Während die Mutter ins Haus zurückkehrt, die jungen Mädchen unter ihm schwatzen und lachen, wenden seine Gedanken sich wieder der interessanten Geschichte zu, in

deren spannendstem Kapitel gerade man ihn gestört hat. Wie mag sie bloß weitergehen? ... Ob der reiche Bauer den armen Tagelöhner, den er fälschlich im Verdacht des Diebstahls hat, wirklich ins Elend jagt? Oder ob dessen Unschuld rechtzeitig ans Licht kommt? ...

Fräulein Adele begnügt sich zu pflücken, was bequem von der Erde aus zu erreichen ist. Als sie ein paar Zweige geleert hat, drückt sie sich still beiseite. Ein naher Kastanienbaum, vom Herbst mehr verfärbt und geplündert als alle andern Bäume des Gartens, ist's, der ihre Schritte anzieht. Hier steht sie inmitten des falben Laubes und der aus ihm heraufglänzenden braunen Nüsse, hat das bleiche Haupt an den Stamm gelehnt und blickt, in müder Seele die Wonnen herbstlicher Wehmut auskostend, auf den am Garten hinziehenden Fluß. Die Werle, in ihrem Oberlauf einer der muntersten und klarsten Heideflüsse, ist in Ummersloh schon beträchtlich ruhiger geworden, auch zwingt ein nahes Mühlenstau ihre Wasser zum Verweilen. Langsam, hier vom Schatten überhängender Bäume verdunkelt, dort glitzernd im Sonnenlicht, rinnen sie vorüber.

Auf einmal begibt Fräulein Adele sich mit schlanken Schritten zu den andern zurück und ruft in den Apfelbaum hinauf: „Erich, ich glaube, du bekommst Besuch."

Die Augen aller wenden sich dem Flusse zu, Erich biegt einen Zweig zur Seite, um die Aussicht dorthin frei zu machen. Richtig, unter kräftigen Ruderschlägen gleitet ein schmuckes Boot schräg über den Fluß und legt unter der Kastanie an. Zuerst springt ein niedliches zehnjähriges Mädchen ans Land, ihm folgt ein stäm-

miger Junge, der zwei oder drei Jahr älter sein mag. Indem er, beide Hände in den Taschen seiner kurzen Hosen, näher kommt, verfügen die Apfelpflückerinnen sich um einige Sprossen die Leitern hinab.

„Nun kriegen wir wohl Hilfe?" meint Fräulein Martha, die zurzeit Seniorin von Frau Pastorins Pensionat ist und deshalb etwas Mütterliches angenommen hat.

„Dieses weniger, meine Gnädige," grinst der Ankömmling, indem er die Hände noch tiefer in die Hosentaschen schiebt. „Erich," ruft er dann nach oben hinauf, „komm 'runter, wollen ein bißchen rudern."

Die jungen Mädchen erheben einstimmig und lebhaft Protest, und auch aus dem Baum kommen Bedenken: „Nee, Georg, erst müssen wir die Äpfel abpflücken. Das kann noch ziemlich lange dauern."

„So ... dann will ich dir doch man lieber ein bißchen helfen."

Und schon hat der Junge in die Hände gespuckt, hantelt sich unter einer Leiter, von der Fräulein Martha mit einem Aufschrei zur Erde springt, in die Höhe, ergreift einen Zweig und klettert mit Katzengewandtheit mitten in ein Nest der größten und schönsten Äpfel hinein, zu dem der andere sich nicht recht hinaufgewagt hat. Einen Korb, den er sich von unten heraufreichen läßt, sendet er durch Erichs Vermittlung sehr bald gefüllt hinunter.

Während zwei der jungen Mädchen ihn auspacken, sitzt er rittlings in einer Zweiggabelung und schmaust mit Behagen von einem Kluster zwerghaft verkrüppel-

ter, frühreifer Früchte. Als er satt ist, fängt er an, sie den Schönen auf dem Rasen anzupreisen. „Wer will?“ ruft er, indem er ein Äpfelchen am Stil faßt und verlockend hinhält. Erst streckt nur eine die Hand aus, dann tun es alle, auch die auf den Leitern. Er wendet seine Gabe aber nicht der ersten besten zu, sondern besieht sich aus seiner Vogelschau die zu ihm aufblickenden Gesichter. „Der Schönsten,“ sagt er, übermütig lachend, und wirft den Apfel der bleichen Adele zu, die ihn geschickt auffängt und freudig errötet. „Wer will?“ fragt er noch einmal. Aber nun will keine mehr. Man schickt ihm durch die Kette der Hände den leeren Korb wieder hinauf, und die Arbeit nimmt ihren Fortgang.

Bald ist der Baum seiner Bürde ledig, und die köstliche Ernte auch im Keller geborgen. „Nun aber fix in den Kahn!“ ruft Georg. Erich aber macht Schwierigkeiten, nusselt von einem Buch, das er gern auslesen möchte. Aber der andere wendet sich gleich an die rechte Adresse. Er dringt in die Wohnstube ein und fragt: „Frau Pastorin, soll Erich heut nachmittag in seinem dummen Buch lesen, oder soll er mit Eva und mir aufs Wasser?“ — „Natürlich mit euch aufs Wasser!“ — „Siehste woll!“ Und nun nimmt Georg den Kameraden unter den Arm und zieht mit ihm ab.

Auf dem Fluß ist der warme, sonnige Tag noch wärmer und leuchtender, und die Kinder können ihn um so froher genießen, als es, vom gestrigen Sonntag abgesehen, der erste Ferientag ist. Noch vorgestern hat Erich seinem Vater den Cornelius Nepos übersetzen müssen, während Georg und Eva von Branken unter

der Fuchtel eines kleinlich pedantischen Hauslehrers geseufzt haben. Der ist nun abgereist, und, was das beste ist, auf Nimmerwiedersehen. Denn man hat ausgemacht, daß Georg fortan mit Pastors Erich auf der Pfarre unterrichtet werden soll. Deutsch und Französisch wird auch Eva mitgenießen. Schreiben, Rechnen und einige andere Fächer hat der alte Kantor übernommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Aussicht auf diese Anordnung, über die alle Beteiligten, Eltern wie Kinder, recht froh sind, nicht ganz unschuldig daran ist, wenn Herr von Branken als Patron der Ummersloher Kirche gerade den Pastor Heydenreich für die erledigte Pfarre präsentiert hat. Wenigstens behaupten die Bauern, wenn's nach Recht und Gerechtigkeit gegangen wäre, hätte ein anderer der drei Bewerber sie haben müssen; denn der hätte seine Sache sowohl vor dem Altar wie auf dem Predigtstuhl viel besser gemacht.

Als das Boot eine Weile zwischen Weiden und Erlen dahin geglitten war, zog Georg die Riemen ein und machte den Blänker für den Hechtfang zurecht. Dann gab er die Rute an Erich und belehrte ihn, wie er sie handhaben müßte.

Dieser hatte das glänzende Blech noch keine fünf Minuten durch das Wasser wirbeln lassen, da sah er es plötzlich verschwinden, fühlte in der Hand einen starken Ruck, so daß der Stock ihm um ein Haar entglitten wäre, Georg war schon zugesprungen, und mit vereinten Kräften zogen sie einen wild um sich schlagenden Hecht von ansehnlicher Größe an Bord. „Immer sinnig," sagte Georg, indem er seinen Fuß auf den ungebärdigen

Burschen setzte, sein Messer zog und ihn nach allen Regeln der Kunst abschlachtete. Erich sah halb mit Grausen, halb mit Bewunderung zu.

Von ähnlich widerstreitenden Gefühlen wurde er im Verkehr mit dem neuen Freunde öfters bewegt. Er hatte bislang das stille, beschauliche Leben eines Muttersöhnchens geführt. Da mutete ihn die wilde, unbekümmerte Jungensart des Kameraden nicht selten recht fremd an, brachte ihn auch wohl mit seinem in der strengen väterlichen Zucht etwas eng und ängstlich gewordenen Gewissen in Widerspruch. Andererseits erregte es aber auch seine Bewunderung, was jener alles sagen und tun mochte, er empfand den Reiz, der in einer größeren Freiheit liegt, und ließ sich im Grunde ganz gern von ihm ins Schlepptau nehmen. Wenn ein Mädchen so was mitmachen darf, beruhigte er gelegentlich sein Gewissen, darf ich als Junge es doch wohl erst recht.

Der Blänker, den er gleich wieder ins Wasser geworfen hatte, lockte keinen Fisch weiter an, und nach dreiviertelstündiger Fahrt gingen die drei an Land, um unmittelbar aus dem Boot in den prächtigen Buchenwald des Werleworths einzutreten. Der Pastorsjunge, dessen Wiege zwischen den Hildesheimer Zuckerrübenfeldern gestanden hatte, machte große, verwunderte Augen, und es wurde ihm unter den hohen, stillen, von goldigem Herbstlicht durchfluteten Hallen ganz andächtig zumute. Als man ihm gar ein Reh zeigte, das auf einer Waldblöße friedlich in der Sonne äste, als das Tier mit seinen braunen Lichtern herüberäugte und sich dann mit graziösen Sprüngen davon machte, kam er sich wie in

ein Zauberland versetzt vor und mußte seinen beiden Führern, die ihn in die Mitte genommen hatten, in stummer Verzückung die Hände drücken.

Bald erreichte das Kleeblatt in heimeliger Waldeinsamkeit eine Jagdhütte, die sich an den Stamm einer schönen, alten Buche lehnte. Sie wurde bis in die letzten Winkel durchstöbert, dann setzten Erich und Eva sich auf die Rasenbank neben dem Eingang, während Georg für den Hauptpunkt des Tagesprogramms seine Vorbereitungen traf. Er holte ein Brett aus der Hütte, befestigte mit Stiften darauf eine mit dem Tintenzirkel gezogene Scheibe, die in der Mitte als Zentrum einen dicken schwarzen Klecks zeigte, und pflanzte es fünfzehn Schritt vor der Rasenbank in die Erde. Darauf zog er aus der linken Hosentasche eine Schwedenschachtel mit Munition, aus der rechten ein nicht ganz rostfreies Schießeisen, und erklärte kaltblütig: „So, mein Junge, nun wollen wir beiden Scheiben schießen. Wer zuerst ins Zentrum trifft, ist Schützenkönig, und Eva steckt ihm einen Eichenbruch vor die Brust."

Er lud, zielte und schoß. Erich hörte nur den Widerhall aus dem Walde; denn vor dem Knall hatte er sich schnell die Ohren zugehalten.

„Mäßig," erklärte der Schütze nach Besichtigung der Scheibe, „nur zwei Ring. Mach's besser!"

Er reichte die wieder geladene Pistole dem Kameraden, aber dieser ließ beide Hände hinter dem Rücken verschwinden und versicherte hoch und heilig, er könne ganz und gar nicht schießen.

„Darum sollst du es eben lernen," erklärte der

Freund lachend. „Nun pack zu und mach keine Sperenzchen."

Aber Erich war weder durch Machtwort noch durch Spottreden noch durch Bitten zu bewegen, das unheimliche Ding anzufassen. „Ein Feigling, wie du einer bist, ist mir noch nicht vorgekommen," rief Georg zuletzt voll tiefster Verachtung und gab selbst den Schuß ab.

Erich sah verstohlen nach Eva hinüber. Daß auch sie ihn geringschätzig ansah, gab ihm einen Stich. Er schämte sich, und da er beim zweiten Schuß gefunden hatte, daß der Knall doch nicht so schlimm war wie er gefürchtet, faßte er sich ein Herz, trat vor und sagte: „Gib her!"

Seine Hand bebte, die Hosen schlotterten ihm um die Knie. Er richtete die Pistole auf das Ziel, kniff die Augen zu und drückte ab. Als der Schuß gefallen war, stürzten alle drei zur Scheibe. „Natürlich eine halbe Meile vorbei," höhnte Georg, aber seine Schwester zeigte mit spitzem Finger in das Schwarze und fragte: „Was sitzt denn aber hier?" „Donnerwetter, Kerl," rief Georg nun im Ton höchster Verwunderung, „du hast ja ins Zentrum getroffen! Mensch, was hast du heute für Dusel!"

Aus feucht schimmernden Augen glücklich lächelnd richtete Erich sich stolz in die Höhe. „Dusel?" wiederholte er, „bitte, ich hab ganz genau gezielt." Und abwechselnd betrachtete er das Eisen in seiner Hand und das Loch in der Scheibe. Er konnte das Wunder, das sich da begeben hatte, doch selbst nicht recht begreifen.

Es blieben für jeden noch drei Patronen. Erich traf,

obgleich er jetzt viel weniger zitterte, die Scheibe nicht wieder. Da aber der andere keinen Schuß ins Schwarze brachte, wurde er feierlich zum Schützenkönig erklärt, und das junge Edelfräulein steckte ihm den wohlverdienten Eichenbruch über der von stolzen Gefühlen durchwogten Brust ins Knopfloch.

Sie setzten sich wieder auf die Rasenbank, der König in der Mitte. Aber Georg konnte nicht lange still sitzen. Bald schob er die Knie auf die Bank und grub mit dem Taschenmesser die Anfangsbuchstaben seines Namens in den glatten, silbergrauen Stamm der die Hütte überschattenden Buche. Auf Bitten seiner Schwester setzte er dann ein E. v. B. darunter, und als er damit fertig war, sagte er: „Na, denn wollen wir Pastors Erich auch man gleich mit verewigen," und schnitt noch ein E. H. in die Rinde.

Drei Schritt zurücktretend, musterte er mit schief gehaltenem Kopfe sein Werk. „Noch feiner würde es aussehen," gab Eva zu bedenken, „wenn du rundherum einen Rahmen zögest." Er nickte zustimmend, machte sich wieder an die Arbeit und setzte die drei Namen in ein schön geschweiftes Herz, aus dem er zuletzt noch drei Flammen aufwärts lodern ließ.

Jetzt waren alle zufrieden, Georg aber setzte sich wieder an seinen Platz, langte in eine seiner unerschöpflichen Taschen und sagte: „So! Nun wollen wir uns gemütlich einen anschmöken."

„Aber Mensch, das ist ja Holz!" rief Erich laut auflachend, als er sah, was der Freund ans Licht beförderte.

„Holz?" fragte dieser beleidigt. „Du kennst wohl noch

kein spanisch Rohr? Das Ekel von Kandidat hat mich oft genug damit versohlt. Nun wollen wir das Zeug aus der Luft schaffen."

Erich, durch seine Erfolge mit dem Blänker und der Pistole kühn gemacht, bebte vor einer neuen Probe seines Mannesmuts nicht mehr zurück. Er nahm einen Stengel, ließ sich Feuer geben und qualmte gewaltig, um auch in diesem Wettkampf Meister zu werden. Und wirklich, sein Glück blieb ihm treu. Als man Ringe zu blasen versuchte, brachte er ganz leidliche zustande und fühlte sich selig in der Bewunderung, die ihm darob gezollt wurde. Etwas überlegen belehrte er den andern, wie man das machte, aber dem gelang kein einziger, so verschiedene Mundstellungen er auch versuchte.

„Was willst du eigentlich werden?" fragte Georg nach einer Weile, endlich die unnützen Versuche aufgebend.

„Weiß noch nicht ..., hat ja auch noch Zeit," lautete die Antwort, die, von einer dicken braungelben Wolke unterbrochen, aus Erichs Munde kam.

„Ich will dir mal was sagen: werd' du auch man wieder Pastor."

„Warum?"

„Dann geb ich dir später, wenn dein Vater mal nicht mehr kann, unsere schöne Pfarre."

„Du?"

„Ja, wer denn sonst? Du wirst doch wohl wissen, daß der Gutsherr zugleich Patron der Kirche ist. Mein alter Herr hat den deinen eingesetzt, und so mache ich's später mal mit dir. Und wir können auch als

Große immer gute Freunde bleiben. Wär' das nicht nett?"

„Hm... das wohl... Ich werde aber wohl nicht Pastor werden... Möglich, daß ich Leutnant werde."

„Pah! Du und Leutnant?"

„Warum nicht?"

„Hm, dazu kann ich dir wirklich nicht raten."

„Warum denn nicht?"

„Oh, wenn einer nicht von Adel ist, hat das nicht viel Zweck."

„Mensch, Mensch, bilde dir man bloß nicht zu viel auf das kleine Von vor deinem Namen ein. Da kannst du ja selber nichts zu... Du hast doch gewiß mal von Scharnhorst gehört. Der war auch nicht adelig und ist doch ein Hauptgeneral geworden. Er ist noch so was wie ein Onkel von mir."

„Wa—as?"

„Ja natürlich. Mutters Großvater war ein Halbvetter von ihm. Wir haben in unserer Familie noch einen Brief, den er selbst geschrieben hat."

„Hm, das ist was anderes... Aber du willst doch wohl Infanterist werden?"

„Weiß ich noch nicht."

„Ich gehe jedenfalls zur Kavallerie."

„Na, dann kann ich ja man bei die Kanonen gehn."

Erich blickte kühn um sich, aber auf einmal stand er jäh erbleichend auf und verschwand mit beschleunigter Gangart nach rechts im Unterholz.

„Selbst 'ne Kanone," spottete Georg schadenfroh lachend, „hör' doch bloß mal an, Eva!"

Aber plötzlich erhob auch er sich und suchte, nach Möglichkeit Haltung bewahrend, ein Gebüsch zur Linken auf . . .

Als er, noch immer recht fahl und nicht ganz sicher auf den Füßen, wieder bei der Jagdhütte erschien, strich seine Schwester die Zeigefinger aneinander und machte ätsch, ätsch. Da wurde er böse und wollte sie verhauen. Aber sie schrie: „Erich, hilf mir!“ Im Nu war dieser zur Stelle und griff auch sofort wacker ein. Eva wurde schnell frei, und bald hatte sie genug zu tun, die beiden Kämpfenden wieder auseinander zu bringen. „So,“ sagte sie, als sie endlich Frieden gestiftet hatte, „nun steckt euch die Zigarren wieder an und schmökt gemütlich weiter.“ Beide schüttelten sich vor Grausen und erbleichten aufs neue. „Wir wollen nach Hause,“ erklärte Georg, und schlug die Richtung nach dem Flusse ein.

Frau Pastor Heydenreich hatte nach dem Kaffeetrinken einen Besuch im Dorf gemacht und saß nun in der Wohnstube am Fenster, im Schoß eine Näharbeit und die feiernden Hände darüber. Ihr Mann in der Gemeinde, der Junge auf dem Wasser, das Pensionat ausgeflogen, die Magd im Garten Kartoffel rodend — so still war es selten im Hause, und sie benutzte die ruhige Nachmittagsstunde, die letzten Monate noch einmal in der Erinnerung zu durchleben: die hoffnungsvolle Ungewißheit in der Zeit, als die Entscheidung nahte, das Harren auf den Briefträger, den Jubel des ganzen Hauses, als er endlich die Freudenbotschaft

brachte, das Packen und all die Plackerei des Umzugs mit drei Möbelwagen — ach, einige Möbelstücke waren arg mitgenommen, aber wie gern bringt man das kleine Opfer, wenn es sich um etwas so Großes handelt! Eine Versetzung ist ja wie nichts anderes imstande, den ganzen Menschen aufzukratzen und neu zu beleben. Besonders erhoffte sie das für ihren Mann, der sich in der früheren Gemeinde gar nicht recht befriedigt gefühlt hatte.

Die Hausglocke lärmte ärger als gewöhnlich, und im nächsten Augenblick kam ihr Einziger atemlos in das Zimmer gestürzt. Noch in der Tür, sprudelte er los: „Denk dir bloß, Mutter, ich hab' mit der Angel einen dicken Hecht gefangen, und eben haben wir ihn gewogen, beinah fünf Pfund! Und im Werleworth sind wir gewesen, und da stand ein Reh und fraß, und als es uns sah, sprang es weg. Oh, was das für ein schöner Wald ist, ich rudere dich bald mal hin, denn das Rudern habe ich eben auch gelernt. Und nun wollen wir den Hecht zusammen essen, Herr Rittmeister sagt, ich sollte tüchtig dabei helfen. Mutter, ich darf doch?"

„Ja, aber erst gehst du auf deine Kammer und ziehst den blauen Anzug an."

Erich zog einen schiefen Mund: „Herr Rittmeister hat extra noch gesagt, ich könnte kommen, wie ich bin."

„Du hast mich verstanden, mein Sohn. Und wasch dich ordentlich, auch hinter den Ohren!"

„Och Mutter," rief er in klagendem Tone, ließ die linke Schulter hängen und schob sich schräg zur Tür hinaus. Einen Augenblick später hörte sie ihn die

Treppe hinaufstürmen, die sechzehn Stufen mit fünf Sprungschritten nehmend.

Ja, auch für den Jungen war die Ortsveränderung sehr heilsam. In Liesheim hatte er, da sein Vater einen intimeren Verkehr mit der Dorfjugend nicht zugab, in Gefahr gestanden, ein Träumer und Steh-im-Wege zu werden. Die munteren Kameraden von drüben weckten ihn gewiß auf und machten ihn etwas beweglicher. Wenn er von ihnen kam, war er jedesmal wie ausgewechselt. Und daß Vater und Sohn sich im Unterricht fortan nicht mehr allein miteinander quälen sollten, war ja auch ein großes Glück. Wie hatte sich das doch alles so wunderbar gefügt!

Erich steckte den Kopf in die Tür zum Adieusagen. Er mußte aber ganz hereinkommen und bekam außer einigen Ermahnungen zu gesittetem Betragen einen Kuß mit auf den Weg.

Als er die Haustür hinter sich zugeschlagen hatte, hing seine Mutter weiter ihren angenehmen Gedanken nach. Wie bequem war doch das Haus eingerichtet! Zahl, Lage und Größe der Zimmer, Küche, Speisekammer, Keller, alles so, daß man es gar nicht besser wünschen könnte... Und vom Garten hatte der Superintendent bei der Einführung gesagt, so schön und ertragreich gäbe es in der ganzen Inspektion keinen zweiten.

Sie blickte zum Fenster hinaus und sah, wie die letzten Strahlen des scheidenden Tages die Baumkronen jenseits des Rasenrondells mit goldigem Licht übergossen. Dann erbleichten diese, und nach und nach begann es zu schummern. Da lehnte die Frau sich in ihrem Stuhl zu-

rück, und die frohen Gedanken gingen unmerklich in ein glückliches Träumen über...

Plötzlich fuhr sie jäh in die Höhe und starrte erschrocken in die weit vorgeschrittene Dämmerung. Die Haustür war hart ins Schloß gefallen. Schwere Schritte stapften die Treppe hinauf. „Na nu," murmelte sie, sich die Augen reibend, „der bringt kein gutes Wetter mit."

Auf dem Vorplatz traf sie auf den Fuhrmann, der eben mit einem Sack voller Bröte angeschleppt kam und ihr diesen grinsend vor die Füße stellte. „Du lieber Himmel," rief sie, die Hände zusammenschlagend, „was soll ich mit all dem Brot anfangen!" — „Das beste ist," meinte der Mann, „Sie schneiden den Kram kaput, rösten die Stücke im Backofen und geben sie den Winter über der Kuh zu fressen. So machte es die alte Pastörsche auch immer."

Nachdem er auch den Roggen ins Haus geschafft, ein ihm kredenztes Glas Wein auf einen Zug geleert und zwei Zigarren in seiner Rocktasche untergebracht hatte, ging er seiner Wege, und von der Diele her kam in eben diesem Augenblick die Magd mit dem Melkeimer. „Kuck mal, Doris," rief die Pastorin ihr entgegen, „was für 'ne Masse Brot!" — „Das sagen Sie man," versetzte mit kläglicher Stimme die gute Doris, „und wo wir doch immer Mengebrot essen und das Schwarzbrot gar nicht recht vertragen." Sie wollte zeitig vorbauen, damit man bei der Vertilgung dieses Segens nicht gar zu sehr auf sie rechne.

Die Pastorin stieg nun, einmal über das andere seufzend, die Treppe hinauf, um nach ihrem Mann zu

sehen. Dieser stand mit dem Rücken an seinem Kachelofen; die Lampe hatte er noch nicht angezündet.

„Das ist aber eine schöne Bescherung! Einen ganzen Sack Brote hast du mir mitgebracht. Was denkst du dir bloß dabei?“ Mit diesen vorwurfsvollen Worten brach sie bei ihm ein.

Eine Antwort erfolgte nicht, und sie fuhr fort: „Herr Kantor hat mir doch gestern abend noch gesagt, die meisten Leute gäben für das Brot ganz gern Roggen. Du hast natürlich vergessen, sie daran zu erinnern, obgleich ich dich heute morgen noch besonders darum gebeten habe. Alles darf der Mensch sich auch nicht in die Hand stoppen lassen.“

Sie war unterdessen bei ihm angelangt und suchte in dem Dunkel seine Hand, um nach solcher kleinen Strafpredigt diese liebevoll zu drücken. Er aber machte eine ärgerliche Bewegung mit dem Ellbogen und schlurfte durch die Stube an seinen Schreibtisch, wo er sich schwer in den knisternden Weidensessel fallen ließ.

„Was ist dir?“ forschte sie in schnell verändertem, ängstlich besorgtem Tone. „Hat dich die Fahrt so angegriffen? ... Du bist mir doch nicht krank geworden?“

„Ach Emma, wären wir doch geblieben, wo wir waren! Wärest du nie auf den unglücklichen Gedanken gekommen, daß ich mich von Liesheim wegmelden sollte!“

„Ohhh ... Und ich saß gerade eben still in der Wohnstube und war so recht von Herzen froh und dankbar ...“

Er lachte mit großer Bitterkeit. „Ja, du in deinem Palais und Park ..., das glaub' ich!"

„Bitte, Haus und Garten tun es längst nicht allein," rief sie lebhaft, „ich mag auch die Leute hier recht gern."

„Ja, Kind, weil du sie nicht kennst, weil du sie nach dem Sonntagsgesicht und Sonntagsrock taxierst."

Frau Emma hatte die Bemerkung auf der Zunge, daß ihre Menschenkenntnis es mit der seinen am Ende aufnehmen könnte, unterdrückte sie aber. Sie ließ sich im Sofa nieder und begann nach kurzer Pause mit sanfter, überredender Stimme:

„Lieber Mann, ich muß dein Gedächtnis mal ein bißchen auffrischen. Hast du ganz vergessen, wie unglücklich du in Liesheim oft warst, wenn du immer und immer wieder vor leeren Bänken predigen mußtest? Oder wenn die Kollekte so kläglich war, daß du tief in deine eigene Tasche greifen mußtest, um überhaupt etwas vorzeigen zu können? Denkst du gar nicht mehr daran, wie unerträglich das Verhältnis zu dem Direktor der Zuckerfabrik allmählich geworden war? Und was für einen unangenehmen Superintendenten wir dort hatten? ... Dagegen hier? Die Kirche Sonntag für Sonntag bis auf den letzten Platz besetzt, und eine Aufmerksamkeit, die dir jedes Wort vom Munde nimmt — wenn hier und da mal einem die Augen zufallen, darüber darfst du dich nicht wundern, die Leute müssen die Woche über schwer arbeiten. Die Kollekten zwischen dreißig und vierzig Mark, an den Festtagen über fünfzig, und wenn es für die armen Heiden geht, beinah hundert — das hast du mir ja neulich alles aus dem

Kanzelbuch deines Vorgängers vorgelesen. Und einen netteren Superintendenten kannst du dir gar nicht wünschen, wie reizend war er bei unserer Einführung, du warst selbst ganz entzückt davon. Der Mann legt dir gewiß nichts in den Weg..., hauptsächlich, wenn du ein klein bißchen pünktlicher wirst und deine Akten immer zur rechten Zeit einschickst. Und was ist der freundschaftliche Verkehr mit dem Gut nicht wert, vor allem auch für unsern Liebling! Der ist gar nicht wiederzuerkennen, jetzt wird überhaupt erst ein rechter Junge aus ihm. Und der Unterricht macht euch beiden nächstens ganz gewiß viel mehr Freude als bisher."

„Was du da alles herkriegst..." brummte er. „Ich wollte nur, du hättest heut' meine Fahrt mitgemacht."

„Das wollt' ich auch!" rief sie munter. „Es würde mir Freude gemacht haben, die Gegend und auf einmal so viele Glieder unserer Gemeinde kennen zu lernen. Aber sag, was ist dir denn eigentlich so Fürchterliches begegnet?"

„Mißtrauen, Frau, Mißtrauen fast überall. Dreimal bin ich ernstlich gewarnt worden, nichts Falsches in mein Buch zu schreiben. Das Tollste aber, das allem die Krone aufsetzte, passierte mir noch zu guter Letzt. Denk dir: nimmt mich so ein Bauer — er hört auf den schönen Namen ‚Bullwinkel', hat eine schiefe Nase und ist ein widerlicher, vor geistlichem Hochmut beinah platzender Pharisäer — feierlich beiseite, legt mir mit toternstem Gesicht Ludwig Harms' Epistelpredigten vor und weist mir aus diesen nach, daß ich am vorletzten Sonntag meinen Text verkehrt ausgelegt habe. Ich

verteidige meine Auffassung mit den klarsten und zwingendsten Gründen, die ein Kind hätte begreifen müssen. Er aber hat die geballte Faust auf seinem Buch, sieht mich hochfahrend an, und es fehlte nur noch, daß er mich mit einem: ‚Es steht geschrieben!' niedergedonnert hätte. Ich wage zu bemerken, Harms hätte als Mensch am Ende doch auch irren können, wie wir alle. Und was antwortet mir der Kerl? ‚Er war ein auserwähltes Rüstzeug Gottes und hatte ein zwiefaches Maß des heiligen Geistes.' Da wandte ich ihm den Rücken zu und ging. Was sagst du dazu, Frau?"

Frau Emma schwieg nachdenklich einige Sekunden. „Merkwürdig," begann sie darauf, „wie dieser Name Harms *) einem hier überall entgegenklingt. Nach dem Kaffee besuchte ich eben die Frau Ruschmeyer oben im Dorf, die vorige Woche die Zwillinge gehabt hat. Als ich gehen will, führt ihre Mutter mich in die andere Stube und erzählt mir wohl eine halbe Stunde von Ludwig Harms. Zum Teil ganz wunderbare Geschichten, wie Gott seine Feinde zuschanden gemacht und ihn selbst durch heilige Engel, die in der Gestalt schöner Männer an seiner Seite gesehen wären, gerettet habe. Es muß doch ein gewaltiger Mann gewesen sein."

*) Ludwig Harms, geboren am 5. Mai 1808 in Walsrode, wurde 1844 Hilfsprediger seines Vaters in Hermannsburg, 1849 Pastor daselbst. Im gleichen Jahre gründete er dort die noch heute blühende Missionsanstalt. Als er am 14. Nofolger, der 1877 wegen seines Widerspruchs gegen die Zivilehe des Pfarramts entsetzt wurde und darauf die „Hannoversche Evangelisch-lutherische Freikirche" gründete.

„Sicherlich. Alltagsmenschen umkleidet die dichtende Phantasie des Volkes nicht mit solchen Wundergeschichten.“

„Aus den Worten der alten Frau sprach eine solche Verehrung, eine solche Liebe zu ‚Vater Harms‘, wie sie ihn immer nannte, daß es mich tief gerührt hat. Ich meine, ein Menschenschlag, der zu solcher Dankbarkeit gegen seine geistlichen Führer weit über das Grab hinaus fähig ist, muß einen guten und gesunden Kern haben. Sollte man da nicht manche Ecken und Wunderlichkeiten mit in den Kauf nehmen können?“

Nach einer Weile nahm der Mann wieder das Wort: „Ludwig Harms hat in einem Maße, wie ich es früher und aus der Ferne nicht für möglich gehalten hätte, den Gemeinden dieser Gegend ein ganz bestimmtes Gepräge der Frömmigkeit aufgedrückt, das in absehbarer Zeit nicht verwischt werden wird. Wer nun ganz in seinem Fahrwasser segeln kann, der wird sich als Pastor nirgends wohler fühlen als in einer solchen Heidgemeinde. Wer das aber nicht so ohne weiteres kann, der gehört im Grunde hier nicht her. Wir hätten bleiben sollen, wo wir waren; du magst dagegen sagen, was du willst.“

Sie schwieg; denn sie empfand, daß er nicht so ganz unrecht hatte. Die Heideleute erwarteten von ihrem Pastor doch wohl eine andere Art zu predigen und sich zu geben, als sie ihrem Mann eigen war. Das hatte sie selbst schon dunkel gefühlt. Es blieb längere Zeit still zwischen ihnen. Endlich stand sie auf, ging zu ihm, legte den Arm um seine Schulter und sagte in warmem, zuversichtlichem Tone:

„Lieber Mann, wir sind einmal hier, und nun hilft alles nichts, wir müssen den Kopf hoch behalten. Du fängst ja wohl bald mit Hausbesuchen an. Ich will dir mal was sagen: nimm mich mit! Wir wollen mal sehen, ob wir nicht doch an die Leute herankommen. Ich meine, Adolf, wenn wir recht freundlich mit ihnen sind, wenn sie merken, daß wir sie lieb haben, werden sie uns schließlich doch ihr Vertrauen schenken, mag es bei ihrer langsamen Art auch einige Zeit dauern ... Und da wir nun einmal über diese Dinge sprechen — willst du, bitte, nicht mal versuchen, ob du nicht ein klein bißchen einfacher, schlichter predigen kannst? Etwas mehr für den gemeinen Mann? Gestern hattest du wieder längere Ausführungen in deiner Predigt, die sicher kein Mensch verstanden hat, offen gestanden, ich selbst nicht 'mal! Ich sah ordentlich, wie das Gesicht eines alten Bauern, der in meiner Nähe saß und gespannt zuhörte, lang und länger wurde. Könntest du zum Beispiel die Sätze nicht ein klein wenig kürzer machen? Wo du alles Wort für Wort niederschreibst, hast du das doch in der Hand, sollt' ich meinen ... Aber die Hauptsache ist, daß du den Mut nicht verlierst. Darum klettere morgen früh nur wieder vergnügt mit deinem alten Kantor auf Willem Hiestermanns Kastenwagen. Wenn dir mal einer verquer kommt, denkst du einfach: der Mann hat das nicht besser gelernt. Und schleppen sie dir wieder Brote heran, bestellst du einen freundlichen Gruß von deiner lieben Frau, bis Weihnachten hätte sie erst mal Brotes die Fülle, und nach Neujahr möchte sie ganz gern mal frisches essen, und wenn sie

dir Roggen gäben, könnte sie sich selbst welches backen, was sie aus dem Effeff verstände. Ein bißchen leichthin und spaßig mußt du das sagen, dann tun sie es am ersten. Und wenn so'n Dickkopp dann doch noch nicht will, läßt du dir's um Gottes willen nicht merken, daß dir das nicht nach der Mütze ist. Immer ruhig, immer freundlich und gemütlich bleiben, das ist die Hauptsache... Sieh mal, wir sitzen jetzt so warm und behaglich in dem schönen Haus und dem herrlichen Garten; ich glaube nicht, daß ich noch wieder Möbel umzustellen brauche, auch das Klavier hat nun wohl endlich den richtigen Platz. Nun müssen wir zusehen, daß wir bald auch eben so warm und behaglich in unserer Gemeinde drin sitzen. Und es muß uns gelingen, die Leute sind doch keine Unmenschen, und wir beide auch nicht. Gleich morgen backe ich eine große Trommel Pfeffernüsse für die Kinder, wenn wir nächstens zusammen losziehen. Das soll ein Vergnügen werden. Aber es hat schon vor einer Minute zum Essen geklingelt. Komm, du hast gewiß einen tüchtigen Hunger mitgebracht."

„Du hast gut reden," sagte er mit einem tiefen Seufzer. Aber sie nahm seinen Arm, den sie fest an sich drückte, und führte ihn aus der dunklen Stube, die von einer grünen Flurampel matt beschienene Treppe hinunter, in das hell erleuchtete Eßzimmer, wo die vier jungen Mädchen schon still und ehrbar hinter ihren Stühlen standen.

„Wo bleibt denn Erich?" fragte der Hausherr, mit einem Blick auf den leeren Platz zu seiner Linken.

„Sprich man erst das Tischgebet," sagte seine Frau, „dann sollst du's hören."

Als man sich gesetzt hatte, fing sie an, den jungen Mädchen und dem Jungen wegen ihres Eifers beim Obstpflücken ein Loblied zu singen, und dann erzählte sie von des letzteren Erlebnissen auf dem Fluß und im Walde. „Und nun," schloß sie munter ihren Bericht, „ist er drüben eingeladen und darf seinen Hecht verschmausen helfen."

„Hm hm ... Du, es ist 'ne halbe Ewigkeit her, daß wir keinen Hecht mehr gehabt haben."

Diesem Stoßseufzer entnahm Frau Emma, daß ihre lange Rede zur Aufmunterung des Gatten doch nicht ganz vergeblich gewesen war. „Wart man," sagte sie verheißungsvoll, „wir wohnen jetzt ja am Wasser. Ich will mich gleich morgen umhören, wo ich mal einen bekomme, und dann sollst du ihn fein gespickt haben, und selbsteingelegtes Sauerkraut dazu."

Nach einer Weile fing er an, eine Schilderung des Prövendiners bei Mutter Hohls zu geben, die leidlich humoristisch ausfiel und lebhaften Beifall fand. Der Herr Pastor war selten zu Scherzen aufgelegt. Wenn er aber einmal etwas sagte, worüber man lachen durfte, dann besorgten die jungen Mädchen das gründlich, und ihre Pensionsmutter ging ihnen dabei, wie in allen Dingen, mit gutem Beispiel voran.

Zur selben Stunde ließ man jenseits der Werle, im braungetäfelten Speisezimmer des Gutshauses, sich den auf silberner Platte angerichteten Hecht schmecken.

Herr von Branken, der spät geheiratet und nach den Ereignissen von 1866 als Rittmeister den Abschied genommen hatte, war ein jovialer alter Haudegen mit fröhlichem, rotem Gesicht, zu dem ein bärbeißiger Schnauzbart in lustigem Gegensatz stand. Mit behaglichem Humor, zuweilen mit einem herzlichen Lachen sich selbst unterbrechend, erzählte er allerhand Geschichten von Hechten und anderen Flossenträgern aus seinen Jungenstagen und behauptete, nirgends in der Welt könne man eine schönere Jugend verleben als an, auf und in der Werle, zumal wenn hüben und drüben gleichaltrige Jungens aufwüchsen, wie es auch zu seiner Zeit der Fall gewesen sei. Und mit dem Apfelwein, den er zum Fisch spendierte, stieß er auf die Kameradschaft und Freundschaft des jungen Geschlechts so kräftig an, daß Erich glaubte, das Glas in seiner Hand müsse in Scherben springen.

Während dieser den Rittmeister recht gut leiden konnte und immer mit einer Art Bewunderung an seinem Munde hing, war dessen Schwester, die dem Haushalt des früh verwitweten Bruders vorstand, ihm recht unangenehm, ja geradezu unheimlich. Wenn sie ihn mit ihren dunklen, glusterigen Augen ansah, gab es ihm jedesmal einen Stich, und er hatte ein Gefühl, als ob irgend etwas an oder in ihm nicht in Ordnung wäre. Einmal fixierte sie seine Hände in einer Weise, daß er sie errötend unter dem Tisch verschwinden ließ und sich verstohlen unter den Fingernägeln zu schaffen machte. Aber da zuckte ein Blick hinterdrein, daß er sie jäh erbleichend wieder zum Vorschein brachte und

vor Schreck beinah eine böse Gräte verschluckt hätte. Sie hakte sich noch gerade fest, und indem er, um sie herauszuholen, mit den Fingern in den Mund langte, baten seine großen Augen die streng dreinblickende Dame des Hauses flehentlich um Verzeihung.

Als nach Tisch eine Partie Tivoli um Nüsse gespielt wurde, war er froh, daß Tante Ulrike sich mit der Lesemappe in ein anderes Zimmer setzte. Und nun merkte er bald zu seiner Freude, jedoch ohne eigentlich davon überrascht zu werden, daß das Glück, das sich ihm den ganzen Tag so hold erwiesen hatte, ihm noch immer zur Seite stand. Er stieß ruhig und mit siegesgewisser Sicherheit, und fast immer liefen die Kugeln in die hohen Nummern. Die gewonnenen Walnüsse tat er in die rechte, die Haselnüsse in die linke Hosentasche, und als er gegen halb zehn heimwärts zog, standen beide ihm prall von den Beinen ab.

In seinen Schätzen wühlend, trödelte er die vom Gut zum Dorf führende schnurgerade Lindenallee dahin, innerlich auf das angenehmste erregt. Was hatte er doch heute für unerhörtes Glück gehabt! Wenn das immer so blieb, wer konnte wissen, was noch aus ihm werden konnte, zu wie großen Dingen er noch einmal berufen war...

Vor der Werlebrücke trat er aus dem Dunkel des Baumschattens heraus, und nun umflutete das Mondlicht ihn mit solcher Helle, daß er fast erschrak. Wie gebannt blieb er stehen, zog die Hände langsam aus den Hosentaschen und breitete unwillkürlich die Arme aus. Es war, als ob etwas in ihm sich emporreckte und

ausstreckte, um die ganze Welt zu umarmen und an sich zu reißen ...

Als diese großen Gefühle verebbt waren, ruhte sein Blick eine Weile träumerisch und zärtlich auf dem Dorfe, das, von feinen, durchsichtigen Nebelschleiern umwoben, in blauem Silberglanz vor ihm lag ...

Es war wirklich zu schade, schon gleich nach Hause zu gehen und ins Bett zu steigen. Über das Brückengeländer gelehnt, fing er an, mit den Backenzähnen Nüsse aufzuknacken. Während er die süßen Kerne mit Wohlbehagen hinunterkaute, warf er mit den Schalen nach dem Spiegelbild des Mondes, das aus dem vor der Mühle aufgestauten ruhenden Gewässer heraufglänzte. Das erzitterte jedesmal leise und funkelte aus den sich bildenden Ringen ebenso schön wie das freundliche Hoffnungsbild einer bewegteren Jugend, das ihm vor der trunkenen Seele schwebte.

Es ist ein gutes halbes Jahr später und am Vorabend des Pfingstfestes.

Über das schlechte Pflaster der Ummersloher Dorfstraße rumpeln Wagen mit reichlichem Grünfutter; denn morgen und übermorgen darf keine Sense angerührt werden. Man hört, wie in manchen Häusern Besen und Schrubber noch an der Arbeit sind; zuweilen werden auch hoch geschürzte Frauen und Mädchen für einen Augenblick sichtbar. Hier und da sind die Mannsleute schon dabei, Tür und Tor mit Pfingstmaien zu schmücken, deren würziger Duft sich mit dem süßen des Flieders mischt, der seine weißen und lila Blütentrauben über die Zäune hängt. Die Schwalben jagen zwitschernd hin und her, unter den Strohdächern piepst ihre mückenhungrige Brut. Irgendwo klappert ein zu Nest gekehrter Storch. Aus frisch begrünten Eichenkronen läßt der Pfingstvogel seine kurze, so wunderbar tieftönige Strophe erklingen.

Nun werden auf dem dicken, holzumkleideten Kirchturm die Luken der Schallöcher aufgestoßen. Gleich darauf erheben die beiden Glocken ihre ehernen Stimmen, das schöne Fest einzuläuten.

Als sie verstummt sind, tut die Betglocke ihre gemessenen, dumpfen Schläge, sieben an der Zahl, ent-

sprechend den sieben Bitten des heiligen Vaterunsers. In dem weltfernen Dorfe, das seinen Ehrgeiz nicht darin sucht, mit der Zeit fortzuschreiten, wird ihre Mahnung noch gehört. Für eine Viertelminute ruht jede Arbeit, steht alles entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen.

Eben haben die Leute die unterbrochene Beschäftigung wieder aufgenommen, da kommen zwei junge Männer in schwarzer, am Halse hoch geschlossener Kleidung, mit weißer Halsbinde, um die Schulter eine Reisetasche und in den Händen derbe Eichenstöcke, die Straße dahergepilgert. Die Ummersloher bieten jedem Fremdling, der sich bei ihnen sehen läßt, die Tageszeit, aber diese beiden werden besonders freundlich begrüßt, obgleich sie heute zum erstenmal das Dorfpflaster treten. Denn jedes Kind weiß, es sind die Missionszöglinge aus Hermannsburg, die vom Hofbesitzer Drewes eingeladen sind und morgen nachmittag auf seinem Hof eine Missionsstunde halten wollen. Ein alter Mann, der gerade nichts zu tun hat, geht auf sie zu, schüttelt ihnen treuherzig die Hand und erbietet sich, sie in ihr Quartier zu führen.

Jürgen Drewes nennt den größten und stattlichsten Hof im Dorf sein eigen, und auch an Barvermögen kommt ihm wohl niemand gleich. In seinen jungen Jahren ist er ein rechter Sausewind und Tunichtgut gewesen. Aber da haben sie ihn einmal mit nach Hermannsburg auf das Missionsfest genommen, und dort hat ihn seine Damaskusstunde ereilt. Ludwig Harms, damals auf der Höhe seiner Kraft, hat durch eine seiner

gewaltigen Predigten den jungen Mann auf das tiefste erschüttert und seinem Leben eine andere Richtung gegeben. Aus dem Wirtshaushelden und Schürzenjäger ist der fleißigste Kirchgänger und wärmste Missionsfreund geworden. Den Pastoren ist er etwas unbequem; denn er hat viel gelesen und sich zu einem Schriftgelehrten ausgebildet, vor dessen Beweisführung jede Theologie die Waffen strecken muß. Aber an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, an der Reinheit seines Wollens hat niemals jemand zu zweifeln gewagt. Alljährlich zweimal, im Herbst und im Frühling, veranstaltet er auf seinem Hof Missionsstunden, für die er sich Zöglinge aus der von seinem geistlichen Vater gegründeten Anstalt kommen läßt. Zu diesen schlichten Männern, die einmal Bauernknechte oder Handwerksgesellen waren und nun in Hermannsburg sich auf den Gott vor andern wohlgefälligen Beruf eines Missionars vorbereiten, hat er im Grunde viel mehr Vertrauen als zu den Herrn Pastoren, die auf Universitäten wer weiß was für Professoren gehört, wer weiß wie viel Bier getrunken und am Ende gar sich mit Säbeln gehauen haben, wovon zum Beispiel nicht weit von Ummersloh einer noch die Narben wie ein Kainszeichen mit auf den Predigtstuhl trägt.

Der Bauer empfängt seine Gäste mit sichtlicher Freude, und es dauert nicht lange, so hat seine Frau aufgetischt, was Küche und Keller, Wiemen und Speicher nur herzugeben vermögen. Wenn solche jungen Burschen, die in Hermannsburg nicht nur die schwere Kopfarbeit tun müssen, sondern auch bei der Beackerung des

Missionshofes tüchtig herangenommen werden — sie sollen später als Missionare die Heiden ja auch zu soliden, seßhaften Landwirten erziehen —, zu Besuch auf einen großen Bauernhof kommen, muß man sie ordentlich herausfüttern. Es ist dies ja auch ein Dienst, der schließlich der Mission zugute kommt.

Während die beiden, von einer fünfstündigen Wanderung ausgehungert, es sich schmecken ließen, sah der Bauer sich seine Leute etwas genauer an. Der Jüngere, der morgen nicht zu reden hatte — er war mehr zur Begleitung mitgesandt und sollte auf dieser Wanderfahrt die erste Fühlung mit den Missionsfreunden im Lande gewinnen — machte den Eindruck eines stillen, in sich gekehrten Menschen und gefiel ihm im Grunde besser als sein Gefährte mit dem schwarzen, krausen Haar, der vorhin bei der Begrüßung reichlich laut und wortreich gewesen war, jetzt einen sicheren Blick für die leckersten Dinge verriet und mit seinen gut entwickelten Kinnbacken mächtig mahlte. Aber wenn man solchen Besuch hat, will man gern mal hören, was es in der Welt und im Reich Gottes Neues gibt, und in dieser Beziehung konnte man bei letzterem, der sich als Zögling Nieweg vorgestellt hatte, doch eher auf seine Rechnung zu kommen hoffen.

Endlich hatten die Gäste den ersten Hunger so weit gestillt, daß sie schon einmal einen Mundvoll dazwischen schnacken konnten. Der Schwarze blickte ein wenig lauernd von seinem Teller auf und fragte: „Hat die Gemeinde es mit dem neuen Pastor gut getroffen?"

Den Bauern berührte es im ersten Augenblick nicht

gerade angenehm, daß er einem Menschen, den er heute abend zum ersten Male sah, gleich über seinen Pastor Rede stehen sollte. Aber wer aus Hermannsburg kam, hatte am Ende ein Recht zu solcher Frage. „O ja," antwortete er leichthin, um jedoch nach einer Weile einschränkend hinzuzufügen: „Es hilft sich so hin..."

„Wird er morgen wohl zu unserer Missionsstunde kommen?" forschte der Zögling.

„Wir wollen es hoffen; ich bin selbst hingegangen und hab ihn eingeladen. Letzten Herbst, als wir hier einen aus Hermannsburg hatten, mußte er gerade einem Kranken das heilige Abendmahl geben."

„Hm. Dann war er ja entschuldigt... Ich habe sonst gefunden, im allgemeinen kommen die Herrn Pastoren nicht gern zu den Missionsstunden, die wir Zöglinge halten."

„So?... Hm..."

„Es liegt da wohl ein gewisser geistlicher Hochmut zugrunde. Man sieht uns nicht für voll an, weil wir nicht auf Universitäten studiert haben... Als wenn das es machte!"

„Nee, das macht es wirklich nicht."

„Das wollt' ich meinen. Es gibt ein lateinisches Wort: Pectus est, quod facit theologum, das ist verdolmetschet: Nicht die Kopfweisheit, sondern das Herz macht den Pastor." — Der Zögling tippte sich bei diesen Worten erst mit dem Finger an den Kopf, um sodann die rechte Hand breit auf seine linke Brustseite zu legen.

„Ist euer Pastor denn ein Freund von Hermannsburg?" fragte er weiter.

Der Bauer wand sich unter solcher Ausfragerei und sagte ausweichend: „Oh... darüber hab ich noch nicht mit ihm gesprochen.“

„Na, lieber Freund, das merkt man doch auch so... Schon aus den Predigten!“

„Hm, wenn ich denn mit Gewalt meine Meinung sagen soll, ein echter Hermannsburger ist er wohl grade nicht. Er müßte die Sünden etwas mehr strafen, dünkt mich manchmal, und neulich sagte er, über den Sonntag hätte Ludwig Harms mehr jüdisch als christlich und lutherisch gelehrt. Unser Sonntag hätte mit dem Sabbat der alten Juden nichts zu tun.“

„So, dann wissen wir schon genug.“

„Er ist sonst aber ein ganz netter Mann,“ beeilte Drewes sich zu versichern, „und meint es gewiß auch gut, und was die Frau Pastorin ist, die haben wir alle bannig gern. Sie glauben gar nicht, wie gemein die ist und wie fein sie die Kranken trösten kann.“

„Hm,“ machte der Zögling, und der Bauer war froh, daß er damit das Thema fallen ließ. Im Grunde war er etwas unzufrieden mit sich, daß er aus der Zurückhaltung, die er im Urteil über den neuen Pastor bislang beobachtet hatte, sich gegen seinen Willen so weit hatte herauslocken lassen.

Nachdem Zögling Nieweg auf die Bitte des Hausherrn dem versammelten Hausvolk die Abendandacht gehalten hatte, fanden sich nach und nach einige Missionsfreunde aus dem Dorf herzu, die den Besuch aus ihrer geistlichen Heimat schon heute abend und in engerem Kreise genießen wollten. Es waren meist ältere

Männer, mit ruhigen, ernsten Gesichtern, die fast alle durch den Ausdruck seelischen Lebens über das dumpf Bäurische gesteigert waren. Sie hatten ihre Brösel mitgebracht, und Drewes stellte seinen Tabakskasten zum Nachstopfen bereit. Auch die beiden Gäste steckten sich kurze Pfeifen an, und an der Wand hing ein Bild von Ludwig Harms, der ein wenig vornüber gebeugt in einem Lehnstuhl aus Weidengeflecht saß, im Munde die lange Pfeife, die er so sehr geliebt hatte.

Als die Freunde versammelt waren, bestellte Zögling Nieweg Grüße von Pastor Theodor Harms, Ludwigs Bruder und Nachfolger, die mit erfreutem Kopfnicken aufgenommen wurden. „Wenn du wieder hinkommst, grüß' ihn man vielmals wieder," sagte ein Weißkopf. — Man wußte nicht recht, sollte man einen Zögling mit dem vertraulichen Du, dem respektvollen Sie oder dem mehr neutralen He anreden, und jeder machte es, wie ihm gut schien.

Darauf erzählte der Gast allerlei vom südafrikanischen Missionsfelde. Am meisten fesselte die Zuhörer, was er von der Station eines Sohnes der Ummersloher Gemeinde, dessen Schwager unter den Anwesenden war, zu berichten wußte. Er hatte sich, dieses Interesse voraussehend, über dessen Arbeit und Erfolge eingehend unterrichtet und konnte auch auf Fragen, die man stellte, zum Beispiel die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Gegend betreffend, recht gut Auskunft geben.

Von der Missionsstation im schwarzen Erdteil kehrte das Gespräch dann endlich in die braune Heide zurück. Die Männer waren ausnahmslos solche, die das Jahr 66

und seine Ereignisse noch nicht verwunden hatten und von den jetzigen Herren im Lande nichts Gutes erwarteten, auch auf kirchlichem Gebiete nicht. Zwar hatte König Wilhelm in Hannover feierlich erklärt, die Union solle den neuen Provinzen nicht aufgezwungen werden, aber hinzugefügt, er hoffe, daß sie, zur Darstellung eines einheitlichen großen Ganzen der evangelischen Kirche, weitere Fortschritte machen werde. Und wenn ein König so etwas hofft, dachten die Lüneburger Bauern, würden sich schon genug finden, die dafür strebten, daß seine Hoffnung sich bald erfüllte und der lutherischen Landeskirche der Garaus gemacht würde. Hatte der Preuße das Land übergeschluckt, so konnte er es mit der Kirche eines Tages genau so machen. Vielleicht war dieser Tag gar nicht mehr so fern. Hatte doch Bismarck den Sohn eines unierten Pastoren zum Minister der geistlichen Angelegenheiten gemacht! Falk hieß der Mann; schon der Name verhieß nichts Gutes. Man mußte da unwillkürlich an den Raubvogel denken, der sich auf eine wehrlose Taube stürzt.

Sorgen solcher Art bedrückten die Gemüter der Ummersloher Bauern, und sie interpellierten deswegen den Gast aus Hermannsburg, wo man, wie sie wußten, die Entwicklung dieser Dinge mit argwöhnischer Aufmerksamkeit verfolgte.

Zögling Nieweg sog ein paarmal sorgenvoll an seiner Pfeife und begann seufzend: „Lieben Freunde, Pastor Harms ist fest überzeugt, daß wir sehr ernsten und schweren Zeiten entgegengehen. Er zweifelt aber auch nicht daran, daß in der Stunde der Not das

lutherische Christenvolk Hannovers, die Missionsfreunde voran, wie e i n Mann für seinen teuren von den Vätern ererbten lutherischen Christenglauben auf die Schanze treten wird."

Die Enkel jener alten Sachsen, die sich für Wotan, den Gott ihrer Väter, noch hatten hinschlachten lassen, als die andern deutschen Stämme sich längst dem Christengott und dem mit ihm verbündeten Frankenkönig gebeugt hatten, blickten finster und entschlossen drein. Man rückte enger zusammen und sah gespannt auf den Zögling, der fortfuhr:

„Was uns in Hermannsburg augenblicklich am meisten Sorge macht, ist nicht die freilich nach wie vor drohende Union, sondern etwas anderes. Die Juden und Ungläubigen haben in ihren Zeitungen so lange geschrien, daß man ihnen nun nachgeben und altbewährte christliche Einrichtungen über den Haufen werfen will. Nächstens soll es über die Ehe hergehen."

Die Männer nickten ernst. Einige hatten darüber gelesen, andere davon munkeln hören.

„Man will nämlich ein Gesetz machen, daß die Ehe fortan nicht mehr an heiliger Stätte, vor den Augen des allwissenden Gottes, geschlossen werden darf, sondern — daß ich bloß nicht lache! — Hinnerk und Trina gehen zum Ortsvorsteher, der bringt die Sache zu Papier, Bräutigam und Braut krixelkraxeln ihren Namen darunter, und fertig ist die Geschichte. Wenn sie wollen, können sie nachher auch noch zum Pastor gehen und sich trauen lassen; aber nötig haben sie das nicht, und wenn sie's nicht tun, darf sie keiner schief

darum ankucken. Ich bitt' euch, kann auf solche leichtfertige und weltliche Art eine richtige christliche Ehe zustande kommen, wie ihr Alten sie einst mit dem Weibe eurer Jugend vor dem Altar des Herrn geschlossen habt? Und kann ein Pastor, der noch einen Funken von Gewissen hat, sich zu solcher Komödie, zu solchem Firlefanz hergeben, eine Trauung zu halten, die bei Licht besehen gar keine Trauung mehr ist? Ja, es mag Mietlinge genug geben, die auch diesen Fußtritt des Staats ruhig hinnehmen. Aber wir wollen hoffen, es werden sich auch Männer von Charakter finden, die hier nicht mitmachen. Theodor Harms soll schon erklärt haben, er werde sich um nichts kümmern und getrost nach der alten Lüneburger Kirchenordnung weiter trauen, was auch danach kommen möchte ..."

„Wenn der Preuße sich das man gefallen läßt ..." unterbrach ein jüngerer Mann, indem er mit seinem Stuhl etwas vorrückte.

„Pah," rief der Zögling, „was wollen sie ihm denn tun? Sie können ihn absetzen, gewiß, aber dann geht seine ganze Gemeinde mit ihm, wir sind aus den Klauen des Staats los und haben die Freikirche. Sie sollen sich nur in acht nehmen, die hohen Herren in Hannover und Berlin! Wenn Hermannsburg das Signal zum Austritt gibt, wird von der Hannoverschen Landeskirche wohl nicht ganz viel bleiben. Manche Pastoren mögen sich erst sperren, aber die Gemeinden werden sie einfach mitreißen. Und das kirchliche Leben wird in der Freikirche ganz anders blühen als jetzt unter der preußischen Knute. Wir brauchen nur nach Amerika hinüber-

zusehen. Da haben sie von Anfang an die Freikirche gehabt, und wie blüht sie da!... Freilich, die Sache wird Opfer kosten, wahrscheinlich sogar große Opfer. Aber das treue hannoversche Christenvolk wird nicht fragen: Was sagt mein Geldbeutel dazu? sondern: Was ist hier Gewissenspflicht? Wie ja auch unser Vater Luther auf dem Reichstag zu Worms vor Kaiser und Reich keinen krummen Puckel machte, sondern ausrief: ‚Sintemal es nicht geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun.'"

Die Bauern liebten eine derartig offene und eindeutige Sprache, und es erhob sich allgemeines Beifallsgemurmel, als der Zögling schwieg. Aber jener Mann, der vorhin schon einen Einwurf gemacht hatte, sah etwas bedenklich drein und sagte:

„Unser Herr Pastor hat von diesen neuen Gesetzen kürzlich in der Predigt auch schon mal eine Andeutung gemacht. Er meinte aber, die Ehe wäre ein weltlich Geschäft, die weltlichen Staaten könnten diese Dinge ordnen, wie es ihnen gut schiene. Das wäre auch Vater Luther seine Meinung gewesen."

„Auf Luther," belehrte der Zögling etwas von oben herab, „berufen sich heutzutage alle, auch die Halbgläubigen und Ungläubigen. Da heißt es: Trau schau wem. Ich sollte meinen, wenn man irgendwo weiß, was Luther lehrt, dann wissen wir in Hermannsburg das. Wir sind lutherisch bis in das Mark von unseren Knochen. Ja, es hat sogar einer gesagt, wir wären noch viel lutherischer als Luther selbst."

Man redete noch eine Weile über diese Dinge hin und

her, und darüber wurde es Bettgehenszeit. Die Männer steckten die endlich doch erloschenen Pfeifen in die Rocktaschen und brachen auf.

Als Drewes mit seinen Gästen allein war, wandte er sich an den Jüngeren mit der Frage, ob ihm nicht wohl sei; er habe ja den ganzen Abend kein Wort gesagt.

In bescheidenem Tone, der von der selbstbewußten Art seines Gefährten sehr abstach, antwortete dieser: „Ich für meine Person bin nach Hermannsburg gekommen, um Missionar zu werden, und da ich nur die Volksschule besucht habe, hab ich so viel nachzuholen, daß ich für all diese Dinge, über die heut abend gesprochen wurde, keine Zeit übrig behalte. Ich glaube auch, für unser Missionswerk ist es nicht gut, wenn davon jetzt immer so viel die Rede ist. Das lenkt leicht von der Hauptsache ab. Luther hat doch auch gesagt: ‚Ein jeder lern' sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn.'"

Der Bauer stutzte und nickte nachdenklich. Aber sofort nahm Zögling Nieweg wieder das Wort: „Lieber Bruder, du darfst nicht vergessen, daß Hermannsburg nicht nur ein Licht für die Heidenwelt sein soll, sondern auch ein Salz für die Kirche unserer Heimat. Was wäre diese ohne die Erweckung durch den teuren Gottesmann Ludwig Harms? Was hilft es, wenn wir drüben in Afrika einige tausend Heiden bekehren, und lassen unterdessen hier bei uns alles drunter und drüber gehn? Nein, wir wollen auch hier keine stummen Hunde sein, sondern als treue Wächter auf Zions Mauern unsern Mann stehen."

Das leuchtete Drewes denn doch auch wieder ein, und er seufzte: „Jajija, es ist 'ne bunte Welt heutzutage." Dann zündete er ein in einen Flaschenhals gestecktes Talglicht an und führte seine Gäste in die Fremdenkammer, wo ein riesiges Zweischläferbett bereit stand, die ungleichen Brüder aufzunehmen.

An die dreihundert Menschen lauschten am Nachmittag des ersten Pfingsttages zu der Kanzel hinauf, die mit Birkengrün umkleidet, aus dem rote Pfingstrosen leuchteten, unter Drewes' prächtigen Hofeichen errichtet war. Man konnte sich gar nicht genug wundern, wie dem Mann, der dort oben stand, das Wort zufiel, und daß er sich alle Augenblick den Schweiß aus dem Gesicht wischen mußte, rechnete man ihm hoch an. Daran konnte man doch sehen, wie ernst er seine Sache nahm. Schade, daß der Herr Pastor wieder nicht da war! Der hätte sich wundern sollen und viel lernen können.

Von dem in Hermannsburg approbierten Konzept gestattete Zögling Niemeg sich recht erhebliche Abweichungen, wodurch seine Rede an volkstümlicher Wirkung aber nur gewann. Es war den Leuten, als könnten sie alles, was er sagte, mit Händen greifen. Als er anfing, die Zeichen der Zeit zu deuten, und sich in prophetischer Ausmalung der schweren Zeiten erging, die für die wahren Bekenner demnächst anbrechen würden, wurde es manchem, als hörte er die Posaune des Erzengels schon blasen.

Als die Menge auseinander ging und die Gaben für die Mission auf den bereitgestellten Zinntellern klangen,

nahm ein Bäuerlein den Redner beiseite und drückte ihm mit vertraulichem Augenzwinkern einen Taler in die Hand, indem es flüsterte: „Das soll Er selbst haben, für seine schöne, kräftige Predigt." Nieweg dankte für solche Anerkennung, die ihm sehr glatt einging, mit einem warmen Händedruck, wies den Mann mit seiner Gabe aber zu dem nächsten Teller; die armen Heiden hätten das Geld nötiger als er. Das Bäuerlein vergaß den Mund zuzumachen und war vor Verwunderung sprachlos.

Den drei Kindern und ihrer jungen Freundschaft brachte Pfingsten ein paar wunderschöne Ferientage. Erich konnte diese um so freier genießen, als sein Vater kurz nach dem Fest in Hannover die Tagung der Pfingstkonferenz mitmachte, um sich dort über theologische Fragen unterrichten und wegen der Schwierigkeiten, die den kirchlichen Frieden bedrohten, brüderlich beraten zu lassen. Die Mutter drückte schon einmal ein Auge zu, wenn an einem Ferientage ihr Junge verspätet oder überhaupt nicht zu Tisch erschien.

Die Freundschaft der drei hatte gleich zu Beginn des Winterhalbjahrs, also in ihrer zartesten Jugend, eine schwere Belastungsprobe bestehen müssen. Es war Georg im Unterricht höchst unangenehm gewesen, daß Erich auf manche Frage die Antwort wußte und gab, die er selbst schuldig geblieben war. Wiederholte Verwarnungen im guten hatten nichts geholfen, und so ging er eines Tages dabei, ihn gehörig zu verhauen. Das vermerkte dieser jedoch übel, sagte nicht mehr Guten

Morgen und legte es nunmehr geradezu darauf an, ihn auszustechen. Die Folge war, daß der Pastor sich bei Georgs Vater über dessen Trägheit und Unaufmerksamkeit beklagte. Der Rittmeister versprach für Abhilfe zu sorgen, und da er schöne Reden in Erziehungsangelegenheiten nicht liebte und den vom Herrn Kandidaten benutzten Rohrstock nirgends fand, so schnitt er sich eine gute Haselgerte, mit der er seinen Sprößling eine recht intime Bekanntschaft machen ließ. Nunmehr sah dieser ein, daß er bei dem Zerwürfnis mit Erich den kürzeren zog. Er suchte eine Aussöhnung, die schließlich auf der Grundlage zustande kam, daß der eine aus Kameradschaftlichkeit sein Licht manchmal etwas unter den Scheffel stellen sollte, während der andere versprechen mußte, sich fortan etwas mehr Mühe geben zu wollen. Seitdem war der Friede denn auch nicht wieder ernstlich gestört worden. Machte Georg sein körperliches Übergewicht einmal geltend, so konnte er sicher sein, daß Erich bei der nächsten Gelegenheit seine Überlegenheit in den Wissenschaften in die Wagschale warf, auf welche Weise sie sich leidlich das Gleichgewicht hielten. — Eva, die früher oft genug von ihrem Bruder tyrannisiert worden war, sah bald, daß es nicht unmöglich war, gegen den Stachel zu löcken, und trat auch in den Kampf um ihre Emanzipation ein. Dabei hatte sie an Erich einen treuen Bundesgenossen, der seine Repressalien auch ganz gern einmal in ihrem Interesse verwandte.

Kurz vor Pfingsten hatten die drei einmal einen guten Fischzug getan und, wie es unter ihnen üblich

geworden war, die Beute ehrlich geteilt. Aber sowohl die Küche des Herrenhauses wie die der Pfarre hatte über die erbärmlichen Schwänze gespottet und sich ihresgleichen für die Zukunft verbeten. Die Fischer, die sich den Fang sauer genug hatten werden lassen, waren über solche Undankbarkeit um so mehr empört, als sie sich das Pfund nur mit anderthalb Groschen bezahlen ließen, und beschlossen, die Lieferungen überhaupt einzustellen und ihre Beute selbst zu verwerten. Eine Sandkuhle in den Flußdünen wurde mit Erlenzweigen und Schilf überdacht, Eva entführte aus der Rumpelkammer eine zurückgesetzte Bratpfanne, die beiden Jungens kauften für einige Groschen, die sie aus dem Fischfang gelöst, eine Flasche Olivenöl und eine Tüte Salz, und nun begann in aller Heimlichkeit ein höchst vergnügliches Leben, das gerade in den lieblichen Maientagen der Pfingstferien seinen Höhepunkt erreichte. Angel, Schlinge und Hamen machten die Werle unsicherer denn je. Sobald man einen Fisch gefangen hatte, trug man ihn jubelnd in das Sandnest, wo die geschickte Höhlenfrau ihn zurecht machte und über einem Feuer aus Sprickerholz fein knusperig in Öl briet. Dann hockte man um die Pfanne, teilte ihn in sein Kopf-, Mittel- und Schwanzstück, stellte fest, auf welches nach der streng innegehaltenen Reihenfolge jeder gerade Anspruch hatte, und aß die leckeren Bissen mit Holzgabeln, die Erich aus rotem Ellernholz geschnitzt und zum Haushalt beigesteuert hatte. An einem guten Tropfen fehlte es dabei auch nicht. Denn zu der Zeit, als der Saft in die Birken stieg, hatte man von diesem

auf Vorrat gezapft und nun eine Ecke der Höhle als Weinkeller eingerichtet. Zu jeder Tageszeit fanden solche Mahlzeiten statt, und alles, was die Werle hergab, vom kümmerlichen Weißfisch und Grumpen bis zur edlen Forelle, mußte in der Pfanne pretzeln und wurde mit fast gleichem Appetit verspeist. Zwischendurch lag man im weißen Sande und las sich Lederstrumpfgeschichten vor. Deren Helden wurden jedoch kaum beneidet, man führte ja selbst ein beinah ebenso schönes und freies Leben als jene Abenteurer bei den Rothäuten.

Dieses Fischer- und Höhlenleben, das der wieder beginnende Unterricht allerdings bald erheblich einschränkte, hätte wohl den Sommer über angehalten, wenn nicht eines schönen Nachmittags im Juni Tante Ulrike, um Gräser für ihre Vasen zu suchen, einen Spaziergang just in der Richtung unternommen hätte, wo das verschwiegene Glück der Kinder blühte. Sie hörte, der Stätte sich nähernd, ein Kreischen und Juchzen, das ihr bereits stark auf die Nerven fiel. Als sie aber die Höhe der Flußdüne gewonnen hatte, stand sie einfach starr. Da plätscherten die drei im Wasser herum, splinterfasernackt. Und eine Sekunde später fiel ihr empörter Blick in die Höhle. Das wurde ja immer schöner — die reine Räuberhöhle! Mit Feuerstelle und allem Zubehör! Die Pfanne gestohlen, aus *ihrem* Haushalt gestohlen! Und die leeren Flaschen da..., hatten die Lümmel ihre Saftvorräte geplündert? Oder gar den Weinkeller?... Kein Wunder, daß die beiden in der letzten Zeit bei den Mahlzeiten nie recht hatten

essen mögen ... bei solchem Doppelleben! Aber wartet nur, ihr!

Die Tante ließ die Gräser Gräser sein und eilte mit Schritten, die sittliche Entrüstung beflügelte, nach Hause. Eine Viertelstunde später brach sie, ohne sich eine Atempause zu gönnen, bei ihrem Bruder ein, der in seinem Arbeitszimmer saß, die Zeitung las und ein langes Tonpfeifchen dazu rauchte. Sie bebte am ganzen Körper, ihre schwarzen Augen flackerten, die Stimme überschlug sich öfters und schnappte einigemal auch ab.

Der Rittmeister hatte sich in den langen Jahren des Zusammenlebens mit seiner Schwester gewöhnt, je aufgeregter diese sich gab, selbst desto ruhiger zu werden. So hörte er ihrem Bericht von dem Unerhörten, das sich begeben, mit großer Gemütsruhe zu und hatte einigemal seine liebe Not, ein Lächeln zu unterdrücken. Als sie endlich fertig war und erschöpft in einen Sessel sank, drückte er mit dem Daumen die Asche in seinem Pfeifenkopf zusammen, machte Hm hm und sagte: „Also du, liebe Ulrike, willst die kleine Eva und die beiden Adams nun mit flammendem Schwert aus dem Paradiese vertreiben?"

„Wa—as?"

„Hast du ganz und gar vergessen, Schwester, wie froh und frei unsere Jugend war?"

„So etwas haben wir ganz gewiß nicht gemacht. Denk doch bloß, in Gegenwart des fremden Jungen! Daß sie sich gar nicht schämt!"

„Haben Adam und Eva im Paradiese sich geschämt?

Ich glaube gelesen zu haben, die wußten nicht einmal, daß sie nackend waren."

„Laß doch diese heiligen Dinge aus dem Spiel! Wir leben nicht mehr im Paradiese."

„Nee, wir beiden alten Sünder nicht, aber die! Wenigstens bis heute, wo du als Engel Gabriel ..."

„Eberhard, willst du mich ganz wild machen?"

„Noch wilder als du schon bist? Davor behüte mich der Himmel!"

„Du wirst wieder einmal frivol. Dann kann man über ernste Dinge überhaupt nicht mit dir sprechen."

Sie erhob sich gravitätisch und verließ in steifer, stolzer Haltung das Zimmer.

Der Rittmeister sah lachend hinter ihr her und pfiff ein übermütiges Reiterlied. Da er im allgemeinen sehr unter dem Pantoffel seiner Schwester stand, war es ihm von Zeit zu Zeit Bedürfnis, sie ein bißchen zu ärgern. Es dauerte aber niemals lange, bis er klein beigab und um gut Wetter anhielt. Auch diesmal waren noch keine zehn Minuten vergangen, als er aufstand und sich in ihr Zimmer begab.

Sie saß am Fenster und blickte starr nach rechts in den sommergrünen Park.

„Liebe Ulrike," begann er zärtlich, „wir wollen die Sache nun vernünftig und ruhig zu Ende führen. Du magst recht haben, daß es allmählich Zeit wird, Männlein und Weiblein ein bißchen mehr zu trennen."

„Allerdings," sagte sie mit Würde, indem sie langsam ihr Gesicht dem Bruder zuwandte, „wenn dem Mädchen im Verkehr mit diesen Bengels nicht aller

zarte Schmelz verloren gehen soll, ist es die allerhöchste Zeit."

Der Bruder hatte eine etwas boshafte Bemerkung auf den Lippen, schluckte sie aber tapfer hinunter, und sagte: „Du weißt, mein' Deern, daß ich dir in Evas Erziehung immer freie Hand gelassen habe. Wenn du es für richtig hältst, sie fortan etwas mehr an dich heran und damit von den Jungens abzuziehen, gut! Aber um zweierlei möchte ich dich bitten. Erstens, daß du den Kindern wegen der Entdeckung von heute nachmittag keine Vorwürfe machst. Das Leben vertreibt die jungen Menschenkinder heutzutage schon früh genug aus dem Jugendparadiese, wir Alten brauchen ihm wirklich nicht noch mit der Peitsche dabei zu helfen. Und dann vergiß, bitte, nicht, daß die drei schließlich doch ein bißchen aufeinander angewiesen sind. Es schadet ja nichts, wenn Jungens und Mädchen sich gegenseitig abschleifen."

„Die und abschleifen? Immer schärfere Ecken und Kanten schleifen sie sich an."

„Auch gut. Es gibt abgeschliffene Menschen genug, daß wir wahrhaftig auch nicht noch welche zu produzieren brauchen. Und noch einmal bitte ich dich, vergiß bei deinem höchst dankenswerten Erziehungswerk nicht, daß auch du einmal jung gewesen bist."

„Ich möchte bloß wissen, warum du immer wieder damit angeschleppt kommst!"

„Ach, Rike, es war doch so schön... Weißt du noch, damals in der Lindenlaube, als Pastors Fritz dich mal ganz gehörig abküßte? Und er trug damals keine kurzen Hosen mehr."

„Eberhard, du bist unausstehlich! ... Wenn mich das arme Mädchen nicht dauerte, kehrte ich lieber heute als morgen in mein Stift zurück und ließe dich mit deinen unmündigen Kindern hier allein sitzen.“ —

Als Pastors Erich am nächsten Nachmittag erschien, um die Gespielen abzuholen, legte Tante Ulrike den Arm wie schützend um ihre Nichte und sagte mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit: „Ich habe heut' so schön Zeit, Eva. Da könntest du mir wohl mal ein bißchen vorlesen.“

„Bei diesem schönen Wetter?“ fragte das Kind, die Kirschenlippen kraus ziehend.

„Wir setzen uns in die Veranda und kucken ins Grüne,“ tröstete die Tante. „Komm, ich hab' uns schon ein wunderschönes Buch hergesucht.“

„Ach, Tante, nächstens, wenn es mal regnet, will ich dir den ganzen Tag was vorlesen.“

„Vielleicht regnet es heute nachmittag schon, ich glaube, es gibt sogar ein Gewitter. Nun komm und sei hübsch artig.“

Sie legte den Arm fester um ihr Opfer und zog es mit sich fort.

Oh, der Blick, mit dem das Kind von seinen Kameraden Abschied nahm! Und erst das Gesicht, das Georg der lieben Tante schnitt! Zum Glück sah sie es nicht und hörte auch nicht die Worte, mit denen er sich, noch ehe sie recht außer Hörweite war, Luft machte. Der Vater hätte sonst unbedingt wieder in den Haselbusch müssen.

Eva, voll Grimm über die ihr widerfahrene Ver-

gewaltigung und mit den Gedanken draußen in den Sandbergen, las so eintönig und fehlerhaft, daß die Tante ihr das Buch bald aus der Hand nahm, um ihr eine Seite musterhaft vorzulesen. Dann mußte sie von vorn anfangen, und da die strenge Lehrmeisterin mit Ausdruck und Betonung noch immer nicht zufrieden war, die Seite gar zum drittenmal wiederholen. Da gab sie endlich den unnützen Widerstand auf.

Das Buch enthielt Geschichten von Musterkindern für Musterkinder, die von den Lederstrumpfgeschichten gar zu sehr abstachen. Als das Kind mit der ersten glücklich fertig war, fragte es: „Tante, glaubst du wirklich, daß dies eine wahre Geschichte ist?"

„Ja natürlich," lautete die Antwort, „und es steht ja sogar drüber gedruckt."

„Ich glaube es aber doch nicht recht."

„Aber warum denn nicht, Mädchen?"

„Och, so schrecklich artige Kinder kann's ja gar nicht geben."

„Gewiß gibt's die, und ich hoffe sehr, daß meine kleine Eva der süßen Betty, von der wir eben gehört haben, noch einmal recht, recht ähnlich wird. Aber nun wollen wir weiter von solchen lieben, frommen Kindern hören, damit du recht viele Beispiele vor Augen hast, nach denen du dich richten kannst. Fahre fort, mein Kind. Wenn du die nächste Geschichte recht zu meiner Zufriedenheit liesest, bekommst du auch ein Stück Schokolade." —

Einige Tage später sprach Herr von Branken für ein Stündchen auf der Pfarre vor.

„Ich wollte schon immer einmal die Rede darauf bringen," sagte der Pastor im Laufe der Unterhaltung, „ob wir nicht doch anfangen müssen, das Treiben unserer Söhne etwas schärfer zu beaufsichtigen."

„Warum? Lassen die Schlingel im Unterricht nach?"

„Darüber kann ich nicht gerade klagen. Aber Sie wissen: Fischefangen und Vogelstellen ..."

„Hat aus Ihrem bleichen Käseprinzen im Handumdrehen einen frischen, braunen, helläugigen Jungen gemacht, ja!"

„Bravo!" rief die Pastorin, „wir müssen Ihrem Georg von Herzen dankbar sein, daß er sich unseres Jüngelchens so nett kameradschaftlich angenommen hat."

„Lassen Sie man, Frau Pastorin," wehrte Herr von Branken ab, „dafür hat Ihr Musterknabe meinen Wildfang ein bißchen an die Wissenschaften gewöhnt, worüber ich recht froh bin."

Der Pastor war aber noch nicht ganz befriedigt. „Mir scheint, die Sache ist in moralischer Beziehung doch nicht ganz ohne Bedenken."

„Die Moral in allen Ehren," versetzte der Rittmeister, „aber wollen wir mit ihr unsern Jungens diese herrlichen Jahre versäuern? Die beiden lernen da draußen in der freien Luft von Wald und Heide manches, was Sie, werter Herr Pastor, ihnen auf Ihrer Studierstube all mein Lebtage nicht beibringen, was sie im Leben aber trotzdem bitter nötig haben: schnelles Erfassen der Situation, entschlossenes und zweckentsprechendes Handeln und dergleichen mehr, was den Menschen erst zum Kerl macht. Wenn wir unsern Jungens eine freie,

frohe Jugend gönnen, werden sie uns einmal dankbarer sein, als wenn wir ihnen ein Vermögen sammeln."

Der Pastor schwieg einen Augenblick. Er dachte daran, daß er selbst eine solche Jugend nicht gekannt hatte. „Ich will nur hoffen," sagte er dann, „daß keine Roheiten vorkommen."

„Ach was," rief der andere, „die Natur selbst ist auch gar nicht so sentimental. Warum sollen solche Jungens es mit Gewalt sein?"

Der Pastor zuckte die Achseln und ließ das Gespräch fallen.

Als der Herbst ins Land zog, war der Fischfang vergessen, und das Vogelstellen nahm alle Gedanken der beiden Freunde in Anspruch.

Wenn die Drosseln auf ihrem Zug nach dem Süden in den Wäldern der Heide rasteten, hatte jeder ordentliche Ummersloher Junge „seine Schnarren gestellt", und es gab manche, die es in einer Fangzeit bis auf zweihundert Vögel brachten. Auch Georg von Branken hatte schon zweimal seinen Dohnenstieg gehabt, und es verstand sich von selbst, daß der Freund, der ihn im letzten Herbst schon öfters begleitet hatte, in diesem Jahre gemeinsame Sache mit ihm machte.

Anfang September saßen die beiden ganze Nachmittage in den Gebüschen am Werleufer, eifrig beschäftigt, Weidenruten zu schneiden und zu dreieckigen Bügeln zu flechten, die sie zu je fünfzig zusammenbanden. Sie ruhten nicht eher, als bis sie zehn solcher Bunde fertiggestellt hatten.

Schwierigkeiten machte bei der starken Nachfrage die Beschaffung der nötigen Pferdehaare für die Schlingen. Der herrschaftliche Kutscher wollte nicht so viel hergeben, wie man nötig hatte, und Georg fand es auch selbst schade, die edlen Tiere im väterlichen Stall ihres Schwanzschmuckes zu berauben. Deshalb machte er sich hinterrücks an einen alten Bauerngaul, der auf der Weide ging und hinten mehr Haare zu haben schien, als er brauchte. Dieser wollte deren aber doch keine missen, schlug aus und hätte um ein Haar das Geschlecht derer von Branken im Mannesstamme ausgelöscht. Schließlich ließ ein Knecht sich durch ein Trinkgeld bestechen, den Pferden seines Herrn ein gutes Büschel zu stehlen, mit dem er den beiden aus der Not half. Nun saßen sie, Schlingen drehend und knotend, daß ihnen die Finger weh taten.

Mitte September ging es an die Vogelbeerernte. Wo eine Eberesche stand, da leuchtete ein roter Fleck in der Landschaft, und überall saßen die Ummersloher Jungens eifrig pflückend in den Bäumen. Erich fiel dabei einmal aus einer Höhe von zwei Metern in den Chausseegraben. Es krachten ihm zwar alle Knochen, aber er fand sie glücklich wieder zusammen.

Die reiche Beerenernte versprach ein gutes Vogeljahr, und es wurde in der Tat eins, wie die ältesten Jungens, die nächste Ostern schon konfirmiert werden wollten, sich nicht erinnerten, ein ähnliches erlebt zu haben. Erichs Sparschwein, das für jeden Vogel, der ihm zufiel, ob er ihn nun an seine Mutter oder an den

Kiepenkerl verkaufte, einen Groschen schluckte, nahm merklich an Gewicht zu.

Eines Morgens in den Herbstferien, als die beiden Freunde zum Dohnenstieg aufbrechen wollten, äußerte Eva den Wunsch, sie zu begleiten. Tante Ulrike gab gnädig die Erlaubnis, die Jungens hatten nichts dagegen, und so machten sie sich denn zu dreien auf den Weg. Es hatte leicht gefroren, die Sonne schien bleich und kalt durch den Nebel. Die Tautropfen, die an den vergilbenden Gräsern längs der schmalen, parallel in alten Wagenspuren laufenden weißen Fußpfade hingen, zerstoben an den unbekümmert dahinpflügenden Rindslederstiefeln der Jungens, während die zarteren kalbsledernen des Mädchens sie nach Möglichkeit zu meiden suchten.

Als man eben den ersten Dohnenstieg betreten wollte, ertönte oben in der Luft ein Schwirren, und ein zahlreicher Vogelschwarm fiel vor ihnen in den Wald ein. „Oh, 'ne ganze Masse Zickerts!“ rief Georg mit glänzenden Augen, „nun müssen wir erst noch ein bißchen warten, daß sie Zeit haben, sich aufzuhängen. Du hast einen guten Tag getroffen, Eva, sollst sehn, du erlebst was!“

Sie standen und horchten lautlos auf das lebhafte Zick zick zick, das sich nach und nach waldeinwärts entfernte. Endlich brach Georgs Kommando: „Nun man los!“ das Schweigen, und mit erwartungsvollem Herzklopfen ging es in den Föhrenkamp hinein.

„Da hängt schon einer!“ riefen nach wenig Sekunden die beiden Jungen wie aus einem Munde und rann-

ten auf eine stark schaukelnde Dohne zu, in der ein Vogel zappelte. Der Gefangene, den sie fast gleichzeitig packten, sperrte den Schnabel auf, und seine kleinen schwarzen Augen drückten namenlose Todesangst aus.

„Er lebt ja noch," rief Eva, die inzwischen auch bei der Dohne angelangt war, in erschrockenem und schmerzlichem Tone.

„Das soll nicht lange mehr dauern," grinste Georg und schickte sich an, den Kopf des Vögelchens, das mit dem Bein in eine der Schlingen geraten war, durch die andere zu stecken, die Erich ihm hinhielt. Aber das Mädchen packte beide Jungens an den Armen und sagte: „Bitte, schenkt mir den Vogel!"

„Was willst du damit?" fragte ihr Bruder verwundert.

„Oh ... ins Bauer setzen."

„Aber Menschenskind, es ist ein ganz gewöhnlicher Zickert. Vielleicht kriegen wir noch eine Schwarzdrossel mit gelbem Schnabel lebendig. Willst du die nicht lieber haben?"

„Nein, grade diesen möcht ich. Bitte, bitte."

Dabei warf sie Erich einen solchen Blick zu, daß er nicht widerstehen konnte. „Na, Georg," sagte er, „wir wollen ihn ihr man schenken. Wir kriegen heute doch wohl noch genug."

„Meintwegen," brummte Georg, nunmehr nachgebend. „Da hast du ihn. Halt aber ordentlich fest, daß er dir nicht durch die Lappen geht."

Eva drückte den Vogel, nachdem man ihn aus der Schlinge gelöst hatte, liebkosend an ihre Wangen und

redete ihm freundlich zu: „Sei man nicht bange du, ich tu' dir nichts zuleide ... Du sollst auch gar nicht in den alten engen Kasten, gleich kannst du fliegen, wohin du willst, muß dir nur noch eben ein Küßchen auf dein Köpfchen geben."

Aber ehe sie diese Absicht ausführen konnte, fühlte sie ihre Hände von vier andern Händen gepackt und sah ebensoviel zornige Jungensaugen auf sich gerichtet. „Halt, das gilt nicht!" — „Wenn du ihn fliegen läßt, hast du gelogen." — „Sofort gibst du ihn wieder her!"

„Ihr habt ihn mir geschenkt; ich kann mit ihm machen, was ich will. Laßt mich los!" rief sie und suchte sich ihren Händen zu entwinden. Aber diese griffen noch fester zu, und es war Gefahr, daß sie das Tierchen ihr in den Händen zu Tode drückten.

„Laßt mich los!" schrie sie noch einmal, „oder ich trete."

Sie hob den zierlichen Fuß, aber die Jungens parierten mit ihren Transtiefeln.

Da fuhr sie mit dem Kopf blitzschnell nieder und schlug die kleinen scharfen Zähne tapfer in die Hände, die ihren Schützling am härtesten bedrängten. Sofort lösten sich diese, sie öffnete die ihren, und da das Vögelchen nicht sogleich merkte, daß es frei war, warf sie es hoch in die Luft, wo es sich schnell besann, die Flügel breitete und mit jubelndem Zick zick zick davonflog.

„Du hast mich gebissen!"

„Mich auch. Kuck mal, wie es blutet!" Erich tupfte mit dem Taschentuch auf den roten Saft, der aus drei winzigen Wunden seines Handrückens rann.

„Das ist euch grade recht. Warum nehmt ihr mir wieder weg, was ihr mir einmal geschenkt habt? Einmal geschenkt und wieder genommen, morgen in die Hölle gekommen. So was ist einfach nicht ehrenhaft.“

„Was quasselt das alberne Frauenzimmer da? Komm, Erich, woll'n sie mal verhauen.“

„Och, das tu man lieber allein. Meine Hand blutet zu doll.“

Sie setzte den rechten Fuß vor und nahm eine kampfbereite Stellung ein: „Komm man 'ran, du! Meinst du, daß ich vor dir bange bin?“

Er schritt auf sie zu, aber im letzten Augenblick wandte er sich verächtlich zur Seite. „Eine solche Gans fasse ich überhaupt nicht an. Mach', daß du nach Hause kommst und verkriech dich unter Tante Rikes Schürze. Da gehörst du hin.“

„Ha! Glaubt ihr denn, daß ich noch einen Schritt mit euch gehe, ihr Tierquäler, ihr rohen Bengels ihr?“

„Sie ist verrückt geworden. Komm, Erich, wollen machen, daß wir weiter kommen. Dann kann sie allein hier herumschimpfen, solange sie Lust hat.“

Er hatte den Arm des Freundes genommen und zog ihn mit sich fort.

Als sie etwa zwanzig Schritt gegangen waren, sagte dieser vorwurfsvoll: „Nach Hause hättest du sie nicht grade zu jagen brauchen.“

„Nach so 'nem frechen Streich?“

„Och ... schließlich haben wir doch jeder nur einen halben Groschen Schaden davon.“

„Es ist mir nicht um das Geld, die dumme Deern soll

sich bloß nicht einbilden, daß wir noch eine Gouvernante brauchen. Als so eine spielt sie sich überhaupt gern auf, seit sie so viel um Tante Ulrike herum ist... Aber da hängt einer, und da noch einer!"

Sie brachen das Gespräch ab, lösten die Erdrosselten aus den Schlingen und hängten sie, nachdem sie ihnen Pferdehaare durch die Schnabellöcher gezogen hatten, sich jägermäßig an die Seite.

Um zum zweiten Dohnenstieg zu gelangen, mußte man eine größere Heidefläche überschreiten.

„Es ist eigentlich schade," begann Erich nach einer Weile, „daß so viel Krammetsvögel mit den Beinen in die Schlingen kommen."

„Das läßt sich nun mal nicht ändern," versetzte Georg gleichmütig.

„Denk dir mal," fuhr der andere nach kurzem Nachdenken fort, „der Zickert, den Eva da eben hat fliegen lassen, hätte sich fünf Minuten später gefangen. Dann müßte er bis morgen früh zappeln."

„So lange hält das kein Vogel aus."

Nach einer Pause sagte Erich: „Die Ringdrossel, die wir gestern kriegten, hatte sich das eine Bein fast ausgedreht... Was muß in der Seele des kleinen Vogels vorgegangen sein, bis er endlich tot war..."

„Ha, Seele ist gut. Glaubst du denn, daß Vögel auch 'ne Seele haben?"

„Ja, das glaube ich bestimmt... Wohl nicht genau so 'ne Seele wie wir, aber was Ähnliches ganz gewiß."

„Wo hast du das gelernt?"

„Wir hatten diesen Frühling in unserm Garten eine

Schwarzdrossel. Die saß immer in der Spitze der Edeltanne und sang so süß, daß man gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören. Wenn sie bloß einen Schnabel und keine Seele gehabt hätte, hätte sie einem gewiß nicht so das Herz bewegen können."

„Was du dir manchmal für Blech zusammen denkst!"

Sie kamen jetzt an ein breiteres Waldstück, in dem zwei parallele Dohnenstiege angelegt waren. Um beide mit einem Gang nachzusehen, trennten sie sich.

Erich war in dem seinen noch nicht weit vorgedrungen, als er von einer Dohne einen Vogel fortflattern sah, der bei seinem Nahen ein klägliches Geschrei erhob. Er packte ihn und schickte sich an, den üblichen Nachrichterdienst zu tun. Aber auf einmal sah er die kleinen Augen voll Todesangst auf sich gerichtet, fühlte in seiner Hand das rasende Klopfen des winzigen Herzchens, und konnte es nicht über sich gewinnen. Ein paar Sekunden stand er unschlüssig, dann öffnete er die Hand und gab dem Gefangenen die Freiheit.

Im nächsten Augenblick ergriff ihn die Reue. Kein richtiger Vogelfänger gab wieder aus der Hand, was er einmal drin hatte. Und hieß das nicht unkameradschaftlich handeln gegen Georg? Nun betrug der Verlust für jeden schon einen ganzen Groschen... Hm, eigentlich durfte jener keinen Schaden davon haben. Nun, dann mußte er selbst anderthalb Groschen tragen. Das dünkte ihm recht empfindlich. Er beschloß aber tapfer, den Ausfall auf sich zu nehmen, und als er so weit war, hatte er an seiner Handlungsweise lebhafte

Freude. Mit Vergnügen malte er es sich aus, wie im nächsten Frühling der Vogel, dem er das Leben geschenkt hatte, irgendwo in den großen Wäldern Schwedens auf einem grünen Zweige sitzen und seine schönen Lieder singen würde.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, ob Georg und er wohl immer solche gute Freunde bleiben würden, wie sie bisher gewesen waren. Das erschien ihm auf einmal zweifelhaft. Er wurde von jenem doch zu manchen Dingen gezwungen, die ihm innerlich widerstrebten. Und ob das ewige Nachgeben auf die Dauer gut war? Es mußte dabei doch oft genug eine Stimme, die sich tief drinnen in seiner Brust meldete, gewaltsam zum Schweigen gebracht werden ...

Unter solchen Erwägungen ging er ziemlich langsam, und als er an die Stelle kam, wo die beiden Stiege sich vereinigten, hatte Georg hier schon ein Weilchen gestanden und auf ihn gewartet. Dieser, der zwei Vögel erbeutet hatte, wunderte sich nicht wenig, daß er mit leeren Händen erschien. Einen Augenblick dachte Erich daran, zu beichten, fand aber den Mut nicht. Dann hätte jener ihn ausgelacht und mit Spott überschüttet, und davor hatte er Angst. Gerade durch seine überlegen spöttische Art machte Georg ihn ja immer wieder seinem Willen gefügig ... Vielleicht konnte er es bei guter Gelegenheit Eva aber einmal erzählen. Die würde sich freuen ... Und daraus schließen, daß er nicht so schlimm war, wie sie dachte. „Tierquäler" und „rohe Bengels", das ging unter Freunden doch etwas weit. Und einen gleich so zu beißen!

Er betrachtete nachdenklich seinen Handrücken. Ein zwei, drei Löcher. Der mittlere Zahn hatte am tiefsten gefaßt. Die unteren Zähne waren offenbar an der Haut abgeglitten und hatten diese nur ein wenig gerötet... Auf einmal lief ihm ein wonniger Schauer über den Rücken. Unwillkürlich brachte er die gebissene Hand an seine Lippen. „Tut es noch immer weh, wo die Hexe dich gehabt hat?" hörte er Georg fragen. Es klang wie aus weiter Ferne. „Och nee," gab er wie im Traum zurück, „es kitzelt und juckt nur ein bißchen."

Nach einigen zwanzig Schritten blieb Georg plötzlich vor einer Dohne stehen, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und sagte: „Hier sind Diebe gewesen und haben uns einen Vogel ausgelöst."

„Kann das nicht ein Fuchs gewesen sein?" fragte Erich in Gedanken.

„Schafskopf! Stellt der Fuchs die Schlinge fein wieder zurecht, wenn er sich einen Vogel geschnappt hat? Das bringen nur zweibeinige Diebe fertig."

Sie fanden noch einige Dohnen, deren verbogene Schlingen nebst den Federchen, die am Boden zerstreut lagen, verrieten, daß hier unbefugte Hände am Werk gewesen waren. Georg fluchte wie ein Holzknecht und nannte einige Dorfjungens, denen man solche Schändlichkeit wohl zutrauen könnte. „Abfassen müssen wir die Halunken auf jeden Fall und ihnen einen ganz gehörigen Denkzettel geben," sagte er zuletzt ingrimmig. „Morgen geht es zwei Stunden früher heraus. Verstanden?"

Erich war nicht gewohnt, gegen solche Verfügungen

Einspruch zu erheben, und tat es auch in diesem Falle nicht, obwohl er einen Reiz dazu verspürte.

Am nächsten Morgen machten sie sich also eine Stunde vor Sonnenaufgang auf den Weg.

Als sie aus dem Gutspark ins Freie traten, griff Georg in die Jackentasche und zog seine Pistole heraus.

Erich blieb auf der Stelle stehen und erklärte mit größter Bestimmtheit: „Wenn du schießen willst, gehe ich keinen Schritt weiter mit."

„Es ist nur für den Notfall. Man kann nie wissen, was passiert."

„Entweder du versteckst das Ding hier irgendwo, oder ich kehre sofort um."

Georg machte ein verwundertes Gesicht. Ein so entschiedenes Auftreten seines sonst so folgsamen Kameraden war ihm neu. Als er noch zögerte, drehte dieser sich kurz auf dem Hacken herum, und es genügte nicht, daß er das Schießeisen schnell in die Höhlung einer Buche steckte, er mußte sogar noch gute Worte geben, um ihn zum Umkehren zu bewegen.

Die Sonne ging eben auf, als sie die nächste der am vorigen Tage ausgeraubten Dohnen erreichten. Nachdem sie zwei von Hause mitgebrachte Vögel nebeneinander in die beiden Schlingen gehängt hatten, legten sie sich in einem nahen Gebüsch auf die Lauer.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da stieß Georg, der mit außerordentlich scharfen Sinnen ausgestattet war, den Freund an, und bald hörte auch dieser, der nur mit halbem Herzen bei dem Unter-

nehmen war, tiefer im Walde das Brechen dürrer Zweige.

„Es sind der Armenhauslene ihre beiden," flüsterte Georg nach einer Weile, fieberhaft erregt, „ich geh' auf den großen, nimm du den andern und gib's ihm gehörig. Aber wart', bis ich sage: ‚Los!'"

Zwei zerlumpte Gestalten mit mageren, durchscheinenden Gesichtern kamen vorsichtig den Gang daher geschlichen. Als sie in einer Dohne zwei Vögel hängen sahen, wollte der kleinere sich erfreut drauf los stürzen, aber der ältere, mißtrauisch geworden, hielt ihn zurück und ließ die spähenden Augen nach allen Seiten gehen. Da entdeckte er die beiden im Hinterhalt, riß den Bruder herum und gab Fersengeld.

Erich machte sich, wie befohlen war, hinter den jüngeren. Er merkte aber bald, daß dieser schneller auf den Füßen war als er, und da ihm auch nicht viel daran lag, ihn einzuholen, gab er die Verfolgung bald auf.

Er lauschte nach rechts, wo Georg hinter dem großen her verschwunden war ...

Auf einmal gellte ein Schrei durch den Wald.

Er horchte mit angehaltenem Atem, aber nun blieb es totenstill ringsum.

Plötzlich hörte er kläglich seinen Namen rufen. Gewiß war der Freund in Bedrängnis. So schnell seine Füße ihn trugen, lief er in der Richtung, woher die Stimme gekommen war.

Auf einer Waldblöße kam Georg ihm entgegen, schreckensbleich, mit schlotternden Knien, mit der einen Hand sich die Haare raufend und mit der andern hinter

sich zeigend, wo eine menschliche Gestalt regungslos im Heidekraut lag. „Ich hab ihn man eben angetippt, und nun liegt er da und rührt sich nicht."

„Er ist doch nicht tot!?"

„Ich weiß nicht. O Menschenkind, was fang ich an!"

Erich kniete zu dem am Boden Liegenden, um ihm den Puls zu fühlen. Dabei sah er, daß ihm ein mit großer Wucht geführter Stockschlag über den Kopf gegangen war.

„Du hast ihn nur eben angetippt?" sagte er kalt. „Das sehe ich. Es soll mich gar nicht wundern, wenn er nicht wieder aufsteht."

Georg rang die Hände und lief verzweifelt hin und her. Dabei wimmerte er einmal über das andere: „Was fangen wir an, was fangen wir an?"

Erich erinnerte sich, daß er unmittelbar vor der Lichtung über einen sumpfigen Graben hatte springen müssen. Er ging hin und schöpfte in den eingedrückten Deckel seiner Mütze von dem herbstlich kühlen Wasser. Als er das Gesicht des Jungen damit besprengt hatte, schlug dieser langsam ein Paar großer, unstäter, verängstigter Augen zu ihm auf. Sobald er den Pastorenjungen erkannte, packte er dessen Hand und flehte: „Hilf mir, daß er mich nicht totschlägt!" „Sei nicht bange," beruhigte ihn dieser, „es soll dir keiner was tun."

Georg war jetzt sofort wieder obenauf. Indem er seinen Eichenstock drohend schüttelte, sagte er: „Windelweich sollte ich dich schlagen, du erbärmliche Kreatur. Das will ich dir nur sagen: Kriegen wir dich noch einmal zu fassen, kommst du nicht so billig davon. Jetzt

mach, daß du aus meinem Walde kommst. Oder soll ich dir Beine machen?"

Der Junge hob sich mühsam auf die Füße und verschwand, sich mehrere Male ängstlich umsehend, in einer Föhrenschonung.

„So!" lachte Georg hinter ihm her, „dem hätten wir einen schönen Schreck eingejagt."

Erich sah den Kameraden auf das höchste befremdet an: „Ich meine eigentlich: er uns ... Wenn er nun nicht wieder aufgestanden wäre? ..."

„Pah, so ein Bauernschädel hält erst was aus! Und wenn auch, was könnte mir passieren? Man darf sich auf eigenem Grund und Boden doch wohl noch gegen Diebe wehren?"

Erich sagte darauf nichts. Noch nie war ihm der viel bewunderte Freund so klein vorgekommen, noch nie hatte er sich ihm so fremd gefühlt.

Lange Zeit schritten sie schweigend nebeneinander den Dohnenstieg dahin. Zuletzt mußte Erich die Gedanken. die ihn bewegten, aber doch aussprechen:

„Ich möchte wohl wissen, ob diese Jungens immer satt zu essen kriegen ..."

„Hm ... mag manchmal knapp genug sein," gab der andere zu.

„Das glaube ich auch. Wir haben zu Hause ein Buch, in dem eine Hungersnot abgebildet ist. Gerade so hohle und glänzende Augen wie die Menschen auf diesem Bilde haben diese Jungens."

„Ja, woher sollen sie es auch nehmen? Einen Vater hat so 'n Pack natürlich nicht, und die Mutter ist am

Ende wohl froh, wenn sie für sich selbst genug zusammenbettelt."

„Georg, wie kannst du das bloß so gleichgültig hinschnacken ... Wenn man richtig darüber nachdenkt, ist es doch eine furchtbar traurige Geschichte ... Vielleicht nehmen sie uns die Vögel bloß weg, um sich ein Stück Brot zu kaufen."

„Du willst die Spitzbuben wohl noch sogar entschuldigen? Das sähe dir grade ähnlich."

„Entschuldigen nicht, aber ich meine, man kann verstehen, wie solche armen Menschen zu so etwas kommen. Ja, und dann muß man es auch wohl ein bißchen entschuldigen ... Stell dir mal vor, Georg, du wärest im Armenhaus geboren und hättest niemand, der dir was zu essen gäbe. Wenn du nun zwei Tage nichts Ordentliches gehabt hättest und schrecklich hungrig wärest, und wenn du dann in einen Wald kämst und sähest einen Vogel in der Schnarre hängen ..."

„Wenn wenn wenn," rief Georg ungeduldig, „wenn Tante Rike Räder hätte, wäre sie ein Omnibus."

Erich schleuderte mit dem Fuß einen im Wege liegenden Tannenzapfen vor sich hin und sagte: „Mit dir kann man heute überhaupt kein vernünftiges Wort reden."

„Und du, oller Pastor," spottete der andere, „hast wieder mal deine alte Krankheit, daß du über alles nachgrübeln und Predigten halten mußt."

Stumm und an seinem Ärger würgend trottete Erich an der Seite des Kameraden dahin.

„Georg," begann er nach geraumer Zeit, „ich will

kein Spielverderber sein und in diesem Herbst, wo ich einmal angefangen habe, auch weiter mit dir zu den Dohnen gehn. Aber ich freu' mich, daß die Sache bald zu Ende ist, und das sag ich dir gleich heute: nächstes Jahr mach ich nicht wieder mit."

„Warum nicht?"

„Es ist nichts für mich. Wenn man ein bißchen darüber nachdenkt, hatte deine Schwester gestern vollständig recht."

„Ahah! Endlich geht mir ein Trankrüsel auf! Also das dumme Frauenzimmer hat dir den Kopf verdreht. Gut, denn kriech mit ihr unter Tante Rikes Schürze, aber paß bloß auf, daß sie dich nicht wieder beißt."

Nun sagte Erich auf dem ganzen Wege kein Wort mehr. —

Die Hungeraugen des armen Jungen wollten ihm den Tag über nicht wieder aus dem Sinn. Ob der Schlag mit Georgs Eichenknüppel ihm am Ende nicht doch ernsthafteren Schaden zugefügt hatte? Konnte er nicht unterwegs im Walde wieder zusammengebrochen und liegen geblieben sein?

Als es am Abend dunkel geworden war, packte ihn auf einmal solche Unruhe, daß er hingehen mußte, um sich zu überzeugen.

Das Armenhaus lag etwas außerhalb des Dorfes. Vorsichtig schlich er ihm näher; denn dort wohnte auch ein wüster Säufer, der jüngeren Kinder Schreck, der älteren Spott, dem er nicht gern in die Arme laufen wollte.

In der Stube rechts vom Eingang, wo die Armen-

hauslene ihr Revier hatte, brannte eine Tranfunzel, und bald sah er, daß die beiden Jungens an einem Tisch saßen und trockenes Brot kauten. Da fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen. Aber wie erbärmlich diese Menschen lebten! Daß man in solchem Schmutz überhaupt atmen konnte! Die Mutter war offenbar nicht zu Hause. Sie trieb sich wohl wieder bettelnd im Lande herum, wie sie meistens tat. Da mußten die beiden am Ende froh sein, daß sie das trockene Brot hatten. Aber ob es auch für morgen reichte?

Er griff in seine Tasche. Vier Groschen trug er bei sich, der Kiepenkerl hatte sie ihm am Nachmittag für Krammetsvögel gezahlt. Wie wär's, wenn er den armen Schluckern einen davon schenkte? Oder zwei? Er stand längere Zeit unschlüssig. Plötzlich nahm er alle vier, schlich auf den Zehen an das Fenster, in dem eine Scheibe zerbrochen und notdürftig mit Papier verstopft war, steckte sie hindurch und lief, was er laufen konnte, davon.

Pastor Heydenreich hörte eines Abends, als er auf seiner Studierstube saß und über einem verzwickten Predigttext brütete, die Haustür klingeln und schwere Schritte die Treppe heraufkommen. Die Störung war ihm nicht gerade lieb, doch sein Gesicht heiterte sich auf, als Vater Wöhrenbeck, der Bauer des Sattelhofs, eintrat. Der Mann war ihm, seit er auf jener ersten Prömenfahrt seine Bekanntschaft gemacht hatte, immer werter geworden, und er glaubte, daß jener auch auf ihn etwas hielt. So sprang er denn erfreut vom Schreibtisch auf und begrüßte den späten Besucher mit einem warmen, kräftigen Händedruck.

Es war ihm sofort etwas Bedrücktes im Wesen des Mannes aufgefallen, und als er ihn glücklich in der Sofaecke hatte, fragte er besorgt: „Es geht Ihnen doch gut, lieber Wöhrenbeck?"

„Ach, nicht zum besten, Herr Pastor," seufzte der Bauer, indem er traurig den Kopf schüttelte.

„Oh, das tut mir ja leid. Wo drückt es denn?"

„Och, mir geht diese Tage eine Sache in einem fort im Kopf rundum. Und weil ich gar nicht mit ihr fertig werden kann, sagte heute morgen, als wir noch auf dem Bett lagen, meine Frau zu mir: ‚Willem,' sagte sie, ‚geh doch mal zu unserem Herrn Pastor und sprich dich

mit ihm aus.' Ich wollte erst nicht recht, aber sie fing den Tag über immer wieder davon an, und zuletzt machen die Frau'nsleute 'nen Mannsmenschen ja mürbe. Also da bin ich nun. Es ist schon ein bißchen spät, aber ich wollte nicht gern, daß die Leute mich bei Ihnen eintreten sähen. In dieser aufgeregten Zeit gibt das denn gleich allerhand dumme Schnackerei."

„Was haben Sie denn auf dem Herzen? Ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen helfen und raten könnte."

„Sie wissen, Herr Pastor, ich verstehe ein bißchen mit der Feder umzugehen, und deshalb bin ich ja nun bald zwanzig Jahr Vorsteher von unserer Bauerschaft. Nun fragt neulich das Amt bei mir an, ob ich, wo sie doch jetzt die neuen Gesetze über den Zivilstand gemacht haben, für die nördliche Hälfte unseres Kirchspiels den Posten als Standesbeamter übernehmen wollte. Ich schlug da nicht auf zu und schrieb hin, sie sollten sich man einen andern suchen. Aber da kommt vorgestern der Herr Amtshauptmann selbst bei mir vorgefahren und redet mir eine halbe Stunde zu, ich müßte auf jeden Fall den Posten annehmen, denn sie hätten sonst keinen, den sie dazu brauchen könnten. Zuletzt hab ich mir drei Tage Bedenkzeit ausgebeten. Seitdem ist kein Schlaf mehr in meine Augen gekommen. Ich hab mit dem Mann immer gut gekonnt und möchte ihm eigentlich den Gefallen ganz gern tun, aber ich weiß und weiß nicht, ob ich es darf ... Herr Pastor, Sie sind ein studierter Mann und haben einen weiteren Blick als wir Bauersleute. Was meinen Sie: darf ich so 'n Amt wohl annehmen?"

„Warum nicht, lieber Freund?“

„Die Leute meinen, es wäre Sünde.“

„Sün—de?“

„Ja. Der Staat wolle da der Kirche etwas stehlen, was ihr seit ewigen Zeiten gehört hätte, und wenn ich mich damit bemengte, wäre ich ein Hehler, und der Hehler wäre ebenso schlimm wie der Stehler. Einem aufrichtigen Christenmenschen, sagen sie, müßte es gegen das Gewissen gehn, zu so was seine Hand zu bieten.“

„Geht es denn gegen Ihr Gewissen?“

„Das weiß ich eben noch nicht recht... Die Leute sagen...“

„Was die Leute sagen, wollen wir hier erst einmal aus dem Spiel lassen. Was manche Leute so ihr Gewissen nennen, ist bei Lichte besehen nichts als verbohrter Eigensinn... Es handelt sich hier ja wohl in erster Linie um die Eheschließungen. Die Ehe ist Tausende von Jahren älter als die Kirche. In früheren Zeiten wurde sie einfach innerhalb der Familienverbände geschlossen. Später hat dann die Kirche ihre Hände darauf gelegt, und es ist ja auch ganz natürlich, daß angehende christliche Eheleute das Bedürfnis fühlen, den wichtigsten Schritt des Lebens durch Gottes Wort und Gebet weihen zu lassen. Dann aber ist Luther gekommen, hat die Kirche auf ihr eigentliches Gebiet, die Pflege des religiösen Lebens, beschränkt und damit den Boden bereitet, auf dem der moderne Rechtsstaat erwachsen konnte. Da die Ehe mit allerlei rechtlichen Folgen verknüpft ist, legt dieser Wert darauf, daß sie vor seinem Beauftragten perfekt wird, und in An-

betracht der bunten konfessionellen Verhältnisse in Deutschland hat er uns Geistlichen diese Funktion lieber nicht übertragen wollen. Die Ehe machen Sie als Standesbeamter just so wenig wie ich als Pastor, sondern Hans und Grete, die es miteinander wagen wollen, und wir beide walten dabei nur eines recht bescheidenen Amtes, Sie als Beauftragter der bürgerlichen Gesellschaft, ich als Diener der Kirche."

„Aber Pastor Harms in Hermannsburg sagt, eine Ehe, die der Pastor nicht geschlossen hätte, wär' überhaupt keine richtige Ehe, sondern ..."

„Das ist natürlich Unsinn, und Pastor Harms befindet sich da auf einem bösen Holzwege ... Ich weiß recht wohl, daß unsere Gemeinden Hermannsburg viel zu verdanken haben. Aber deshalb wollen wir es doch nicht zu einem neuen Rom und Pastor Harms nicht zu einem neuen Papst werden lassen. Als evangelische Christen müssen wir die Freiheit, die Luther uns erkämpft hat, festhalten gegen jedermann, auch gegen Harms und Hermannsburg."

„Jeao ... So sagen Sie, Herr Pastor, aber Pastor Harms, der doch gewiß auch ein tüchtiger Mann ist, wenn er seinem Bruder auch wohl nicht gleichkommt, sagt ganz anders ... Wenn einer nur wissen könnte, wer von euch beiden recht hat. Ich hab gestern den halben Tag in der Bibel herumgesucht, aber die läßt sich über diesen Punkt gar nicht recht deutlich aus."

Der Pastor dachte nach, ob ihm nicht irgendeine Bibelstelle einfallen wollte, die sich in seinem Sinn ver-

wenden ließe. Aber plötzlich kam ihm ein anderer Gedanke.

„Ich will Ihnen mal was sagen!" rief er lebhaft. „Nicht wahr, Sie wollen doch ein guter Lutheraner sein?"

„Versteht sich."

„Und Sie geben also wohl etwas auf Doktor Luther?"

„Ganz gewiß. Wenn Gott den Mann nicht erweckt hätte, wären wir heute noch alle katholisch."

„Nun gut, Doktor Luther soll zwischen Pastor Harms und mir entscheiden. Sehen Sie, in dem Bücherbort da, die obersten drei Reihen, das sind seine Werke."

„Au! So gräsig viel hat der Mann geschrieben?"

„Jawohl, über hundert Bände. Die studieren Sie erst mal durch, dann wissen Sie, was Doktor Luther sagt."

„Aber lieber Herr Pastor! ... Ich mit meinem alten Kopf?"

„Na, werden Sie nur nicht bange, für unsere Zwecke tut es ein Schriftchen von wenig Seiten, das sich völlig klar und unmißverständlich über die Sie bewegende Frage ausspricht. Es ist das ‚Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn', aber auch für kluge Pfarrherrn und andere kluge Leute heilsam und nützlich zu lesen. Das will ich uns mal kriegen."

Er stieg auf einen Stuhl, schlug im Register nach und nahm den betreffenden Band heraus.

„So," sagte er, indem er sich wieder an den Tisch setzte, „ich lese Ihnen den Anfang langsam und deutlich vor:

‚So manches Land, so manche Sitte, sagt das gemeine Sprichwort. Demnach weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen und Kirchendienern, nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen. Etliche führen die Braut zweimal zur Kirchen, beide des Abends und des Morgens; etliche nur einmal; etliche verkündigen's und bieten sie auf auf der Kanzel zwo oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen laß ich Herrn und Rat schaffen und machen, wie sie es wollen, es gehet mich nichts an. Aber so man von uns begehret, für der Kirchen, oder in der Kirchen sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schüldig, dasselbige zu tun.‘

Haben Sie alles verstanden?"

„O ja. Der Mann schreibt ja so weit einen ganz klaren Stil."

„Na? Und wer hat nun recht, der Pastor von Hermannsburg oder der von Ummersloh?"

„Hm ... Herr Pastor, hat Vater Luther das wirklich geschrieben, was Sie mir da eben vorgelesen haben?"

„Versteht sich. Sehen Sie her, sein Name steht hier auf dem Umschlag, und hier auf dem Titelblatt noch einmal."

„Hm, das wohl ... aber es wird heutzutage so viel nachgemacht und gefälscht."

„Ich sage Ihnen: wörtlich ist Luthers Traubüchlein, wie er es mit eigener Hand niedergeschrieben hat, in diesem Buche abgedruckt. Gelehrte Professoren

und Doktoren bürgen mit ihrem Namen dafür, daß die Sache stimmt."

„Hm, ganz kann man den Professoren heutzutage auch nicht immer trauen..."

„Aber bester Freund, ganz ohne Vertrauen kommen wir im Leben nun einmal nicht aus."

Der Sattelhofbauer schwieg nachdenklich einige Sekunden, dann sah er mit den großen, stahlblauen Augen seinen Pastor vertrauensvoll an und sagte: „Gut, ich will annehmen, daß die Sache stimmt... Weil Sie es sagen... Aber ob denn Pastor Harms diese Lutherschrift gar nicht kennt?"

Der andere zuckte die Achseln: „Das ist kaum zu glauben. Es gibt aber Menschen, was die einmal nicht sehen wollen, das sehen sie nicht, wenn man es ihnen auch dicht unter die Augen hält."

„Oh, Herr Pastor, so möchte ich mir das nicht erklären. Sehen Sie mal, so viel Bücher hat Vater Luther voll geschrieben. Da kann ein Pastor, der mit 'ner großen Gemeinde und auch mit der Mission noch viel zu tun hat, doch leicht mal so 'ne kleine Schrift übersehen."

Der Pastor sah sein Gegenüber verwundert an. „Gut," sagte er, „wenn Ihnen das lieber ist, erklären Sie sich die Sache so. Mir kommt es nur darauf an, daß Sie einsehen, ich stehe in dieser Frage ganz und gar auf der Seite Luthers, und Pastor Harms steht stramm gegen ihn."

Der Bauer seufzte, nickte und schüttelte den Kopf.

„Herr Pastor," sagte er nach einer kurzen Pause, „darf

ich mir das Lutherbuch wohl mal mit nach Hause nehmen? Nächsten Sonntag bringe ich's Ihnen wieder. Ich muß die Sache noch mal gründlich in Ruhe durchstudieren. Und dann, wissen Sie, schreibe ich mir die Hauptsätze ab, damit ich auch andere Leute belehren kann. Sie glauben gar nicht, wie viel jetzt immer über diese Dinge gesprochen wird, aber kein Mensch weiß eigentlich genau darüber Bescheid."

„Herzlich gern leihe ich Ihnen das Buch," sagte der Pastor, „und es sollte mich freuen, wenn Sie recht vielen die Köpfe zurecht rücken könnten."

Vater Wöhrenbeck erhob sich zum Gehen. Als er dem Pastor die Hand reichte, fragte er mit listigem Lächeln: „Und Sie persönlich nehmen es mir auch nicht übel, wenn ich das Amt annehme?"

„Wie sollte ich dazu kommen?"

„Hm, die Leute meinen, Sie würden mir böse werden. Denn wenn ich nächstens die Hochzeitsleute zusammengäbe, müßte ich Ihnen doch sozusagen ins Handwerk pfuschen."

Der Pastor lachte hell auf. Wie merkwürdig persönlich seine Bauern doch selbst die allerprinzipiellsten Dinge nahmen! „Ganz im Gegenteil!" rief er lebhaft, indem er dem Manne freundschaftlich die Schulter klopfte, „Sie können mir gar keinen größeren Gefallen tun, als wenn Sie annehmen und mir auf diese Weise helfen, törichte Vorurteile zu zerstreuen. Also Sie geben mir die Hand darauf, daß Sie das Standesamt nicht zurückweisen."

Vater Wöhrenbeck zog erschrocken seine Hand zurück:

„Nee, nee, das tu ich nicht. Erst muß ich mich noch einmal ganz ernstlich vor Gott prüfen."

Mit viel leichterem Herzen schritt der Sattelhofbauer jetzt denselben Weg dahin, den er vor einer Stunde in so schweren Gedanken gekommen war. Das Buch, das er in ein Zeitungsblatt gewickelt unter dem Arm trug, dünkte ihn ein Schatz, der mit keinem Gelde zu bezahlen war.

Zu Hause angelangt, zündete er eine Lampe an und nahm, den Kopf in beide Hände gestützt, das Schriftchen für die einfältigen Pfarrherrn mit großem Ernst vor. Er gewann aus den vorgedruckten Quellenangaben zunächst die feste Überzeugung, daß es wirklich von Luther stammte, sodann, daß Luther und Harms in diesem Stück nicht übereinstimmten. Das tat ihm recht leid für Pastor Harms, der, so hoch er ihn schätzte, gegen Vater Luther natürlich doch nicht aufkam. Und damit wurde ihm denn auch deutlich, daß er ohne Verleugnung seines lutherischen Glaubens dem Herrn Amtshauptmann zu Willen sein konnte. Alles dies erregte ihn auf das tiefste, und da er sich sagte, daß er in diesem Zustande doch keinen Schlaf finden werde, nahm er sogleich die Feder und schrieb die Einleitung des Traubüchleins — so weit, wie sein Pastor ihm vorgelesen hatte; das übrige kam für seine Zwecke weniger in Betracht — mit sorgfältig ausgezogenen Buchstaben auf einen großen, sauberen Bogen weißes Papier. „Zur Beglaubigung der Abschrift: Wilhelm Wöhrenbeck, Gemeindevorsteher," setzte er mit kräftigen Zügen darunter, und neben seinen Namen drückte er sehr schön

und klar das Gemeindesiegel. Dann schmökte er, obgleich Mitternacht längst vorüber war, in den Großvaterstuhl, der hinter dem Ofen stand, zurückgelehnt, noch einen halben Kopf seiner kurzen Pfeife. Die schmeckte ihm wie seit langem nicht mehr.

Als er endlich ins Bett stieg, wurde seine wackere Ehehälfte munter, und eine halbe Stunde ging damit hin, daß er ihr sehr gewissenhaft berichtete, was der Herr Pastor gesagt und was Vater Luther für die einfältigen Pfarrherrn geschrieben hätte. Sie fand beides sehr vernünftig und meinte, das wäre eigentlich auch schon vorher ihre Ansicht gewesen, die sie nur nicht so in Worte hätte fassen können. Als sie beinah schon wieder eingeschlafen war, rief ihr Mann sie noch einmal an: „Mutter, ich glaube, das von Luther schreibe ich auch mal nach Pastor Harms hin. Das muß er unbedingt kennen lernen; sonst kann es ein Unglück geben." — „Das kannst du dir morgen früh noch mal überlegen," brummte seine Frau, über die erneute Störung etwas unwillig, „erst laß uns man zusehn, daß wir noch ein paar Augen voll Schlaf kriegen."

Es war einige Monate später.

Hofbesitzer Drewes lag auf der Bank und hielt sein Mittagsschläfchen. Da schreckte er plötzlich auf, rieb sich die Augen und sah zu seiner größten Verwunderung den Zögling Nieweg vor sich stehen. Dessen schwarze Augen flammten leidenschaftlich, seinen Eichenstab stieß er auf den Boden, und mit bebender Stimme brach er los: „Das Fürchterliche ist geschehen: das Konsistorium

hat unsern teuren Pastor Harms vom Amt suspendiert, und er wird sicher abgesetzt. Es hilft nichts, wir müssen gleich für heute abend die Missionsfreunde zu einer Versammlung berufen, daß sie dazu Stellung nehmen."

Drewes versuchte zunächst den aufgeregten jungen Mann zu beruhigen. Man dürfe auch in stürmischen Zeiten den Kopf nicht verlieren, man müsse jeden Schritt, den man tun wolle, reiflich erwägen. Aber der Zögling hörte kaum auf diese Worte und antwortete mit einer zwar kurzen, aber sehr kräftigen Predigt über den Text: Wer die Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes. Nach dieser ging Vater Drewes hin, rief seine Kinder und Dienstboten von der Arbeit ab und schickte sie nach den vier Himmelsrichtungen auseinander. Sie sollten die Freunde in den Dörfern und Gehöften des Kirchspiels dringend einladen, heute abend Punkt acht Uhr zu einer wichtigen Besprechung bei ihm zu erscheinen; Zögling Nieweg aus Hermannsburg, derselbe, der damals zu Pfingsten die schöne Missionsstunde gehalten hätte, wäre gekommen und hätte wichtige Nachrichten mitgebracht.

Als der Bauer in die Stube zurückkehrte, saß sein Gast hinter der dampfenden Kaffeekanne und strich den Scheibenhonig dick auf die Butter. Er machte jetzt einen bedeutend ruhigeren Eindruck als vor einigen Minuten. Ob keine Aussicht sei, fragte er, behaglich kauend, daß man auch den Rittmeister von Branken bewegen könne, an der Versammlung teilzunehmen. Es sei von großer Bedeutung, auch die Edelleute für die gute Sache zu ge-

winnen, und anderswo zähle man schon mit Sicherheit auf sie.

Jürgen Drewes hatte mit dem Gutsherrn vor Jahren eine kleine Differenz nach einem Pferdehandel gehabt und war ihm seitdem möglichst aus dem Wege gegangen. Er sah aber wohl ein, daß die Anwesenheit des Kirchpatrons den Beratungen ein besonderes Gewicht geben würde, und erklärte sich bereit, selbst hinzugehen und ihn einzuladen.

Herr von Branken gehörte nicht zu dem Hermannsburger Kreise. Aber er war dem Welfenhause, dem er und seine Vorfahren als Offiziere gedient hatten — sein Großvater hatte es in der Hannoverschen Armee bis zum Generalmajor gebracht — treu ergeben und hoffte zuversichtlich auf die frühere oder spätere Rückkehr der entthronten Dynastie. Die kirchlichen Wirren, die infolge der Zivilstandsgesetzgebung einzureißen drohten, waren ihm nicht unerwünscht, weil er hoffte, sie würden der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem preußischen Regiment neue Nahrung zuführen und die Sehnsucht nach den früheren Verhältnissen wach erhalten, was einmal deren Wiederherstellung erleichtern mußte. Er empfing deshalb den Bauern sehr liebenswürdig und nahm seine Einladung mit Freuden an. Auf seine Frage, ob der Herr Pastor auch erscheinen werde, machte Drewes ein verblüfftes Gesicht. An den hatte er in dieser Sache überhaupt noch nicht gedacht. Ob der Herr Rittmeister meine, daß man ihm auch Bescheid sagen müsse? Dieser strich sich nachdenklich den Bart und riet dann doch ab. Der Herr Pastor stände dem

Empfinden der Gemeinde in solchen Dingen leider ziemlich fern, wie er denn bei den letzten Reichstagswahlen sich ja auch der Wahl enthalten habe. Die Leute würden auch freier aus sich herausgehen, wenn er nicht dabei wäre. Wenn die Gemeinde aber erst wisse, was sie wolle, könne sie einen Druck auf ihn ausüben, dem dieser, soweit er den Mann kenne, kaum widerstehen werde.

Die größte Stube bei Drewes reichte am Abend lange nicht hin, die Gäste zu fassen. Als der Hausherr kurz nach acht die Versammlung mit zwei Sätzen begrüßte und dem Hermannsburger das Wort erteilte, war auch die Herddiele bis über die Mitte besetzt. Was in der Gemeinde etwas galt, sozusagen das Gesicht des Kirchspiels, war anwesend.

Zögling Nieweg stellte sich in die Türöffnung, von wo er sowohl die Stube wie auch die Diele frei überblicken konnte, und nachdem er sich mit der großen Hand durch das dichte, krause Haar gefahren war, begann er mit dröhnender Stimme:

„Lieben Freunde und Glaubensbrüder! Es ist genau alles so gekommen, wie ich damals in der Missionsstunde vorausgesagt habe. Die gottlosen Gesetze sind gemacht, Pastor Harms, in seinem Gewissen gebunden, besteht auf den alten Rechten der Kirche, und nun ist er suspendiert, das heißt: so gut wie abgesetzt. Einen solchen Mann kann das Konsistorium nicht tragen, aber drüben in Osnabrück und anderswo können die Pastoren den krassesten Unglauben predigen — denen wird kein Haar gekrümmt. Dürfen wir uns das gefallen

lassen? Wenn wir hierzu schweigen, dann sind wir ein Salz, das dumm geworden ist.

„Die Hermannsburger Gemeinde weiß, was sie zu tun hat. Sie wird mit ihrem Pastor der Landeskirche den Rücken kehren und eine Freigemeinde bilden. Aber sie darf nicht allein bleiben. Alle ihre geistlichen Töchter müssen treu zu ihr stehen. Und dazu dich, liebe Gemeinde Ummersloh, willig zu machen, bin ich gekommen. Es wäre ja besser, wenn ein anderer, dein berufener Hirt, die Führung übernähme; denn Hirt und Herde müssen zusammenstehen in so schweren Zeiten. Wenn aber der Hirt zu zaghaft ist, um voranzugehen, dann muß die Herde ihn mit sich fortreißen. Ich schlage vor, wir nehmen einen großen Bogen Papier, und darauf unterschreibt ihr euch Mann für Mann, daß ihr treu zu Pastor Harms und zu Hermannsburg halten und, wenn es nicht anders geht, ebenfalls der verpreußten Landeskirche den Rücken zeigen wollt. Dies Papier schickt ihr dann eurem Herrn Pastor und ersucht ihn, auch seinen Namen darunter zu setzen, den ganzen Kirchenvorstand unterschreiben zu lassen, das Kirchensiegel dabei zu drücken, und es dann an das Konsistorium zu schicken. Tut er das, gut. Weigert er sich, nun, so müssen wir weiter sehen. Klagen und Stöhnen, die Faust im Sack ballen, Petitionen loslassen, das alles hat hier ganz und gar keinen Zweck. Handeln gilt es und die Zähne zeigen! Die Lauen und Ängstlichen mögen zurückbleiben. Besser ein kleines und tapferes Heer, auf das man sich verlassen kann, als ein großer Troß, der ausreißt, sobald der Feind in Sicht kommt.

Hier Schwert des Herrn und Gideon! Die Kampfesfahne weht, wohl dem, der bei ihr steht! Amen."

Eine Minute lang war es totenstill in der Versammlung. Dann ließ sich hier und da nachdenkliches Räuspern vernehmen, und bald steckte man die Köpfe zusammen und begann in Gruppen zu beraten. Es war ein Summen und Grummeln wie in einem Bienenstock, der einen Schwarm aussenden will.

Endlich arbeitete sich ein kleiner, schmaler Mann mit schiefen Schultern der Türe zu und stellte sich genau auf den Fleck hin, den der Zögling verlassen hatte. Er hatte für einen Bauern etwas merkwürdig Zappeliges, wie ihm denn auch die kleinen, blanken Augen viel beweglicher im Kopf saßen, als es sonst bei seiner Art der Fall zu sein pflegt.

„Es ist da erst vom Salz gesagt worden," begann er, „ja, und wir Missionsleute sollen das Salz der Kirche sein, ja, das ist auch ganz meine Meinung. Ich meine aber, das Salz gehört in die Suppe oder den Kohl hinein, und nicht heraus. Dieses Gleichnis deute ich so: Wir Missionsfreunde gehören in die Landeskirche hinein und bleiben ruhig so lange darin, bis man uns herausschmeißt. Aber wir drehen ihr nicht gleich den Rücken zu, wenn uns mal was gegen den Strich geht. Dies mit dem Standesamt, und daß die Pastorens nun mit ein bißchen andern Worten die Brautleute zusammengeben sollen, das kann ich für meinen Part wirklich nicht für so wichtig halten."

Die Versammlung wurde unruhig. Aber Jürgen Drewes erhob sich und bat, man möchte Hinrich Harjes

erst ruhig anhören; nachher könnte jeder seine Meinung dagegen sagen.

„Ich hab hier einen Zettel," fuhr der Redner fort, „den hab ich mir von unserm Vorsteher abgeschrieben. Den Mann selbst konnte ich nicht mitkriegen, weil hier einer ist, der ihn wegen des neuen Amts, das er auf sich genommen hat, gar zu stark beleidigt hat. Also unser Vorsteher hat sich das Lutherbuch von unserem Herrn Pastor geliehen und sich da etwas abgeschrieben, und das hab ich mir wieder wörtlich abgeschrieben, und er hat sein Siegel drunter gesetzt, daß es stimmt. Doktor Luther schreibt ganz klar und deutlich in seinem Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn, Hochzeit und Ehe wären weltliche Dinge, und er überließe es den weltlichen Staaten, wie sie das einrichten wollten. Pastor Harms hätte also als gut lutherischer Mann sich über diese Gesetze gar nicht so stark aufzuregen brauchen ..."

Es war jetzt wieder so laut, daß Drewes aufs neue um Ruhe bitten mußte.

„Gleich bin ich fertig, seid, bitte, nur noch einen Augenblick still. Ich wollte nur noch bemerken: wir haben in unserer Gemeinde doch immer so schönen Frieden und Einigkeit gehabt, und ich frage: soll das denn mit Gewalt anders werden? Unser Gott ist doch ein Gott des Friedens, und der Heiland sagt: Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen. Gleich bin ich wirklich fertig, bloß Ihnen da aus Hermannsburg wollte ich noch gern einen guten Rat geben. Sie sind Missionszögling, und da mein' ich, Sie sollten

sich man tüchtig auf die Hosen setzen, und wenn Sie ordentlich was gelernt haben, zu den armen Heiden gehn und ihnen das Evangelium verkündigen, damit sie nicht verloren gehen, sondern mit uns ewig selig werden. Was wollen Sie hier bei uns? Wir können Sie gut entbehren; denn wir haben unsern Herrn Pastor, und wenn der auch grade kein großer Redner ist — dafür kann er nichts, denn der Geist teilt die Gaben verschieden aus, — so ist er doch soweit ein ganz netter Mann und legt keinem was in den Weg, und wenn wir man tun wollen nach dem, was er uns predigt, dann haben wir just genug zu tun, sollt' ich meinen."

Zögling Nieweg, der bei den an ihn gerichteten Worten einen feuerroten Kopf bekommen hatte, sprang auf und wollte sofort erwidern. Aber sein Nachbar, ein baumlanger Bauer mit einer mächtigen, stark nach rechts ausweichenden Hakennase, die seinem Gesicht etwas Schielendes gab, obgleich die von borstigen Brauen überschatteten Augen ganz richtig im Kopf standen, zog ihn auf seinen Sitz nieder und sagte: „Lassen Sie mich erst mal."

„Jakob Bullwinkel hat das Wort," rief Drewes in die lebhafter werdende Unruhe der Versammlung hinein. Augenblicklich wurde es mäuschenstill. Bullwinkel, das war einer, dem das Wort zu Gebote stand und der noch nie ein Blatt vor den Mund genommen hatte.

Bullwinkel sprach von seinem Platze aus; seine Stimme klang rauh und polternd.

„Der, welcher dem Herrn Standesbeamten von

Wenzingen die Wahrheit gesagt hat, das bin ich gewesen. Ich will das gleich von vornherein erklären, damit jeder Bescheid weiß... Was Harjes uns da eben vom Frieden vorgesungen hat, das klingt ja ganz schön. Aber wißt ihr, was schon zu Zeiten des Alten Bundes das für Leute gewesen sind, die immer Friede, Friede riefen? Das sind die falschen Propheten gewesen, Greuel in Jehovas Augen, die wahren Propheten dagegen haben immer zu Kampf und Streit gerufen. Wenn Theodors Harms, den Ludwig Harms zu seinem Nachfolger bestimmt hat, wie Elias den Elisa, und der von seinem Geist sicher ein gut Teil geerbt hat, sagt, daß es Zeit ist, die von den Preußen mit Füßen getretene Landeskirche zu verlassen, dann *ist* es Zeit, und wehe dem, der sich dann noch lange mit Fleisch und Blut berät. Es ist schlimm genug, daß wir in weltlichen Dingen dem Preußen gehorchen müssen. Wollen wir nun auch noch in geistlichen Angelegenheiten tanzen, wie Bismarck flötet? Ich meine, wenn wir das täten, dann verdienten wir Prügel."

„Bravo, bravo!" rief es aus der Versammlung.

„Was lutherisch ist und was nicht, darüber braucht Harjes uns wahrhaftig nicht zu belehren, das werden sie in Hermannsburg wohl wissen. Da braucht einer auch gar nicht zum Pastor zu laufen und sich da was aufzuschreiben, was kein Mensch nachprüfen kann; denn das Papier ist bekanntlich geduldig. Überhaupt auf einen, der so'n Amt annimmt wie das Standesamt und eine schöne Handvoll Taler dabei verdient, huste ich was für meine Person. So einer kommt mir vor wie

Judas, der um dreißig Silberlinge seinen Herrn verraten hat."

In der Ecke, wo Hinrich Harjes mit einigen Männern der Bauerschaft Wenzingen saß, rief jemand: „Pfui!" Bullwinkel warf einen verächtlichen Blick über die Schulter dorthin und fuhr fort:

„Wir haben heute abend einen lieben Gast in unserer Mitte, den Zögling Nieweg aus Hermannsburg. Daß Harjes diesen, der sich den weiten Weg nicht hat verdrießen lassen, um uns guten Rat zu geben, abgekanzelt hat wie einen Schuljungen, hat uns alle gräßlich geärgert. Aber, lieber Nieweg, lassen Sie sich das weiter nicht anfechten. Wir andern alle danken Ihnen von Herzen, daß Sie gekommen sind. Wir haben die schöne Pfingstpredigt, die Sie uns voriges Jahr draußen auf dem Hof gehalten haben, nicht vergessen, und ich bin fest überzeugt, wir werden es genau so machen, wie Sie uns vorgeschlagen haben, und werden alle, alle unterschreiben. Pastor Harms soll sehen, daß noch überblieben sind achttausend in Israel, die ihre Knie vor Baal nicht gebeugt haben, und sie nie und nimmer beugen werden."

Er setzte sich, und man steckte wieder die Köpfe zu Einzelberatungen zusammen, wobei es jetzt erheblich lauter herging als vorhin. Jedermann wußte nun ja, worum es sich handelte, und die Meinungen stießen hart aufeinander.

An dem Tisch, wo Drewes, der Rittmeister, Zögling Nieweg, Bullwinkel und mehrere aus dem engsten Kreise der Hermannsburger saßen, fing man nach einer

kurzen Beratung an, den Wortlaut des dem Konsistorium zu überreichenden Schreibens zu erwägen. Papier und Schreibzeug war zur Stelle, und bald erhob sich Drewes, um folgende Sätze zu verlesen:

„Wir Endesunterzeichneten erheben hiermit feierlich Protest gegen die Absetzung des Herrn Pastor Harms in Hermannsburg und erklären, daß, wenn man ihn nicht unter Schonung seines Gewissens wieder mit Ehren in sein Amt einsetzt, auch für uns kein Raum mehr in der Landeskirche sein wird."

„Ist einer, der die Worte gern anders stellen möchte?" fragte er dann in die Versammlung hinein.

Niemand meldete sich.

„Gut," sagte er, „dann bleibt es so," und setzte als erster seinen Namen unter das Schriftstück. Bullwinkel nahm ihm die Feder aus der Hand, und dann wanderte sie von einem zum andern. Wer der Schreibkunst nicht mächtig war, zog drei Kreuze, die von Schreibkundigen als Willenserklärungen ihrer Urheber beglaubigt wurden.

Es zeigte sich aber schnell, daß die Zahl der Unentschlossenen größer war, als die Heißsporne angenommen hatten, und bald verging jedesmal eine geraume Zeit, bis sich wieder jemand zur Unterschrift bereit fand. Bei manchem mußten auch allerlei Überredungskünste angewandt werden. Von den acht Männern der Bauerschaft Wenzingen, die zugegen waren, gab nur einer, der zu Hause als Querkopf galt, seinen Namen. Die andern saßen um Hinrich Harjes, der die Abschrift aus Luthers Traubüchlein auf dem Knie hatte, herum und setzten allem Zureden stummes Kopfschütteln entgegen.

Ihr Vorsteher hatte nämlich die Sache bereits auf dem Bauernmal vorgebracht und die Seinen davon überzeugt, daß Harms in diesem Stück von Luther abweiche, sie auch auf die wahrscheinlichen Folgen eines solchen Schrittes, besonders für den Geldbeutel, aufmerksam gemacht. — Es befremdete ein wenig, daß auch Herr von Branken nicht unterschrieb. Als Patron der Kirche, erklärte er, habe er einstweilen noch gewisse Rücksichten zu nehmen; er werde aber ganz im Sinne der Versammlung und des aufgesetzten Schreibens mit dem Herrn Pastor Rücksprache nehmen.

Die Menge verlief sich nun bald, nur Drewes' nächste Freunde blieben zurück, um die weiteren Maßnahmen zu beraten. Da man fand, daß man mit achtundzwanzig Unterschriften weder auf den Pastor noch auf die Kirchenbehörden einen starken Druck ausüben könnte, erboten sich Drewes, Bullwinkel und ein Kötner namens Engelbrecht, die nächsten Tage mit dem Schreiben von Haus zu Haus zu gehen und weitere Unterschriften zu sammeln.

Am nächsten Tage ging es im Pfarrhause hoch her. Man hatte dort keine Ahnung von den Vorgängen bei Drewes und von der Aufregung, die sich der Gemüter bemächtigt hatte, und feierte arglos und sehr vergnügt Frau Emmas vierzigstes Wiegenfest.

Das Geburtstagskind blieb am Morgen etwas länger als gewöhnlich im Bett liegen, um das übliche Ständchen der jungen Mädchen unter dem Kammerfenster abzuwarten. Es begann mit dem einstimmigen Choral:

Bis hieher hat mich Gott gebracht, und schloß mit dem zweistimmigen Lied: So nimm denn meine Hände. Darauf erklang es: „Unsere liebe Pensionsmutter, sie lebe hoch! hoch! hoch!"

Den Geburtstagstisch schmückte ein Kranz aus Lebensbaum mit vier brennenden Kerzen, die dick genug waren, um je ein Lebensjahrzehnt darzustellen. Das Pensionat hatte sich zu einem Läufer zusammengetan. Die Beschenkte hatte ihn selbst in Hannover aussuchen dürfen, trotzdem freute sie sich, als ob sie völlig überrascht wäre. Dann kam bald der Briefträger und brachte ein halbes Hundert Briefe von früheren Pensionstöchtern. Einige von diesen wollten bei ihrer lieben Frau Pastorin das schönste Jahr ihres Lebens zugebracht haben, was diese fast zu Tränen rührte. Mehrere aus den letzten Jahrgängen übersandten in Schächtelchen und Doppelbriefen kleine Handarbeiten. In Gegenwart des laufenden Jahrgangs wurden sie ausgepackt, und dieser mußte helfen, sie zu beschwögen. Den ganzen Tag schwamm Frau Emma, getragen von dem Gefühl, viel Liebe gesät zu haben und nun auch mal ein bißchen davon zu ernten, in einem Meer von Wonne und Seligkeit. Am Abend erreichte die allgemeine Freude ihren Höhepunkt. Kuchen, gebacken nach allen Rezepten, die sich im Hause bewährt hatten, standen zum Zulangen bereit; auch eine Torte, mit Früchten garniert, die die Zahl 40 bildeten, fehlte nicht. Eine Erdbeerbowle aus Apfelwein und Selterswasser und mit sehr viel Zucker mundete dem jungen Volk vortrefflich. Für den Hausherrn, dem sie zu süß

und flau war, hatte die fürsorgliche Gattin eine Flasche Rüdesheimer aus dem Keller geholt. Die jungen Mädchen führten, als Phantasiebäuerinnen verkleidet, ein Stückchen auf, das in eine mit vereinten Kräften gedichtete Huldigung für das Geburtstagskind ausging. Erich hielt mit Bravour eine kleine Rede, die erste seines Lebens, und dann klapperten die Gläser zusammen auf ein glückliches neues Lebensjahr. —

Am zweiten Tage danach, vormittags gegen zehn Uhr, als der Pastor auf seiner Studierstube den drei Kindern eine französische Stunde gab, hörte er gewichtige Schritte die Treppe heraufkommen. Sogleich durchzuckte ihn die Ahnung, ein Besuch von mehreren zu so ungewohnter Zeit werde etwas Besonderes zu bedeuten haben, und diese Ahnung wurde ihm zur Gewißheit, als er Drewes, Bullwinkel und Engelbrecht, die Entschiedensten seiner Hermannsburger, in ihren Sonntagsröcken und mit tiefernsten Gesichtern — nur in Bullwinkels Zügen zuckte etwas wie spöttischer Triumph — bei sich eintreten sah. Nachdem die Männer ihm und dann auch den Kindern nach der Reihe die Hand gegeben hatten, sagte Drewes: „Stören wir auch, Herr Pastor?"

„Hm ... das kann ich nicht ganz leugnen. Wie Sie sehen, unterrichte ich gerade."

„Tut mir leid, aber wir kommen in einer wichtigen Sache, und es wär uns angenehm, wenn Herr Pastor ein paar Minuten Zeit für uns hätte."

„Das versteht sich ... Erich, geht in die Wohnstube hinunter und übersetzt das nächste Stück schriftlich, aber jeder für sich."

Als die Kinder das Zimmer verlassen und die Männer Platz genommen hatten, sah Pastor Heydenreich einen nach dem andern fragend an. Über Jakob Bullwinkels Gesicht glitt sein Auge dabei schnell hinweg; der Mann war ihm gar zu unsympathisch.

„Sie haben wohl gehört, Herr Pastor," nahm endlich Jürgen Drewes das Wort, „daß Pastor Harms in Hermannsburg abgesetzt ist."

„Ich habe davon gelesen, ja. Das heißt, einstweilen ist nur die Suspension über ihn verhängt worden. Es tut mir leid, daß es so weit hat kommen müssen."

„Nun wollten wir gern mal bei Ihnen anfragen," fuhr Drewes fort, „was Sie dabei tun wollen."

„Ich? Ich kann dabei doch genau so wenig machen wie Sie!"

„So—o?" mischte sich Bullwinkel ein, „das woll'n wir erst mal sehen, ob w i r nichts dabei machen können. Wir haben ein kleines Papier aufgesetzt. Sie sind wohl so gut und kucken sich das eben mal an. Drewes, krieg mal 'raus."

Drewes langte in seine innere Rocktasche, brachte ein grünliches Drucksachenkuvert zum Vorschein und entnahm ihm einen ziemlich zerknitterten, mit Fett und Tinte befleckten Bogen, den er bedächtig auseinanderfaltete und nach einem Versuch, ihn auf dem Tisch glatt zu streichen, dem Pastor überreichte.

Dieser lehnte sich in seinem Schreibsessel zurück und begann zu lesen. Als er fertig war, sah er über das Papier hinweg die Männer mit flimmernden Augen an und fragte: „Was soll das? Was bedeutet das?"

„Wir möchten Sie bitten," versetzte Drewes, „ob Sie nicht so freundlich sein wollten, und auch Ihren Namen unter dies Papier schreiben."

„Ich?" fragte der Pastor, wie abwesend.

„Ja, Sie," antwortete Bullwinkel schroff, „und der Kirchenvorstand auch. Zwei Kirchenvorsteher haben schon unterschrieben, die andern wollten lieber erst warten, bis Ihr Name drunter stände. Und dann muß das Ding nach Hannover ans Konsistorium geschickt werden. Oder wenn Sie das für richtiger halten, wollen wir drei es auch wohl persönlich hinbringen und mal ein ernstes Wort mit den Herren da oben reden."

Der Pastor starrte den Sprecher an. Dann warf er das Schriftstück auf den Tisch, erhob sich, trat zum Fenster und sah eine Weile in den Garten hinaus, ab und an mit den Fingern auf der Fensterbank trommelnd. Endlich wandte er sich nach den Männern um, blickte einem nach dem andern scharf ins Gesicht und fragte: „Haben Sie sich überlegt, was Sie da tun? Haben Sie sich Ihren Schritt und seine Folgen gründlich klar gemacht?"

„Ja," sagte Drewes, „wir haben Dienstag abend in meinem Hause große Versammlung gehabt und alles ganz genau überlegt. Ein Hermannsburger Zögling war auch da und hat uns dabei geholfen."

„Ahah! Solchen Wühler und Unruhstifter haben Sie sich wieder herbestellt! Dann wird mir alles klar... Das kann ja gut werden!"

„Herr Pastor," begehrte Bullwinkel auf, „sehen Sie ein bißchen zu Ihren Worten! Von Wühlen und Un-

ruhstiften ist hier keine Rede. Wenn unser Pastor still sitzt und sich nichts merken läßt, müssen wir uns nach andern Leuten umsehen, die uns in so ernsten, schweren Zeiten beraten. Aber wir sind nicht gekommen, um lange mit Ihnen zu disputieren. Wollen Sie unterschreiben oder nicht?"

Dem Pastor stieg die Zornröte ins Gesicht. „Bullwinkel," begann er mit bebender Stimme, „den Ton, in dem Sie mit mir zu sprechen belieben, verbitte ich mir! Vergessen Sie nicht, daß wir uns in meinem Hause befinden!"

„In Ihrem Hause? Hoho, ich meine, dies Haus gehört der Gemeinde, die uns drei hergeschickt hat."

„Was? Sie wollen mir hier das Hausrecht bestreiten? Da hört denn doch alles auf! ... Bullwinkel, ich ersuche Sie, mein Haus augenblicklich zu verlassen!"

Er war aufgesprungen und hatte die rechte Hand um die Stuhllehne gekrampft.

Bullwinkel sah etwas verdutzt drein, rührte sich aber nicht vom Fleck.

„Ich wiederhole mein Ersuchen und mache Sie auf die Folgen eines Hausfriedensbruchs aufmerksam."

Jetzt erhob sich der Bauer. „Gut," sagte er, „ich geh schon. Also wenn man in einer ernsten Sache zu seinem Seelsorger kommt, wird man zur Tür hinausgeschmissen. Nun wissen wir ja, wie wir mit Ihnen dran sind ... Kommt her," wandte er sich an seine Begleiter.

Diese sahen einander verblüfft an und erhoben sich zögernd.

„Drewes und Engelbrecht," rief der Pastor, „Sie

bleiben natürlich; wir müssen doch mal ruhig und vernünftig über die Sache sprechen."

„Kommt," wiederholte Bullwinkel in befehlendem Tone, „solche Behandlung dürfen wir uns nicht bieten lassen."

Die Bauern standen einen Augenblick unschlüssig und entfernten sich dann langsam der Türe zu.

Aber kaum hatten sie diese hinter sich geschlossen, als Drewes zurückkam, um sein Schriftstück zu holen, das auf dem Tisch liegen geblieben war. Nachdem er es an sich genommen hatte, trat er dicht vor den Pastor hin. „Herr Pastor," sagte er mit ehrlicher Trauer in seinem treuherzigen Gesicht, „es tut mir weh, daß wir so hart aneinander gekommen sind."

„Von Ihnen hätte ich so was auch wirklich nicht gedacht," wurde ihm zur Antwort.

Drewes tat einen tiefen Seufzer: „Ich *kann* nicht anders, mit dem besten Willen nicht... Nehmen Sie uns das, bitte, nicht übel, daß Bullwinkel so ausfallend geworden ist, der Mann hat von klein auf immer so hitziges Geblüt gehabt... Bis morgen laß ich dies Papier liegen. Wenn Sie sich bis dahin noch besinnen..."

Der Pastor sah ein, daß er sich hier einer Entschlossenheit gegenüber befand, die wankend zu machen er keine Hoffnung haben konnte. Er wehrte mit beiden Händen ab und sagte: „Gehen Sie, Drewes, gehen Sie nur! Wir verstehen uns nicht mehr."

Sobald unten die Haustür ins Schloß gefallen war, kamen hastige Schritte die Treppe herauf. Außer Atem, vor Schrecken bleich, trat Frau Emma in das

Studierzimmer. „Aber Adolf," rief sie, „was hattest du nur mit den Männern? Ich konnte dich ja unten im Hause hören. Und eben als sie weggingen, sagten sie mir nicht mal Adieu und machten Gesichter ..."

Er ließ sich schwer in seinen Schreibstuhl fallen und sagte dumpf: „Die Herrschaften benahmen sich so impertinent, daß ich sie an die Luft setzen mußte."

„Aber was haben sie dir denn bloß getan?"

Als sie gehört hatte, wozu an die sechzig Hausväter der Gemeinde sich durch Namensunterschrift verpflichtet und welches Ansinnen ihre Abgesandten an ihn gestellt hatten, schlug sie die Hände zusammen und sackte auf einen Stuhl nieder. „Aber wie ist so was nur möglich!" stöhnte sie, als sie endlich Worte fand, „... ich dachte immer, wir hätten uns nun so gut mit der Gemeinde eingelebt... Und daß man von dem allen gar nichts gemerkt hat!"

„Das ist die berühmte Treuherzigkeit und Offenheit der Lüneburger Bauern," sagte er mit großer Bitterkeit. „Das ist, was die Herren Amtsbrüder neidisch eine ‚gute Gemeinde', eine ‚lebendige Gemeinde' nennen. Gott gnade einem, wenn Bauern theologisch und kirchenpolitisch werden! Unsereiner kann sich die erdenklichste Mühe geben, sie bei Vernunft zu erhalten, es ist alles verlorne Liebesmüh. Aber kommt so ein Hetzapostel mit einer Theologie, die allenfalls zum Rattenvergiften gut ist, bei dem ist jedes Wort vom Himmel geredet, und in hellen Haufen laufen sie hinter ihm her. Es ist, um den Verstand zu verlieren."

Die Pastorin schüttelte verzweifelt den Kopf und

schwieg lange. Endlich sagte sie sanft: „Ob die Leute sich nicht noch wieder besinnen? ..."

„Die? Frau, Frau, wie wenig kennst du diese Menschen!"

„... Ob ich mal hingehe zu Drewes und in aller Ruhe mit ihm spreche?"

„Diesen Dickköppen nachlaufen? Das fehlte just noch!"

Es entstand wieder ein längeres Schweigen. Er saß da, in dumpfes Hinbrüten versunken, sie schüttelte bald den Kopf, bald seufzte sie aus der Tiefe herauf.

„Soll ich dir jetzt die Kinder nicht wieder schicken?" fragte sie endlich vorsichtig.

„Ha, meinst du, ich bin imstande, heute noch zu unterrichten? Schick die beiden Fremden nach Hause."

Sie trat auf den Treppenflur hinaus und rief nach unten, es wär heute keine Schule mehr. Gleich darauf hörte man Georg und Eva vergnügt abziehen.

„Was meinst du," fragte Frau Emma, die in ihres Mannes Stube zurückgekehrt war, „wenn du mal zu Herrn von Branken gingest und die Dinge mit ihm besprächst? Er ist doch ein gebildeter Mann und als Patron ja auch interessiert. Wie wird der sich wundern! Vielleicht, wenn er seinen Einfluß aufbietet, kann er die Leute noch zur Vernunft bringen."

Das leuchtete ihm ein. Er vertauschte die bequeme Hausjacke mit dem Ausgehrock und machte sich sofort auf den Weg.

Herr von Branken zeigte sich, als der Pastor ihm den Besuch der drei Bauern schilderte, nicht so überrascht und erstaunt, wie dieser erwartet hatte. „Ja, ja," sagte

er dann, die Achseln zuckend, „ich habe lange gefürchtet, daß die Verhältnisse zu etwas Derartigem hindrängen. Die tiefgehende Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den politischen Verhältnissen schafft sich eben auf die verschiedenartigste Weise Ausdruck."

„Ich bin nicht gekommen, Herr Rittmeister," versetzte der Pastor mit einiger Schärfe, „um wieder einmal ein politisches Gespräch mit Ihnen zu führen. Daß wir über diese Fragen verschieden denken, wissen wir beide zur Genüge."

„Allerdings. Aber weil Sie für das Politische kein rechtes Augenmaß haben, stehen Sie auch den Erscheinungen des kirchlichen Lebens, die damit enger zusammenhängen als Sie denken, verständnis- und hilflos gegenüber."

Der Pastor schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: „Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie um die Versammlung bei Drewes gewußt haben?"

„Allerdings, und nicht nur das," lautete die kühle Antwort, „ich war eingeladen und habe kein Bedenken getragen, teilzunehmen."

„Also das Machwerk, das mir heute vorgelegt wurde, ist unter Ihrer Mitwirkung zustandegekommen? Ich habe Ihre Unterschrift unter dem Schriftstück aber nicht gefunden."

„Ich werde meine Gründe gehabt haben, sie einstweilen zurückzuhalten."

„Aber Sie billigen das Vorgehen der hermannsburgischen Partei?"

„Ich bin überzeugt, daß die Staatskirche unter dem

gegenwärtigen Regiment nicht zu halten ist und daß die Verhältnisse mit unwiderstehlicher Gewalt der Freikirche zutreiben. Einer Bewegung, die wie diese von den tiefsten Kräften der Volksseele getragen wird, mich entgegen zu stemmen, fühle ich weder Neigung noch Verpflichtung."

„Also ich darf in den Kämpfen, die nun entbrennen werden, mit Ihrer Bundesgenossenschaft nicht rechnen?"

„Nein. Eine Familie, die so lange an einem Orte ansässig ist wie die meine, fühlt sich mit der Bevölkerung solidarisch. Ich will aber hoffen, daß unsere freundschaftlichen Beziehungen von diesen prinzipiellen Gegensätzen nicht berührt werden."

„Eine Freundschaft, die in der ersten Probe, die sie zu bestehen hat, so kläglich versagt, hat für mich wenig Wert, und an ihrem Fortbestehen ist mir nichts gelegen."

„Auch darin würde ich mich finden müssen."

Der Pastor erhob sich und wollte gehen. Aber der Rittmeister rief: „Bitte, Herr Pastor, behalten Sie noch einen Augenblick Platz. Die Mehrheit der Gemeinde ist auf unserer Seite, wenn auch manche aus Ängstlichkeit bis jetzt noch nicht unterschrieben haben. Ich bin aber überzeugt, wenn Sie sich entschließen könnten, dem Willen der Mehrheit nachzugeben, würden so gut wie alle kommen. Ich denke da in erster Linie an die Bauerschaft Wenzingen, wo Sie ziemlich großen Einfluß zu haben scheinen. Es wäre doch unendlich viel wert, wenn die Einheit der Gemeinde gewahrt bliebe.

Ihr jetziges Gehalt samt den gesetzlichen Alterszulagen würden wir Ihnen in diesem Fall garantieren."

„Herr von Branken! Sie, der Sie meine grundsätzliche Stellung kennen, wagen es, mir ein solches Angebot zu machen? Das finde ich — ich habe keinen andern Ausdruck — empörend! Ich empfehle mich Ihnen." —

„Na?" fragte Frau Emma, als ihr Mann zu ihr in die Wohnstube trat.

Er warf Hut und Stock zornig auf den Tisch und sagte: „Mit dem bin ich für immer fertig!"

Sie sah ihn sprachlos an.

„Denk dir, der spielt mit den Bauern unter einer Decke, ist am Dienstag sogar mit bei Drewes gewesen!"

„Und macht uns mit keinem Wort aufmerksam, was im Werke ist?"

„Nein. Ist so etwas nach dem, wie wir uns zu dem Mann gestellt haben, nicht unerhört? Für die Bauern mag man schließlich Milderungsgründe gelten lassen. Sie sind irregeleitet, in ihrer Dankbarkeit gegen Hermannsburg meinen sie alles schlucken zu müssen, was ihnen dort eingeschenkt wird. Dagegen unser sauberer Patron? Die religiöse Seite der Sache ist ihm völlig gleichgültig..."

„Du, das kannst du doch wohl nicht so ohne weiteres behaupten. Man kann keinem Menschen ins Herz sehen."

„Ich behaupte es ganz dreist. Musjö will bei der Sache für seine reaktionären, partikularistischen Gelüste im Trüben fischen, weiter nichts. Natürlich verzichte ich

unter diesen Umständen auf das Vergnügen, mich weiter mit seinen Balgen abzuquälen. Ich werde ihm sofort einige Zeilen schreiben, die das Mädchen dann gleich hintragen kann."

Sie gab sich alle Mühe, ihn zu bewegen, damit noch zu warten, erinnerte an den guten Einfluß, den der gemeinsame Unterricht und der kameradschaftliche Verkehr auf ihren Erich ausgeübt hätte, aber es half alles nichts. „Um Erich," sagte er, „mach dir keine Sorgen. Ich werde mit ihm allein viel schneller vorwärts kommen; er hat die letzten anderthalb Jahr, wahrscheinlich aus übel angebrachter Kameradschaftlichkeit, oft genug nicht das hergegeben, was er hätte können ... Besorge mir, bitte, einen Wagen; ich möchte gleich nach Tisch zum Superintendenten fahren."

Der Ephorus erschrak auf das heftigste über den Bericht des Ummersloher Pastors. Dessen Gemeinde war zwar schon seit langem der Wetterwinkel seiner Inspektion gewesen, aber daß das Ungewitter mit solcher Heftigkeit losbrechen werde, hatte er denn doch nicht erwartet. „Wir haben da, lieber Herr Amtsbruder," begann er nach einer nachdenklichen Pause, „die alte Erscheinung: Neuordnungen, die draußen in der Welt als selbstverständliche Resultate geschichtlicher Entwicklungen erscheinen, rufen in den Winkeln, wo die Uhr um hundert Jahr nachgeht, die tiefsten Erschütterungen hervor ... Und das Pulver, das politische Verbitterung angehäuft hat, muß schließlich einmal explodieren. Der Stoß trifft natürlich weniger den Staat, — für so was

ist die Kirche gut ... Was nun tun? Vor allem möchte ich raten, nicht gegen die Bewegung zu polemisieren; Gegendruck würde ihre Kraft nur verstärken. Wenn es irgend möglich ist, suchen Sie den Bau einer Kirche zu verhindern; denn eine solche, wenn sie einmal steht, macht den Riß ewig. Ob es recht war, den Leuten die Türe zu weisen, lasse ich dahingestellt. Man muß in so aufgeregten Zeiten Ruhe bewahren und große Geduld üben, so schwer es einem manchmal auch werden mag. Ich würde ganz gern zu Ihnen kommen und zum Frieden reden; aber wie ich unsere Bauern einmal kenne, verspreche ich mir davon nicht den geringsten Erfolg. Wat ick will, dat will ick, sä de Bur; da woll he Bodder an de Tang' braen."

Als Pastor Heydenreich, nachdem er in der Familie des Superintendenten den Kaffee getrunken hatte, wieder in seinem Wagen saß, zog er sein Neues Testament aus der Tasche, um einen Predigttext für den nächsten Sonntag zu suchen. Wo mochte am ehesten einer zu finden sein, der Gelegenheit gäbe, einmal ordentlich vom Leder zu ziehen? Hm, dem Apostel Paulus hatten die Korinther mit ihren Separationsgelüsten und Parteileidenschaften viel Not gemacht. Er schlug also die Korintherbriefe auf, und als er an das Wort kam: „Wer den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben," gab er das weitere Suchen auf und sammelte ingrimmig Gedanken für seine Predigt. Als der Wagen hielt, hatte er sie im Kopf fertig.

Die Frau Pastorin war inzwischen bei Drewes gewesen und hatte ihn umzustimmen versucht. Aber der

hatte allen ihren Vorstellungen gegenüber sich hartnäckig auf sein „in Gottes Wort gebundenes Gewissen" versteift. Von diesem Besuche verriet sie ihrem Manne nichts, er aber sprach mit ihr über die für den nächsten Sonntag geplante Predigt. Sie erschrak. „Was?" rief sie, „du willst auch noch Öl ins Feuer gießen?" und ruhte nicht eher, als bis sie ihm seine Absicht ausgeredet und er ihr versprochen hatte, es bei der Predigt bewenden zu lassen, die bereits am Abend vorher fertig geworden war.

Am Sonntag war die Kirche gefüllt wie sonst nur an ersten Festtagen, und viele mußten sich mit Stehplätzen begnügen. Alle Gesichter drückten gespannte Erwartung aus, selbst die unverbesserlichsten Kirchenschläfer setzten sich heute nicht zum Schlafen zurecht. Die, welche mit der in die Gemeinde hineingetragenen Unruhe unzufrieden waren, zweifelten nicht daran, die andern würden gehörig die Leviten gelesen bekommen, und diese hofften im Grunde dasselbe, um sich ein bißchen als verfolgte Märtyrer fühlen zu können und in ihrem Vorhaben sich bestärken zu lassen. Als nun gar nichts Derartiges kam, sondern eine Predigt über die für den Sonntag verordnete Epistel von der Art, wie man deren schon manches liebe Dutzend gehört hatte, war die Enttäuschung allgemein. Man fand, der Pastor wäre doch ein rechter Leisetreter und Mumm-mummsager, und es sei schlimm, wenn nicht einmal in Zeiten des Kampfes die Posaune einen deutlichen Ton gäbe.

An jenem Nachmittag, als der Vater zum Superintendenten gefahren war, hatte zwischen Mutter und Sohn folgendes Gespräch stattgefunden:

„Erich, mein Junge, du wirst nun wohl wieder allein Unterricht haben."

„Was sagst du da, Mutter?"

„Georg und seine Schwester werden morgen nicht zur Schule kommen. Und überhaupt wohl nicht wieder."

„Was ist denn los?"

„Herr Rittmeister und Vater haben sich ein bißchen erzürnt."

„Wohl wegen der alten dummen Politik?"

„So was Ähnliches ist es wohl."

„Ach, die werden sich bald wieder vertragen. Georg ist auch so, daß er manchmal was herausschlägt, was ihm nach einer halben Stunde schon leid tut."

„Wir wollen das Beste hoffen ... Ich habe nun eine doppelte Bitte an dich, mein Sohn. Erstens, gib dir die nächste Zeit im Unterricht immer rechte Mühe. Vater hat so viel schwere, verdrießliche Dinge in den Kopf zu nehmen; deshalb mußt du ihm diese Stunden möglichst leicht machen, ja, sie müssen geradezu eine Erholung für ihn werden."

„Das wollen wir schon kriegen, Mutter!“ rief er zuversichtlich. „Und was soll ich noch?“

„Wenn du jemand von drüben triffst, bist du immer hübsch höflich und freundlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre.“

„Wir dürfen doch noch zusammen verkehren?“

„Ich würde mich freuen, wenn zwischen euch Kindern alles bliebe, wie es gewesen ist.“ —

Eine Stunde später, als Erich die Kieswege des Vorgartens harkte, was ihm zweimal die Woche oblag, sah er Georg die Straße daher kommen. Er trat an die Pforte und fragte, so unbefangen als möglich, aber doch etwas beklommen: „Wo willst du auf zu?“

„Was schert dich das!“ schnauzte Georg, mit einem hochmütigen Blick über die Schulter. Als er schon vorüber war, wandte er sich noch einmal um und sagte im Ton tiefster Verachtung: „Feige Gesellschaft!“

Erich war wie vor den Kopf geschlagen. Einige Sekunden starrte er dem Davonschreitenden nach. Dann lehnte er die Harke an einen Baum und ging ins Haus und auf seine Kammer.

Die Mutter hatte zufällig vom Fenster aus die kleine Szene beobachtet, wenn auch ohne die zwischen beiden gewechselten Worte zu verstehen. Nach einer Weile ging sie hinter ihrem Jungen drein. Sie fand ihn auf einem Stuhl zusammengesunken und bitterlich weinend. „Sieh mal, mein Liebling,“ begann sie zu trösten, indem sie sich neben ihn setzte und seine Hand ergriff, „du hast ein paar wunderschöne Jahre gehabt, die dir niemand rauben kann. Diesen Winter lernst du nun

tüchtig bei Vater, und Ostern schicken wir dich auf das Gymnasium, da kannst du dir von vielen, vielen Jungens den allerbesten zum Freunde aussuchen. So, nun wisch dein Gesicht ab und hark die Wege fertig. In der Kammer sitzen und weinen ist was für kleine Mädchen, aber nichts für einen richtigen Jungen!" —

Erich sollte für seinen Verlust aber nicht erst dreiviertel Jahr später entschädigt werden, sondern erheblich früher.

Eine Woche später verließ nämlich ein junges Mädchen, dessen Jahr herum war, das Pfarrhaus, und da Frau Pastorin ihre Vierzahl immer gern voll hatte, war es so eingerichtet, daß der Ersatz schon am folgenden Tage eintraf. Und was für ein Ersatz! Für eine schon etwas angejahrte, immer trockene, manchmal mürrische Katharine eine blutjunge, stets lustige, oft ausgelassene Käthe, mit einem kecken Kinn, Pfirsichwangen, Grübchen drin, schelmischen Braunaugen und seidigem Blondhaar. „So ein reizendes, entzückendes Ding haben wir überhaupt noch nicht gehabt," sagte am zweiten Abend nach ihrer Ankunft beim Zubettgehen die Pastorin zu ihrem Pastor, der darauf etwas brummte, was der nebenan schlafende Junge, der eben aufgewacht war und die Worte seiner Mutter gehört hatte, als Zustimmung deuten mußte. Er hatte bislang aus den Vorzügen der neuen Hausgenossin noch keinen rechten Arg gehabt, nahm sich jetzt aber vor, die Augen etwas besser aufzumachen. Diese Absicht führte er gleich am nächsten Morgen aus, und mit dem Erfolge, daß, als es wieder Abend wurde, sein vereinsamtes

Herz in das hübsche Kind auf das heftigste verliebt war.

Einige Tage machte er seinem Vater im Unterricht durch Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit viel Verdruß, so daß dieser gegen seine Gattin klagte: „Es ist doch jammerschade, daß diese dumme Geschichte dazwischen gekommen ist. Wir waren so schön zusammen im Gang." Dann aber raffte der Junge sich eines Tages plötzlich zusammen und war von Stund an fleißiger und aufmerksamer denn je. „Ich bin doch recht froh," sagte der Vater nun zur Mutter, „daß ich den andern beiden den Laufpaß gegeben habe. Es ist ein ganz anderer Geist in den Jungen gefahren, nachdem er die Trennung glücklich überwunden hat." Und die Schulmeisterei, die er für seinen eigentlichen, aber leider verfehlten Lebensberuf hielt, machte ihm solche Freude, daß sie in dieser Zeit ihm über viel Unerquickliches in der Gemeinde leichter hinweg half.

Erich hatte zu allen jungen Mädchen „Tante" gesagt, bis Georg gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft ihn deswegen ausgelacht und verspottet hatte. Seitdem nannte er sie mit den Vornamen. Dafür brachte er bei der Neuen nun auf einmal nicht den Mut auf. Nach Möglichkeit vermied er die Anrede, wenn sie sich aber einmal nicht umgehen ließ, sagte er verschämt „Fräulein" und ließ ein unsicheres „Sie" folgen. Die andern stellten ihn lachend zur Rede, warum er zwischen ihnen und der Jüngsten solchen Unterschied mache. Er stammelte tief errötend, bei kleinem würde er doch älter; Fräulein Käthe aber lachte ganz allerliebst und sagte,

solange er noch kurze Hosen trüge, könnte sie unmöglich: „Herr Erich" und „Sie" sagen; darum solle auch er es nur getrost bei „Käthe" und „Du" bewenden lassen.

Das war ihm ja an sich ganz angenehm, aber die Begründung gab der Sache einen etwas bitteren Beigeschmack, und noch am selben Tage schmeichelte er seiner Mutter das Versprechen ab, daß der Schneider ihm das nächstemal lange Hosen machen sollte. Seitdem strapezierte er nach Kräften seine kurzen, um recht bald in die verheißenen langen hineinsteigen zu können.

Es kam bei Tisch einmal zufällig die Rede auf einen weitläufigen Vetter, der Zahnheilkunde studierte, um schnellstens zu Brot zu kommen und seine Schülerliebe heiraten zu können. Nun wollte Erich auch Zahnarzt werden. Er unterrichtete sich aus einem Naturgeschichtsbuch über das Gebiß des Menschen, nahm von dem eigenen einen Abdruck in Brotteig und sah sich fortan die Zähne seiner Mitmenschen darauf an, ob sie ihm einmal zu verdienen geben könnten. Als er auf dem Hof ein Brett mit eingerosteten Nägeln fand, zog er einen nach dem andern, unter möglichster Schonung des Holzes, mit der Kneifzange heraus.

Eines Tages fragte ihn in Käthes Gegenwart eins der andern jungen Mädchen, was er werden möchte. „Zahnarzt", erklärte er, ohne sich eine Sekunde zu besinnen. „Pfui," rief Käthe, „das ist eklig. Wenn ich ein Junge wäre, ich wüßte wohl, was ich würde." — „Was denn?" fragte Erich mit Herzklopfen. „Ich würde Jura studieren." Er wollte ihr zuliebe nun Jurist werden. Seine Mutter, der er sich entdeckte, zog die Augen-

brauen hoch und meinte, das wäre ein recht teures Studium. Allerdings, wenn er nicht Richter, sondern Rechtsanwalt würde, habe er Aussicht, eher zu Brot zu kommen. „Darf ich denn Rechtsanwalt werden?“ — „Och Junge, das hat ja noch gute Weile. Lern mal erst ordentlich was.“ — „Ach Mutter, das Lernen macht einem viel mehr Spaß, wenn man weiß, wofür man lernt.“ — „Gut, dann studiere du einstweilen nur getrost auf den Rechtsanwalt.“ Er warf sich nun mit erneutem Eifer auf die Wissenschaften; denn bei einem Zahnarzt, hatte er gemeint, käme es auf diese nicht so sehr an, sondern mehr auf das Praktische. Wo er Zeitungsblätter herumliegen sah, durchsuchte er sie nach Berichten aus dem Gerichtssaal. Mit glühenden Wangen verfolgte er in Fällen, wo es sich um Kopf und Kragen handelte, das Rededuell zwischen Staatsanwalt und Verteidiger; manchmal ging es vor so einem Gerichtshof aber auch sehr spassig zu, besonders in Berlin, und er mußte herzlich lachen über die Schnäcke, die da gemacht wurden.

Fräulein Käthe ahnte nicht, was ihr hübsches Gesichtchen angerichtet hatte, und selbst Fräulein Minna, die sie sich zur Busenfreundin erkoren hatte und der sonst die Gabe verliehen war, wärmere Gefühle selbst da zu wittern, wo sie gar nicht vorhanden waren, merkte bei Erichs schüchterner Vorsicht nicht das geringste. Sprach der verliebte Junge einmal mit den jungen Mädchen, so richtete er seine Worte stets an eine andere, setzte sie aber so, wie er hoffte, daß sie der einen gefallen würden. Als er zufällig merkte, daß einige Kraftausdrücke

aus der Schule Georgs ihren besonderen Beifall fanden, nahm er nach Möglichkeit die kecke Redeweise des gewesenen Freundes an, und seine Mutter rief mehr als einmal verwundert und warnend: „Aber Junge!" — Er nahm jetzt auch manchmal an den Spielen der jungen Mädchen teil. War sie, um deren willen er allein sich dazu hergab, seine Partnerin, so spielte er meist miserabel. Gehörte sie zur Gegenpartei, behandelte er sie, so schlecht er nur konnte. Beim Krocket brachte er keine Kugel so oft und so weit aus dem Spiel als die ihre. Einmal schlug sie, darüber erbost, ihm mit ihrem Hammer recht unsanft zwischen die Schulterblätter, und machte ihn dadurch für diesen Tag zum Glücklichsten unter der Sonne.

Halb mit Wehmut, halb mit Geringschätzung blickte er auf die hinter ihm liegenden wilden Zeiten zurück. Er empfand das Ende der alten Freundschaft jetzt als eine überaus glückliche Fügung; denn in dieser Zeit mit Georg fern der Stätte, da *sie* weilte, auf dem Wasser zu liegen oder durch Wald und Heide zu streifen, das wäre ihm einfach nicht möglich gewesen.

Georg war bald, nachdem die beiden Väter sich veruneinigt hatten, nach Celle auf das Gymnasium geschickt worden. So brauchte Erich über sein hochmütig abweisendes Gesicht sich nicht mehr zu ärgern. Eine heimliche Genugtuung bereitete es ihm, daß jener die Klasse, in deren Pensum sie unterrichtet waren, nicht erreicht hatte. Er wollte nun recht seine Ehre drein setzen, beim Übergang auf das Gymnasium kein Jahr zu verlieren, um so einen tüchtigen Vorsprung vor dem

einige Wochen älteren ehemaligen Freunde zu gewinnen.

Für Eva hatte man eine Erzieherin angenommen. Wenn Erich den beiden begegnete, zog er höflich seine Mütze, und sie grüßte, zwar etwas förmlich, aber sonst ganz ordentlich wieder. Es freute ihn für sie, daß die Lehrerin keine Ähnlichkeit mit Tante Ulrike hatte, sondern ein ganz menschliches und munteres Ding zu sein schien. Denn der einstigen Gespielin gönnte er alles Gute und bewahrte ihr ein freundliches Andenken. Doch machte sie ihm jetzt einen merkwürdig unbedarwten, kindlichen Eindruck, und er mußte sich wundern, daß er vor gar nicht langer Zeit an dem Verkehr mit ihr noch Vergnügen gefunden hatte. —

Unter den jungen Männern Ummerslohs gab es drei, die von Frau Pastorins Pensionat als „Herren" eingeschätzt wurden: der Postassistent, der Kaufmannskommis und der zweite Lehrer, im Dorf allgemein „de lütte Köster" genannt. Dieses Kleeblatt bildete, echt hannöversch-englisch, einen Klub, und dieser Klub begegnete auf seinen Sonntagnachmittagsspaziergängen merkwürdig oft dem pastörlichen Pensionat, wo dann jedesmal die Hüte höflich flogen und die Köpfe artig nickten. Wurde beim Pfänderverteilen im Pfarrhaus jemand zum Personenraten verurteilt, tat er gut, die zu ratende Person zunächst in besagtem Klub zu suchen. Die eine Hälfte der jungen Mädchen zog die Besorgungen beim Kaufmann vor, während die andere ihre Schritte lieber zur Kaiserlichen Postagentur lenkte. Als nächtlicherweile einmal an die Fenster der jungfräulichen

Kemenate geklopft worden war, meinten die einen, das könne nur der „Postschreiber“ gewesen sein, wogegen die andern solche Gemeinheit nur dem „Ellenreiter“ zutrauen wollten. Herr Lehrer Stoltersoht trug eine solche Würde zur Schau, daß er für ein so unwürdiges Benehmen nicht in Frage kommen konnte.

Herr Stoltersoht widmete erst seit einem halben Jahr dem Dorf seine Dienste, und zwar zur Zufriedenheit von Kindern und Eltern. Doch fanden die letzteren es bedenklich, daß er die Kirche häufiger schwänzte, als man einem Bildner christlicher Jugend glaubte gestatten zu können. August Niemeyer, der kouragierteste der Kirchenvorsteher, wagte es eines Tages, ihn deswegen zur Rede zu stellen, wurde aber etwas von oben herab belehrt, das Kirchengehen allein mache es nicht; man könne sich zu Hause auch mal ganz schön an seinem Schiller und Goethe erbauen. Von da an hielt Kirchenvorsteher Niemeyer den jungen Mann für einen halben Heiden und war heilfroh, daß er keine Kinder mehr zur Schule gehen hatte. Jedoch nach einigen Wochen konnte er seiner Frau gegenüber triumphieren: „Gretschen, es hat doch geholfen, daß ich dem lütten Köster mal ein bißchen das Gewissen geschärft habe. Er hat sich gründlich bekehrt, ich sehe ihn jetzt beinah jeden Sonntag in der Kirche.“ — Neben der Orgel, vor der die Herren Lehrer ihren Platz hatten, befand sich aber der Kirchenstuhl der Pfarre ...

Einige Wochen später kam Kirchenvorsteher Niemeyer eines Abends in das Pfarrhaus, sprach des längeren über die bedauerlichen Fortschritte der Separation, und

sagte endlich, indem er seine Mütze, die er in der Hand behalten hatte, drehte: „Und denn, Frau Pastorin, wollte ich Ihnen noch bitten, Sie möchten doch ein etwas wachsameres Auge auf Ihre jungen Deerns werfen, daß die der Gemeinde kein Ärgernis geben."

„Aber in aller Welt, was ist denn passiert?" rief Frau Emma erschrocken.

„Ja, sehen Sie, deswegen bin ich eigentlich gekommen, weil ich Ihnen da doch von in Kenntnis setzen mußte. Was Schulten Fieke ist, die mit dem Stutenkorb geht und auch die Separation mitgemacht hat, die kommt vorgestern abend eben nach Schummerzeit durch den Fuhrenbusch hinter der Mühle, da wandeln da zwei und haben sich umgefaßt. Das ist ihr gleich verdächtig, und als sie der Sache auf den Grund geht, ist der Er der lütte Köster und die Sie eine von Ihre junge Deerns. Da hat Schulten Fieke schweren Anstoß an genommen, und nun erzählt sie es im Dorfe herum, und die Separierten sagen, da könnte man sehen, was für Weltkinder unsere Pastorsleute wären. So was hört man als Kirchenvorsteher doch nicht gern, und darum hielt ich es für meine Pflicht, es Ihnen wissen zu lassen."

„Ich danke Ihnen, Niemeyer," sagte Frau Emma, „da werden wir bald einen Sticken bei stecken."

„Und Sie, Herr Pastor," fuhr Niemeyer fort, „wenn Sie den Schullehrer mal vornehmen wollten, so könnte das auch nicht schaden. Übrigens muß ich dem Mann zu seiner Ehre nachsagen, daß er ganz gut annimmt. Neulich hab ich ihn vermahnt, er müßte etwas fleißiger

zur Kirche kommen, und es hat soweit ganz gut geholfen. Was nützt aber alles Kirchengehen, wenn der Lebenswandel nicht damit stimmt!"

„Ich werde mir die Sache überlegen," sagte der Pastor trocken, und Niemeyer setzte seine Mütze auf und ging.

„Das kann nur der Racker, die Käthe, sein," brach Frau Emma los, als er zur Tür hinaus war. „Ich werde sie mir gleich mal vornehmen."

Die Verdächtige wurde in der besten Stube verhört und schnell als schuldig erfunden. Über und über errötend, das Gesicht in den Händen bergend und reichliche Tränen vergießend, ließ die schöne Sünderin das Unwetter über sich ergehen: „Du häßliches Mädchen, deine Eltern haben dich mir anvertraut, damit du tüchtig was lernst und später als Hausfrau zu brauchen bist, aber nicht, daß du dich hier in alberne Liebeleien einlassen sollst. Schäme dich, mir solchen Kummer zu machen. Mein Mann ist auch sehr böse, wir beide hätten dir so etwas niemals zugetraut. Und nun merke dir: wenn noch das geringste wieder vorkommt, mußt du deinen Koffer packen. So, nun laß das dumme Weinen und mach, daß du an deine Arbeit kommst." Fräulein Käthe hielt zwar wie beschwörend die Hand hoch und wollte etwas vorbringen, aber auf faule Ausreden und Entschuldigungen ließ Frau Pastorin sich ein für allemal nicht ein.

Am nächsten Tage ließ ihr Mann den männlichen Schuldigen zu sich bitten. Der junge Herr trat sehr sicher und selbstbewußt auf, hörte die sanften Vor-

haltungen seines Schulinspektors und Seelsorgers mit Gemütsruhe an, um dann zu erklären, Fräulein Käthe und er liebten sich bereits seit Wochen und bei dem Mondscheinspaziergang, an dem das alte Kiepenweib Anstoß genommen, hätten sie sich in allen Ehren miteinander verlobt. Er habe auch bereits bei den Eltern seiner Erkorenen um deren Hand angehalten und hoffe auf Antwort mit der nächsten Post, die, wie die beiderseitigen Verhältnisse lägen, nur bejahend ausfallen könne. Der Pastor machte ein langes Gesicht und brachte schließlich etwas wie einen Glückwunsch zustande, den der glückliche Bräutigam huldvoll entgegennahm, worauf er hocherhobenen Hauptes von dannen zog.

Am nächsten Nachmittag läutete die Türglocke, und Erich, der gerade in der Nähe war, ging hin, um nachzusehen. Da stand der lütte Köster vor ihm, in langem Gehrock mit weißer Binde, in der gelbbeschuhten Rechten den blitzeblank gebürsteten Zylinder. Er hatte den patenten Herrn nie recht leiden können, hielt ihn für eingebildet und fühlte als Lateiner und künftiger Gymnasiast sich dem gewesenen Seminaristen ein wenig überlegen. Dazu kam, daß er heute zum erstenmal die heiß ersehnten langen Hosen trug. So wies er mit lässiger Handbewegung die Treppe hinauf und sagte: „Herr Pastor ist oben auf seiner Studierstube."

„Nee, mein Sohn," sagte der Besucher mit unangenehmer Vertraulichkeit, „mit deinem Herrn Papa möcht ich noch nicht wieder verhandeln. Du bist wohl mal so gut und rufst mir Fräulein Käthe."

„Wen?"

„Junge, hast du Erbsen in den Ohren?"

In diesem Augenblick erschien Fräulein Käthe schon von selbst. Sie stieß einen Freudenschrei aus, setzte sich in Galopp, der Schwarze ebenfalls, mitten auf der Diele stürzten sie einander in die Arme, der hohe Hut kollerte über die Fliesen, und die Küsse knallten, daß es eine Art hatte. Dem Zeugen dieser sich in wenigen Sekunden abwickelnden Begebenheiten war's, als bekäme er einen Schlag, der ihn zehn Klafter tief unter den Fußboden drücken wollte.

Nun erschien die Pastorin auf der Bildfläche, und das ganze Pensionat, und die Magd, und alle sagten ihre Glückwünsche, und das falsche Ding lag in den Armen des lütten Kösters und lächelte lieblicher und holdseliger denn je. Dem guten Jungen wollte sich das Herz im Leibe umwenden, und er nahm sich fest vor, lieber sich den Kopf abreißen zu lassen als auch zu gratulieren. Aber in dem allgemeinen Durcheinander dachte niemand daran, dies Ansinnen an ihn zu stellen.

Es war gerade Kaffeetrinkenszeit, und der Bräutigam wurde eingeladen, eine Tasse mit zu trinken. Erich saß ihm schräg gegenüber. Ein widerlicher Kerl, dieser Schulmeister! Wie ein Mädchen sich an so einen bloß wegwerfen konnte! Wie frech er sie immer wieder anguckte! Es war besser, man sah gar nicht hin. Sonst konnte einem übel davon werden.

Zur Feier des Ereignisses waren Kuchen aufgetischt, und zwar eine Sorte, die Erich sonst besonders gern aß. Heut rührte er aber keinen an und begnügte sich, einen trocknen Zwieback hinunterzuwürgen.

Als man vom Tisch aufstand, empfahl Frau Pastorin dem Brautpaar einen Spaziergang durch das Dorf zu machen. „Damit die Leute merken, was die Glocke geschlagen hat," sagte sie. Da sie mit ihren jungen Mädchen noch gern die frisch gewaschenen Gardinen aufstecken wollte, konnte sie von diesen nicht gut eine entbehren. „Erich," sagte sie, zu ihrem Jungen gewendet, „du könntest Herrn Stolterfoht und Käthe wohl ein bißchen begleiten."

„Ich? Fällt mir im Traum nicht ein!"

„Junge! Was ist das für eine Sprache!"

„Och Vater, ich muß doch das schrecklich lange griechische Stück noch übersetzen."

„Dafür behältst du immer noch Zeit. Du tust, was Mutter von dir verlangt."

Erich schlug die Zähne in seine Unterlippe und schwieg.

Und bald stapfte er mit einem Gesicht wie ein Leichenbitter hinter dem Pärchen her durch das Dorf. Während dieses mit glücklichen Augen nach rechts und nach links grüßte, stierte er ingrimmig auf die Pflastersteine. Er hatte eigentlich nach dem Kaffee ohnehin einen Spaziergang machen wollen, um seine langen Hosen, in denen er sich sehr groß und wichtig vorkam, vom Dorf bewundern zu lassen. Nun hatte natürlich kein Mensch für diese ein Auge, das alberne Paar da vor ihm nahm alles Interesse für sich in Anspruch.

Als die beiden der Meinung waren, sie hätten sich lange genug in den Straßen von Ummersloh sehen lassen, um sicher zu sein, daß ihre mit Zustimmung der Pastorsleute vollzogene Verlobung zur allgemeinen

Kenntnis gebracht und das durch den Mondscheinspaziergang gegebene Ärgernis aus der Welt geschafft war, lenkten sie ihre Schritte zum Dorf hinaus in eben jenes Gehölz, wo sie sich von der Kiepenkieke hatten erwischen lassen. Und unter dem Schutz der Bäume ging nun eine Küsserei los, die alles, was Erich in dieser Beziehung je erlebt hatte, weit hinter sich ließ. Er machte dazu ein Gesicht so voll grenzenloser Verachtung, daß es der Braut zuletzt auffiel. „Junge, was hast du nur!" rief sie, „du siehst ja aus, als ob du uns fressen wolltest." — „Gib ihm doch auch mal einen Kuß," riet der Bräutigam lachend, „vielleicht wird er dann menschlicher." Das übermütige junge Ding war sofort bereit und sprang zu. Aber der Junge machte lange Beine. Nun hatte Herr Stolterfoht an dem lustigen Intermezzo auf einmal Spaß; er setzte seine um ein erhebliches längeren Pedale ebenfalls in Bewegung, und als er den Ausreißer eingeholt hatte, schleppte er ihn seiner mit kußbereitem Munde nahenden Liebsten entgegen. Der strampelte mit Händen und Füßen, seine Augen schossen Blitze, mit den Zähnen wollte er sich gegen solche unerhörte Vergewaltigung wehren. Als aber das hübsche Gesicht der Hexe sich dem seinen näherte, als der kirschrote Mund sich herzhaft auf seine Lippen drückte, tat er es doch nicht, sondern kniff die Augen zu und hielt mäuschenstill ... Aber dann küßte sie wieder den alten Kerl! Da packte ihn der Ekel, und er wischte sich mit dem Handrücken den Mund, wobei er etwas Spucke zu Hilfe nahm, der Gründlichkeit halber. —

Frau Pastorin setzte sich mit den Eltern Fräulein

Käthes in Verbindung und schrieb ihnen, eine Braut mit dem Bräutigam auf der Nachbarschaft im Hause werde ihr junges Volk zu sehr beunruhigen, und es wäre wohl besser, wenn sie ihre Tochter nach Hause zurücknähmen oder in eine andere Pension gäben. So geschah es, daß Fräulein Käthe die Stätte ihrer Triumphe nach einigen Tagen verließ.

Erich dachte jetzt nicht mehr daran, Jurist zu werden. Seine Zukunft war ihm völlig gleichgültig geworden. Der Vater hatte im Unterricht seine liebe Not mit ihm. Er bat, drohte, gab Strafarbeiten auf; es half alles nichts. Die Mutter nahm ihren Jungen ins Gebet. Warum er auf einmal so unlustig und träge zur Arbeit sei? Er möge doch offen gegen sie sein, wie er immer gewesen. Aber es war nichts aus ihm herauszubringen. Endlich nahm man an, sein unerklärliches Nachlassen habe körperliche Ursachen. Zur Kräftigung mußte er jeden Morgen ein rohes Ei trinken, was ihn sehr anwiderte. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Man erinnerte sich aus seinen frühen Kinderjahren der segensreichen Wirkungen des Lebertrans und ließ eine Literflasche dieses edlen Getränks kommen. Dreimal täglich mußte der Ärmste einen großen Eßlöffel voll davon nehmen, und zwar ohne versüßende Schokoladebeigabe. „Weil du doch jetzt ein großer Junge bist und schon lange Hosen trägst," sagte die Mutter.

Mittlerweile war der Winter ins Land gezogen. Gegen Ende des alten Jahres spendete er in Form von Regen und Schlackerschnee unendliches Naß, am An-

fang des neuen verwandelte er durch den Anhauch einiger kalter Nächte die Werle und das von ihr überflutete Wiesental in eine glitzernde Eisfläche.

Eines Mittags nach Tisch sah Frau Pastorin, daß Kinder sich auf dieser vergnügten. „Warum bist *du* nicht auf dem Eise!“ herrschte sie ihren Jungen an.

Er streckte sich faul. „Och, ich hab keine Lust.“

„Was? Ein Junge und keine Lust zum Schlittschuhlaufen? Schäm dich. Du hast nicht genug frische Luft und Bewegung, daher kommt der ganze Jammer. Marsch mit dir aufs Eis, vor'm Kaffeetrinken will ich nichts von dir sehen und hören!“

Erich stieg murrend zum Boden hinauf, um seine Schlittschuhe zu holen, und bummelte dann, sie verdrießlich aneinander klirren lassend, den Garten hinunter zu der Kastanienbank, wo er unterzuschnallen pflegte. Lässig an den Baum gelehnt, sah er gelangweilt auf die schimmernde Fläche. Die Großen hatten Nachmittagsschule, nur Kroppzeug war auf dem Eis zugange. Einige glitschten, andere hantierten mit kleinen Peekschlitten, noch andere versuchten sich unter Fallen und Aufstehen auf den ersten Schlittschuhen. Was sollte ein Junge wie er unter solchen Gören? ...

Er gedachte vergangener Zeiten und ließ einen Seufzer fahren. Ja, früher war's nett gewesen ..., wenn Georg, Eva und er Hand in Hand die spiegelglatte Bahn dahinsausten ..., wenn sie mit den Dorfjungens Ketten bildeten ..., wenn sie sich im Kunstlaufen übten, in Bogen und Achten ... Ach ja ...

Plötzlich nahmen seine Augen einen lebhafteren Aus-

druck an. Schräg drüben, unter den hohen Parktannen, deren Zweige über die Werle hingen, kam Eva von Branken hervor, glitt leicht und schlank das Tal hinauf und war bald um eine Biegung des Flußlaufs verschwunden. Eine halbe Minute stand er noch unschlüssig, dann ließ er sich auf der Bank nieder und zog seine Schlittschuh an.

Als er die glatte Bahn unter sich hatte, war es ihm, als käme in sein stagnierendes Leben auf einmal Bewegung, und es machte ihm Freude, tüchtig auszugreifen. Mit den Augen die Fläche absuchend, wunderte er sich, daß nirgends ein menschliches Wesen zu erblicken war.

Plötzlich entdeckte er die Jugendgespielin ganz nahe hinter einem Erlengebüsch. Auf das linke Knie niedergelassen, war sie dabei, das Eisen des rechten Fußes fester zu schnallen. Er riß seine Wollmütze vom Kopf und lief stumm vorüber, weniger als vorhin mit den Armen schlenkernd und auch sonst seine Haltung verbessernd. Als er, um ein übriges zu tun, einen Fuß graziös über den andern setzen wollte, purzelte er hin, wurde puterrot und beeilte sich, schnellstens wieder auf die Beine und hinter ein Weidengebüsch zu kommen. Hier machte er halt, um sich zu verpusten. Weiter zu laufen hätte keinen Zweck, sagte er sich und kehrte bald wieder um.

Als er langsamer und auch etwas näher an ihr vorbei lief, hörte er seinen Namen rufen. Er bremste sofort und ließ sich zu ihr hingleiten.

Eva saß jetzt aufgerichtet auf beiden Knien, und

etwas verlegen sahen sie sich an. Auf einmal streckte sie ihre Hand aus und sagte munter: „Guten Tag, Erich." Er war angenehm überrascht und schlug kräftig ein: „Guten Tag, Eva. Wie geht es dir noch?"

„Och, dieser alte Schlittschuh will gar nicht sitzen. In dem Riemen ist ein Loch zu wenig. Wenn ich nur ein Messer hätte."

„Ich hab eins," rief er froh und war schon mit der Hand in die Hosentasche gefahren. Dann kniete er nieder, besah sich den Schaden, durchbohrte mit dem Federmesser das Leder und steckte den Stift der Schnalle hindurch. „So," sagte er, sich erhebend, „nun probier mal."

Sie sprang hurtig auf die Füße, schlug einigemal mit dem Schlittschuh auf das Eis und jubelte: „Nun sitzt er wie angegossen, vielen Dank! ... Läufst du ein bißchen mit?"

Er blickte sich vorsichtig um, und da er keinen Menschen in der Nähe sah, begab er sich an ihre linke Seite, und langsam glitten sie miteinander das Tal hinauf.

„Es ist ein wahres Glück," begann sie nach einer Weile, „daß Fräulein Hartwig nicht Schlittschuh laufen kann."

Er fand das im stillen auch, sagte aber: „Oh, ich glaube, du hast es mit der sonst ganz gut getroffen. Sie macht eigentlich einen netten Eindruck."

„Ach ja," seufzte sie, „wenn sie nur nicht so schrecklich anhänglich wäre!"

„Hm ja ... das kann allerdings lästig werden ..."

„Wie ist es dir denn die ganze Zeit gegangen?" fragte sie nach einer Pause.

„Ach, nicht zum besten," versetzte er trübsinnig.

„Du siehst ein bißchen bleich aus. Bist doch nicht krank?"

„Das weiß ich selbst nicht recht. Mutter behauptet es, und ich muß wieder Lebertran trinken."

„Igitte, der ist ja von faulen Fischen gemacht!"

„Das ist ja grade das Eklige ..."

„Du, eigentlich war es früher doch viel netter."

„Ja, das sag man ... W i e schön es war, das merkt man jetzt erst recht, wo es vorbei ist ..."

„Weißt du noch? Hier ungefähr war es, wo du den dicken Hecht kriegtest."

„Nee, an der Stelle sind wir schon vorbei, aber dort war unsere Räuberhöhle, wo du uns so manchen Fisch gebraten hast, und wo wir den Birkenwein tranken ... Du, diese alte dumme Separation hätte eigentlich gar nicht kommen müssen."

„Die Separation m u ß t e kommen. Aber dein Vater hätte auch separieren sollen, wie mein Vater und die größten Bauern es haben wollten."

„Ha, haben die meinem Vater was zu sagen?"

„Die Bauern wohl grade nicht, aber mein Vater. Er ist doch Patron und hat deinen Vater eingesetzt."

„Das hat nichts damit zu tun."

„Das hat 'ne ganze Masse damit zu tun. Mein Vater hat sich über deinen Vater sehr gewundert."

„Wenn du wüßtest, wie mein Vater sich über deinen Vater geärgert hat ... Aber lassen wir das ... Wie gefällt dir denn euer neuer Pastor Nieweg?"

„Oh, ganz gut ..."

„Na, hör mal, etwas Rechts kann es mit ihm doch nicht sein. So'n Missionszögling, was hat der denn gelernt? Für die Botokuden im schwarzen Afrika mag es langen, aber wir erwarten etwas mehr. Er kann ja nicht mal Hebräisch."

„Was schadet das? Wir sind doch keine alten Juden."

„Einerlei, Hebräisch muß er können, und Griechisch und 'ne ganze Menge Lateinisch. Wenn ein Pastor nicht ordentlich was unterm Fuß hat, hat die ganze Sache keinen Zweck... Mich wundert, daß ihr Lust habt, euch von so einem was vorpredigen zu lassen."

„Du solltst ihn bloß mal hören, Junge! Ich sage dir, eine Stimme..."

„Die hat der Löwe noch besser, und der Ochse auch. Es kommt auf den Inhalt an."

„Setz dich man nicht auf ein so hohes Pferd, du. Er predigt wenigstens dreimal so gut wie dein Vater, das sagen alle zusammen."

„Eva! Da hört sich denn aber doch alles bei auf!"

Ein paar Sekunden schwieg er. Dann sah er sie giftig von der Seite an und sagte: „Du bist ein ganz freches und ekliges Ding geworden. Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben."

Damit schwenkte er ab, machte einen weiten Bogen und lief, so schnell er konnte, dem Dorfe zu.

Den Rest des Tages verbrachte er damit, innerlich über sie zu schimpfen. Am nächsten Vormittag setzte er das fort, aber jetzt schalt er fast noch mehr über sich selbst. Warum hatte er die Separation und den separierten Pastor in das Gespräch geworfen? Was gingen

die sie und ihn im Grunde an? Gab es nicht Dinge genug, über die sie freundschaftlich und nett miteinander hätten reden können?

Gleich nach Tisch war er wieder auf dem Eise. Er strich die ganze Fläche ab, fand die Gesuchte aber nirgends. Erst als er es aufgegeben hatte und nach Hause wollte, sah er sie drüben unter den Tannen hervorkommen. Wie er auf sie zu hielt, hatte sie aber in Gesicht und Haltung etwas so Abweisendes, daß er, statt die Mütze zu ziehen, beide Hände in die Hosentaschen schob und einen Gassenhauer pfiff, den ein Dudelkasten der Dorfjugend zum letzten Jahrmarkt mitgebracht hatte. Als er jedoch am Pfarrgarten saß und das Riemenwerk des linken Schlittschuhs bereits gelöst hatte, zog er es plötzlich wieder an, schalt sich einen Flegel und setzte ihr nach. Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er sie überholt hatte und mit scharfer Wendung, daß die Eisspäne stoben, vor ihr hielt. Indem er mit der linken Hand die Mütze zog, streckte er die rechte ihr entgegen und sagte: „Bitte, Eva, vergib mir, daß ich gestern so häßlich gegen dich gewesen bin ... und eben schon wieder."

Sie nahm seine Hand ohne Zögern an: „Na ja, wollen es gut sein lassen ... Ein bißchen Schuld hab ich ja auch wohl gehabt."

Er kratzte sich hinter dem Ohr. „Es ist komisch, seit wir die Separation im Dorf haben — sei nur nicht bange, ich will gar nichts Böses über sie sagen — können keine zwei Menschen mehr ordentlich und friedlich miteinander verkehren. Unsere Väter haben sich erzürnt, deine Tante und meine Mutter kucken sich kaum

mehr an, Georg und ich sind aus Freunden Feinde geworden, und nun müssen sogar wir beiden, wo wir endlich mal wieder einen Mundvoll miteinander schnacken können, uns gleich in den Haaren liegen. Aber heute wollen wir mal ganz artig und verträglich sein, nicht wahr?"

„Wir können es ja mal versuchen," meinte sie lächelnd, „aber nun komm, daß wir hier nicht auf dem Fleck festfrieren."

Sie reichte ihm die Hand, und mühsam liefen sie gegen den ziemlich scharfen Ostwind das Tal aufwärts. Auf einmal spürten sie dessen schneidende Kälte nicht mehr und merkten, daß sie sich in Lee des Werleworths befanden. Da hielten sie an, um Atem zu schöpfen.

„Weißt du, was ich mal möchte?" fragte Eva nach einigen Sekunden lebhaft.

„Na?"

„Mal in den Wald hinein und sehen, ob unsere Jagdhütte noch steht."

„Warum sollte die nicht mehr stehen ... Die Schlittschuh erst losmachen und nachher wieder an, das ist 'ne langweilige Geschichte."

„Nun man nicht so faul, Junge," sagte sie, setzte sich auf einen Baumstumpf und hielt ihm beide Füße zugleich hin.

Das gefrorene Laub knirschte unter ihren Füßen, als sie langsam durch den winterlichen Wald dahinschritten. Eine Zeitlang blieben sie stehen und sahen einem Eichhornpärchen zu, das, von der Sonne aus dem Nest gelockt, baumauf baumab sich jagte. „Wie

solche Tiere vergnügt sind ...," sagte Erich trübselig, und seine Begleiterin sah ihn verwundert an. Eine Horde Meisen und Goldhähnchen, unter Führung eines Buntspechts, streifte den Wald ab. Das bunte Gefieder der lustigen Gesellschaft leuchtete in dem kahlen, grauen Gezweige, ihr Geschecker und Gezirp belebte die winterliche Stille auf das anmutigste. Erich hatte für sie kein Auge und kein Ohr, Eva dagegen war entzückt. „Mensch, was bist du langweilig geworden!" rief sie verdrießlich, indem sie ihm mit dem Ellbogen einen Stoß gegen den Arm gab.

Sie durchstöberten die Jagdhütte, ganz wie das früher ihre Weise gewesen war, und setzten sich dann auf die Rasenbank seitlich der Tür, wo die Hütte Schutz vorm Winde bot und die Wärme der Sonnenstrahlen sich angenehm fühlbar machte.

„Kuck mal," rief sie lebhaft, „wie fein unsere Namen da eingewachsen sind in dem Buchenstamm!"

Er besah sich die Sache und nickte.

„Sonst," fuhr sie fort, indem ihre munteren Augen hierhin und dorthin gingen, „ist hier noch alles genau so wie früher."

„Bloß wir haben uns verändert," bemerkte er düster. „Oder wenigstens ich. Ich kann mir das kaum mehr vorstellen, wie vergnügt wir hier einmal gewesen sind."

Sie sah ihn befremdet von der Seite an.

„Du willst nun doch wohl Pastor werden?" fragte sie, plötzlich in einen ernsten Ton fallend.

„Warum?"

„Weil du so furchtbar ernst geworden bist."

„Ich Pastor? Nee! Lieber Holzhacker oder Steineklopfer. Vater sagt, in den großen Städten gingen die meisten Menschen überhaupt nicht mehr in die Kirche. Die Bauern laufen ja wohl noch hin, weil sie es einmal so gewohnt sind. Aber sie wollen alles immer besser wissen als ihr Pastor, der das doch gelernt und studiert hat, und wenn so einer kommt wie dieser Nieweg ... halt, ich will lieber meinen Mund halten."

Sie strich ihm vertraulich über das Knie. „Man nicht so ängstlich, meinetwegen kannst du dreist mal ein bißchen auf ihn schimpfen. Denn — unter uns — ich mag ihn selbst nicht gern leiden. Das Predigen geht ja an, aber der Mann hat keine Manieren; das sagt Tante Ulrike auch. Na ja, wo soll er die auch her haben? Er ist früher Gesell bei einem Schmied gewesen; darum haut er auch wohl immer so mächtig auf die Kanzel, er denkt gewiß, er hat seinen Amboß noch unter den Fäusten. Ich bin bloß froh, daß ich nicht bei ihm konfirmiert werden soll. Ostern übers Jahr will Vater mich in eine Pension schicken ... Du kommst wohl schon diese Ostern von Haus?"

„Ja; ich soll nach Lüneburg."

„So ... Und da sollst du sehn, Pastor wirst du doch." Sie sah ihm nachdenklich ins Gesicht und fügte hinzu: „Ich glaube, dafür paßt du auch ganz gut ..."

„Unsinn, ich hab dir gesagt, daß ich kein Pastor werde, und nun schweig davon still!"

„Mensch," rief sie, über seinen Ton erschrocken, „was bist du jetzt immer kurz angebunden und grob! Früher warst du viel netter."

Er nickte zustimmend: „Ich hab dir ja schon gesagt, daß ich mich geändert habe ..."

Nach einer Weile hob er die Nase und sagte: „Morgen gibt's Tauwetter."

„Das glaub ich nicht," versetzte sie, „das Eis hält ja erst drei Tage, und wir haben Ostwind."

„Schadet nichts. Morgen ist Tauwetter, du kannst dich drauf verlassen. Dann ist dies Vergnügen auch wieder zu Ende."

Er stützte den Arm auf das Knie, den Kopf in die Hand und seufzte. Sie beobachtete sein wunderliches Gebaren mit steigender Verwunderung.

„Junge, wenn ich bloß wüßte, was mit dir los ist ..."

„Ja, wenn ich das nur selber wüßte ... Ich komme mir vor wie ein Fisch, der auf den Sand geworfen ist. Georg und du, ihr habt mich verstoßen, Vater ist im Unterricht jetzt immer so aufgeregt und unfreundlich, und nichts kann ich ihm recht machen. Mutter stößt mit mir herum und quält mich den ganzen Tag mit ihrem abscheulichen Lebertran. Es ist rein zum Verzweifeln."

„Mensch, fang bloß nicht noch an zu weinen!"

Seine Augen füllten sich nun wirklich mit Tränen, und in jämmerlichem Ton fuhr er fort: „Ihr versteht mich alle zusammen nicht. Ich bin so gräßlich verlassen und einsam, daß ich manchmal vor mir selber Angst habe. Und Ostern soll ich nun hinaus in die Welt, unter lauter fremde Menschen ... O Eva, was fang ich bloß an!"

Bei den letzten Worten wand er sich qualvoll, um

dann wieder in sich zusammen zu sinken und herzbrechend zu schluchzen.

„Kann ich dir denn gar nicht helfen?“ fragte sie mitleidig, indem sie ihm die Hand leicht auf die Schulter legte.

Er schüttelte den Kopf und fuhr fort zu weinen.

„Kann ich dir wirklich nicht helfen?“ fragte sie noch einmal und in noch wärmerem Tone als das erstemal.

Als er wieder den Kopf schüttelte, erhob sie sich mit einem Ruck von der Bank und sagte energisch: „Dies alberne Getue kann ich nicht länger mit ansehn. Entweder du sagst mir ruhig und vernünftig, was mit dir ist, oder ich geh weg. An diesem schönen Wintertag hier im Walde zu sitzen und mir von so 'nem großen Jungen was vorheulen zu lassen, das macht mir wirklich keinen Spaß.“

Er streckte beide Hände aus und rief verzweifelt: „Eva, Eva, bitte, bitte, bleib hier!“

„Aber was ist denn bloß mit dir! Du machst einen ja rein bange.“

„Bitte, bitte, setz dich wieder hin, ich will dir alles sagen.“

Sie nahm wieder, aber etwas weiter von ihm entfernt, auf der Rasenbank Platz und sah mit ängstlicher Spannung zu ihm hinüber.

„Du mußt wissen, Eva,“ begann er endlich, nachdem er eine Weile vor sich hin gedruckst hatte, „ich bin ein ganz komischer Mensch. Ich muß immer jemand haben, der so ein bißchen lieb zu mir ist... Als kleiner Junge hatte ich ein weißes Kaninchen mit roten Augen, und

dann einen kleinen schwarzen Hund. Und als ich zur Vernunft kam, da hatte ich deinen Bruder und dich. Aber nun habe ich keine Menschenseele, und das halte ich nicht aus. Eva, könnten wir beiden uns nicht wenigstens wieder vertragen?"

„Aber Mensch, wir haben doch nichts gegen einander!"

„Nein, ich meine, ganz richtig vertragen, daß wir wieder gute Freunde sind. Wenn wir auch nicht mehr wie früher zusammen spielen, daß wir aber doch wieder in Freundschaft aneinander denken können."

„Ich meine, das hätten wir doch bis jetzt immer getan, wenigstens ich. Als du gestern auf deinen Schlittschuhen angesaust kamst, hab ich mich mächtig gefreut, und heute ebenso. So 'ne alte Freundschaft vergißt sich nicht so leicht, darum braucht man doch nicht solche Wirtschaft zu machen."

Er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. „Und auch, wenn ich in Lüneburg bin, willst du zuweilen an mich denken?"

„Ganz gern, warum nicht? ... Ich möchte bloß wissen, wer dir den Kopf so verdreht hat, daß man alles, was sich von selbst versteht, noch extra sagen und beinah beschwören muß."

Er wurde glühend rot und stamerte: „Ja, ich muß mich selbst darüber wundern ... Das muß doch wohl davon kommen, daß ich krank bin ... Und nun möchte ich ... das heißt, wenn es dir recht ist ... möchte ich dir gern was schenken, zum Andenken nämlich."

„So—o? Da bin ich aber gespannt."

Er griff in die Tasche und legte eine zierlich gedrehte,

mit grüner Patina bedeckte Gewandspange aus vorgeschichtlicher Zeit in ihre Hand.

Sie machte große Augen. „Junge, das ist ja das feine Ding, das du vor unserer Höhle in den Sandbergen gefunden hast."

Er nickte. „Ja. Damals wollte Georg es gern haben und mir sein altes Taschenmesser dafür geben, aber ich wollte es selber behalten."

„Und jetzt willst du's mir sogar schenken?"

„Ja, wenn du dich ein bißchen darüber freuen willst..."

„Das versteht sich," rief sie in überzeugendem Tone, beäugte ihr Geschenk von allen Seiten und drückte ihm kräftig die Hand.

„Aber was soll ich dir nun dagegen schenken?" fragte sie darauf nachdenklich.

„Nichts. Meinst du, darauf hätte ich spekuliert?"

„Auch nicht 'ne Kleinigkeit zum Andenken?"

„Oh, das will ich nicht just von der Hand weisen... Wenn du zufällig was wüßtest..."

Sie dachte einen Augenblick nach. „Ich kann jetzt ganz nett sticken," sagte sie dann. „Was meinst du zu 'ner kleinen Stickerei?"

„O ja, das wär hübsch..."

„Aber was?..."

Plötzlich warf sie sich herum, zeigte mit dem Finger auf den Stamm der Buche und rief: „Ich hab's! Ich stick dir dies Herz und unsere Namen mit bunter Seide auf ein weißes Tuch. Dann kannst du in Lüneburg, und wo du später noch hinkommst in der Welt, immer fein an unsere alte Freundschaft denken."

„Eva! Das ist ja einfach ein großartiger Gedanke! Wenn du mir so 'n Ding schenken wolltest..."

„Ja, du sollst so 'n Andenken haben. Aber nun sei auch wieder ein bißchen vergnügt."

„Bin ich ja schon längst," rief er in lebhaftem Ton und fuhr sich mit der Hand über die Augen, um die letzten Tränenspuren zu tilgen.

„Nun wollen wir aber wieder aufs Eis," erklärte Eva, indem sie sich von der Rasenbank erhob. Als der Wind sie fassen konnte, schauerte sie fröstelnd zusammen. „Wir haben viel zu lange gesessen," sagte sie, „mich friert gräßlich."

„Oh... willst du meinen Schal haben?"

„Nee, danke. Wir werden am schnellsten warm, wenn wir ein Stück laufen. Laß mich zehn Schritt vorauf, und dann sieh zu, ob du mich kriegen kannst."

„Och, wollen wir nicht lieber gemütlich hinspazieren und uns was erzählen?"

„Wenn du nicht mit willst, lauf ich allein. Adieu!"

Wie ein Eichkätzchen huschte sie zwischen den Bäumen dahin. Schnell sich besinnend, setzte er ihr nach, und nun lag ihm auch dran, sie einzuholen. Er lief, wie er in seinem Leben noch nicht gelaufen hatte. Endlich, keine zehn Schritt mehr vom Fluß, konnte er ihren Arm packen und sie herumreißen. „Nun hab ich dich doch!" stieß er jubelnd heraus. Hochatmend, die Wangen frisch gerötet, die Augen vor Lebenslust sprühend, standen sie vor einander.

„Komm, schnall mir die Schlittschuh an und dann versuch noch mal, ob du mich kriegen kannst!"

Als er mit seinem Ritterdienst fertig war, rief sie: „So! Ich lauf nun los.“

„Halt, erst muß ich auch so weit sein.“

„Streng deine langen Beine man mal ein bißchen an!“

Sie winkte ihm munter mit der Hand und begann die blanke Bahn mit ihren Eisen zu kratzen.

Wie er sich sputete, auch auf die Füße zu kommen! Aber je schneller es gehen sollte, desto länger dauerte es. Endlich hatte er die Schlittschuh unter den Sohlen, und mächtig ausgreifend, mit wildem Schlenkern der Arme nachhelfend, sauste er vor dem Ostwinde dahin, dem dunklen Punkte nach, der sich von dem Abendgold des westlichen Himmels und seiner Spiegelung auf der schimmernden Fläche deutlich abhob. Der Abstand wurde zusehends geringer, aber er holte sie doch nicht mehr ein. Als er ihr auf fünfzig Schritt nahegekommen war, wandte sie sich lachend herum, drehte ihm eine lange Nase zu und glitt unter die überhängenden Zweige der Parktannen. Er aber bog langsam zur Kastanie des Pfarrgartens hinüber, etwas ärgerlich, weil sie ihm entwischt war, im übrigen aber mit dem Verlauf dieses Nachmittags nicht unzufrieden.

Es kam richtig so, wie Erich geunkt hatte. In der Nacht trat Tauwetter ein und zerstörte schnell die Brücke, die der Frost für einige Tage zwischen hüben und drüben geschlagen hatte. —

„Das Schlittschuhlaufen und die frische Luft haben dir gut getan. Was meinst du, ob wir noch eine Flasche Lebertran wieder kommen lassen?“

„Och nee, Mutter, das wäre das reine Geldwegschmeißen. Ich bin ja munter wie ein Fisch.“

„Na ja, aber das Ei nimmst du nach wie vor.“

„Mutter, kannst du es nicht backen? Als Spiegelei schmeckt es mir viel besser.“

„Du Schlauberger!“

„Tu ihm den Gefallen nur, Emma,“ mischte sich der Vater in diese Verhandlung ein, „er hat sich diese Tage tüchtig zusammengenommen. Wenn er so dabei bleibt, werden wir unser Ziel doch noch erreichen.“

Vierzehn Tage später ging Erich eines Abends im Garten auf und ab und murmelte vor sich hin: $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$; $(a—b)^2 = a^2—2ab + b^2$; $(a + b)(a—b) = a^2—b^2$. Da hörte er auf einmal Ruderklatschen auf dem nahen Flusse. Freudig erschrocken begab er sich zur Kastanienbank und kam gerade recht, um den Kiel im Ufersande knirschen zu hören, einmal, als das Boot anlegte, und gleich darauf, als es wieder abstieß. Er aber hielt ein mehrfach verschnürtes Paketchen in der Hand, und als er es mit zitternden Fingern, unter Zuhilfenahme des Messers, gelöst hatte, konnte er ein weißes, mit roten Seidenfäden besticktes Tüchlein entfalten. Und im Dämmerlicht las er, die Buchstaben zu Namen ergänzend, leise vor sich hin:

„Georg von Branken“ — hier machte er mit der Hand eine Bewegung, als ob er etwas von sich stieße — „Eva von Branken, Erich Heydenreich“ — dabei hatte seine Stimme einen weichen, warmen Klang, und er drückte das hübsche Geschenk zärtlich an seine Brust.

Um der gegenwärtigen kirchlichen Not willen, hatte Zögling Nieweg seinerzeit erklärt, verzichte er, wenn auch mit schwerem Herzen, einstweilen auf die Anstellung im Missionsdienst, und daraufhin hatten seine Ummersloher Freunde, nachdem er die Abgangsprüfung von der Missionsanstalt bestanden, ihn einstimmig zu ihrem Pastor gewählt. Und sie brauchten ihre Wahl nicht zu bereuen.

Es war gar nicht zu glauben, was der Mann für eine „barbarische Ausgabe" hatte. Wenn er in Drewes' Scheune, die vorläufig für die Gottesdienste hergerichtet war, auf dem Predigtstuhl stand, im Gesicht vor Eifer feuerrot wurde und mit der Faust auf die Kanzelbrüstung schlug, daß es krachte, konnte einem angst und bange werden. Aber dann verstand er es auch wieder, so sanft und süß daher zu fahren, daß man beinah glauben konnte, man wäre schon halb im Himmel. Er war noch keine vier Wochen in Ummersloh, da hatte er den schlimmsten Säufer des Dorfs nicht nur zu seiner Gemeinde, sondern auch vom Suff bekehrt. Das war ein Dachdecker, der nun von allen Dächern, die er zu flicken hatte, sein Lob sang. Weit über die Grenzen des Kirchspiels Ummersloh verbreitete sich das Gerücht von diesem gewaltigen Prediger, und jeden Sonntag kamen aus anderen Gemeinden Leute zu Wagen oder zu Fuß,

um ihn zu hören. Wer Ludwig Harm's Predigten genauer kannte, dem konnte es freilich nicht entgehen, daß er sich an diese stark anlehnte. Aber kein Mensch dachte daran, ihm das zu verargen, im Gegenteil, man rechnete es ihm hoch an; denn daran, daß er, statt eigene Fündlein auf die Kanzel zu bringen, lieber von dem großen Meister annahm, konnte man ja sehen, wie demütig der Mann war. Und dazu, welch einzige Bescheidenheit! Als Wohnung genügte ihm eine getünchte Stube nebst Schlafbutze bei einem kinderlosen Ehepaar — wo hatte man je so etwas von einem Pastor gehört! — und das Gehalt, mit dem er sich zufrieden gab, betrug nicht einmal die Hälfte dessen, das Pastor Heydenreich einstrich.

Die Zufriedenheit mit einem solchen Baas von Pastor drückte sich natürlich nicht allein in Worten aus, die ja billig sind wie Brombeeren. Nein, Wurst, Schinken und Eier, Butter und Honig wurden ihm fast mehr, als sein recht gesunder Magen bewältigen konnte, ins Haus geschleppt, und manche nahrhafte Gabe durfte er in den weiten Taschen, die er praktischerweise sich schnell an die Innenseite seiner Röcke hatte nähen lassen, von den seelsorgerlichen Besuchen in der Gemeinde mit heimtragen. —

Jedermann war überzeugt, daß Drewes' Scheune als gottesdienstliches Gebäude nur ein Notbehelf für sehr, sehr kurze Zeit sein konnte. Aber die Meinungen gingen auseinander, ob man einstweilen eine bescheidene und billige Kapelle, oder gleich eine große und kostspielige Kirche bauen solle.

In einer stark besuchten Gemeindeversammlung sollte hierüber die Entscheidung fallen. Zuerst kam jemand zu Worte, der für das kleinere Projekt sprach. Eine Kapelle genüge vollständig und erspare der Gemeinde viele Kosten. Gott wohne ja überhaupt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; die Hauptsache sei, daß sein Wort lauter und rein verkündigt und im Wandel bewährt werde.

Das sei gewiß richtig, wurde von anderer Seite entgegnet, aber man rechne doch bestimmt mit einem weiteren Wachstum der Gemeinde; auch aus den Nachbarkirchspielen, wo nicht genug Hermannsburger säßen um eigene Gemeinden zu gründen, würden sich mit der Zeit sicher viele anschließen; zu den Gottesdiensten kämen sie ja jetzt schon. Man müsse auch den Landeskirchlichen zeigen, daß man keine Opfer für die gute Sache scheue. Übrigens, wenn man in der alten Gemeinde geblieben wäre, hätte man ebenfalls über kurz oder lang bauen müssen; denn die Kirche sei recht baufällig, und der frühere Pastor habe schon immer mit einem Neubau gedroht. Die Angelegenheit ruhe augenblicklich nur deshalb, weil Pastor Heydenreich zu bequem und nachlässig wäre.

So wurde lang und breit hin und her geredet, bis Hofbesitzer Drewes aufstand und erklärte, er schenke der Gemeinde drei Viertel Morgen auf dem sogenannten Wittenbrink als Bauplatz, aber unter der Bedingung, daß nicht eine kümmerliche Kapelle, sondern eine anständige Kirche darauf zu stehen komme.

„Das war eines Mannes Wort zur rechten Zeit,“

rief Pastor Nieweg, indem er aufsprang und dem Bauern kräftig die Hand schüttelte. Dann fuhr er, zur Versammlung gewendet, fort: „Der Anfang ist gemacht. Hoffentlich finden sich noch mehrere, die uns nicht mit Worten, sondern mit Taten den Weg zeigen."

Es herrschte erwartungsvolle Stille. Nur in einer Ecke flüsterte jemand seinem Nachbarn zu, Kaufmann Cohrs habe schon vor fünf Jahren tausend Taler für den jetzt geschenkten Platz geboten.

Pst! Hofbesitzer Kohlmann, der in seinen Lehmgründen eine gutgehende Ziegelei betreibt, wuchtet seine dritthalb Zentner in die Höhe. Das ist auch einer, der sich nicht lumpen läßt. Der Mann nusselt und stößt mit der Zunge vor, zumal wenn so viele Augen auf ihn gerichtet sind. Was hat er gesagt? Schnell spricht es sich herum, zwanzigtausend Steine hat er geschenkt, und die übrigen will er zum Selbstkostenpreise hergeben.

Wieder atemlose Stille. Wer mag der nächste sein wollen?

Hofbesitzer von Frieling springt auf, ein jüngerer Mann mit rassigem Gesicht, wohl der einzige in der Versammlung, der einen Schnurrbart trägt. Zehn Eichen schenkt er aus seinem Kamp, der Kirchenvorstand darf sich die besten aussuchen.

Wenn das so weiter geht! ... Aber nun tritt eine Stockung ein. Man sieht diesen und jenen großen Bauern ermutigend an, aber das will nicht helfen.

Endlich erhebt sich Pastor Nieweg, läßt seine schwarzen Augen über die Versammlung gleiten, fährt sich, wie er in der Erregung zu tun pflegt, mit der mächtigen

Hand durch das dichte, krause Haar und beginnt mit dröhnender Kanzelstimme: „Liebe Gemeinde! Wenn wir hier mit weltlichen Dingen zu tun hätten, so würde ich rufen: Drewes, Kohlmann und von Frieling, sie leben hoch, hoch und noch einmal hoch! Aber es handelt sich um Gottes Sache, und darum sage ich nur: Ihr lieben Freunde, Gott vergelt's euch im Irdischen sowohl wie im Geistlichen! ... Nach solchem Anfang darf es natürlich keinen Stillstand geben. Wir können nicht alle so Großes leisten wie die Freunde, die mit reichem irdischen Gut gesegnet sind, aber es ist unter uns keiner, der nicht etwas tun könnte, sei es mit Bargeld oder mit Material, oder daß er für so und so viel Tage Hand- oder Spanndienste übernimmt. Ich für meine Person zeichne fünf Taler. Herzlich gern würde ich mehr tun, aber ich bin dazu nicht in der Lage, und etwas könnt ihr mir auch wohl darauf anrechnen, daß ich den Dienst am Wort unter euch für ein so Geringes angenommen habe. Aber ich habe es gern getan, und wenn ich es noch nicht gewußt hätte, so erführe ich es heute abend, daß ich eine Gemeinde mein eigen nennen darf, auf die ich stolz sein kann ... Lieben Freunde, seit wir die fünf Milliarden von Frankreich gekriegt haben, tanzt ganz Deutschland, Preußen voran, den Tanz ums goldene Kalb, wie weiland die Kinder Israel in der Wüste am Berg Gottes Horeb. Da wollen wir, eine Bauerngemeinde von altem Schrot und Korn, der Welt einmal zeigen, daß es auch noch Menschen gibt, die für Gott und sein Reich warme Herzen und opferwillige Hände haben ... Wir sind hier ja gern bei Vater Drewes zu

Gast, aber wenn wir erst in einer richtigen Kirche die schönen Gottesdienste des Herrn feiern können — das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich bloß daran denke, und euch treuen Menschen allen lacht es mit, das weiß ich ganz gewiß! Wir sind eine Gemeinde unter dem Kreuz. Man wird uns Schwierigkeiten machen, wo und wie man kann, aber wir müßten keine Lüneburger Bauern sein, müßten nicht die harten Köpfe und steifen Nacken haben, für die wir in der ganzen Welt berühmt sind, wenn wir mit denen nicht fertig werden sollten! Hier hab ich mein Notizbuch. Jeder mag erst seinen Namen nennen und dann, was er beizutragen gedenkt. Auch die geringste Gabe ist willkommen. Viele kleine Summen geben zusammen eine große, und wir wissen ja auch, der Herzenskündiger sieht nicht die Gabe, sondern den Geber an."

Einer nach dem andern gab nun seinen Namen zu Buche und darauf, was er leisten wollte. Einige taten es noch öffentlich von ihrem Platze aus, als aber einmal jemand, um seine Erklärung abzugeben, zu Pastor Nieweg an den Tisch getreten war, folgten alle seinem Beispiel. Ganz zurück hielt sich keiner.

Am nächsten Tage ließ der Kirchenvorstand sich vom Pastor das Gesamtergebnis vorlegen. Es stellte sich zwar heraus, daß die gezeichneten Summen, Materialien und Dienste für einen Kirchenbau bei weitem nicht reichten, aber zurück konnte und wollte man nicht, und von einer Kapelle war nicht mehr die Rede. Hofbesitzer Drewes wurde mit zwei wohlhabenden Bauern einig, daß sie drei zusammen das fehlende Geld zu einem bil-

ligen Zinsfuß hergeben wollten. Die Bedingung, daß Grundstück und Gebäude dafür auf ihre Namen eingetragen werden sollten, — die junge Gemeinde besaß natürlich nicht die Rechte einer juristischen Person — glaubte der Kirchenvorstand ohne Bedenken annehmen zu können.

Was die Apostelgeschichte von der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem rühmt, traf auch auf die junge Ummersloher Freigemeinde zu: Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Sie waren ehrlich überzeugt, sich aus Sodom und Gomorrha in ein friedlichstilles Zoar gerettet zu haben, empfanden die kirchliche Trennung von so vielen „Weltkindern" als Befreiung und fühlten sich durch die gleiche Art der Frömmigkeit brüderlich verbunden. Auch politische Gegensätze gab es in ihrer Mitte nicht. Wer sich irgendwie mit den 1866 geschaffenen und durch die Gründung des Reichs befestigten Verhältnissen abgefunden hatte, war sicher nicht zu ihnen gekommen. Da man der jungen Gemeinde nicht durch Geburt angehörte, sondern infolge eines persönlichen Entschlusses, der manchem schwer genug geworden war, so hatte man für ihr Werden und Wachsen ein ganz anderes Interesse, als man es für die von den Vätern überkommene und vom Konsistorium bevormundete alte Gemeinde je gehabt hatte. Somit entwickelte sich ein für niederdeutsche Verhältnisse lebendiges und inniges Gemeindeleben, das sich in den wärmeren Beziehungen der einzelnen zueinander auch in das bürgerliche Leben hinein fortsetzte.

Es geschah zum Beispiel, daß zwei Nachbarn, die seit langem verfeindet waren, sich aussöhnten und die besten Freunde wurden, „weil wir nun doch beide separiert sind“, wie sie andern gegenüber, halb entschuldigend, als Grund angaben. Ein Ehepaar, das sich oft gezankt hatte, schloß Frieden, um dem landeskirchlichen Nachbar keinen Anlaß zu geben, die separierte Gemeinde zu verlästern. Die wenigen Armen wurden reichlich unterstützt, nicht nur mit dem Ertrag des Klingelbeutels, mehr noch unter der Hand; denn man sah jetzt in viel engerem Sinne Brüder und Schwestern in ihnen als früher. Daß man für die Hermannsburger Mission eifriger steuerte denn je, versteht sich von selbst. War diese doch durch die kirchliche Spaltung, infolge deren das Landeskonsistorium seinen Pastoren die hergebrachte Epiphaniaskollekte untersagt hatte, in nicht geringe Bedrängnis geraten.

Aber freilich, nach außen kehrten diese selben Leute weit weniger angenehme Seiten hervor. Sie waren nur zu sehr bei der Hand, denen, die wider Erwarten nicht übergetreten waren, unedle Beweggründe unterzuschieben. Sie sahen drüben nichts als Weltkinder, verächtliche Preußenknechte, im besten Falle laue, kreuzesscheue Halbchristen. Gegen ihren früheren Pastor, dem man die Schuld beimaß, daß nicht das ganze Kirchspiel wie ein Mann das Joch der Staatskirche abgeschüttelt hatte, fühlten manche geradezu etwas wie Haß. Nicht wenige gingen so weit, ihm den Gruß auf der Straße zu versagen.

Die Landeskirchlichen ihrerseits blieben den Sepa-

rierten nicht viel schuldig. Allen Zank und Streit, an dem es doch auch früher nicht ganz gefehlt hatte, schoben sie ihnen in die Schuhe. Sie schalten sie Pharisäer, die besser sein wollten als andere Leute. Mit Argusaugen suchten sie deshalb nach Dingen, die der neuen Gemeinde nicht zur Ehre gereichten. Als gelegentlich einer Hochzeit ein separierter Kirchenvorsteher angesäuselt gesehen worden war, und gar, als ein separiertes Mädchen unehelich geboren hatte, war die Schadenfreude im landeskirchlichen Lager groß.

So gestaltete sich das Nebeneinanderleben der entzweiten Brüder höchst unerquicklich. Manche brachten es fertig, dem Nachbarn kleine Gefälligkeiten, die auf den einsamen Gehöften von großer Bedeutung sein können, rundweg abzulehnen, und schikanierten sich gegenseitig, wo und wie sie nur konnten. Wenn am Sonntagmorgen auf dem Wege zu ihren Gottesdiensten Glieder der beiden Kirchenparteien einander begegneten, flog mancher finstere Blick, auch wohl mal ein hämisches Wort, hinüber und herüber. Ja, einmal wäre es nach der Kirche fast zu einer Prügelei unter den jungen Burschen gekommen, wenn nicht noch eben rechtzeitig verständige Männer sich ins Mittel gelegt hätten.

Am schlimmsten sah es in einigen Häusern aus, wo die Alten der einen, die Jungen der andern Gemeinde angehörten. Es waren das freilich ausnahmslos solche, in denen das Verhältnis zwischen alt und jung auch schon früher nicht gut gewesen war. Aber nachdem zu den ohnehin vorhandenen Reibungsflächen noch die

auf kirchlichem Gebiet gekommen war, wurde das Leben in solchen Familien geradezu zur Hölle. Eines Tages fand man einen Altenteiler, einen ruhigen, allgemein beliebten Mann, dessen Schwiegersohn einer der rabiatesten Separierten war, in der Scheune erhängt. Unter dem Eindruck dieses erschütternden Ereignisses sagte jemand: „Wenn der Teufel irgendwo Geschäfte macht, macht er sie bei dieser verfluchten Separation.“ Das Wort wurde viel besprochen und stimmte auch manchen Separierten nachdenklich. —

Eine Macht gibt es, die noch nie die Schlagbäume zwischen den Konfessionen und Kirchenparteien respektiert hat: die Liebe zwischen Mann und Weib. Auch in Ummersloh zog sie oft genug die Leutchen von hüben und drüben zu einander. „Zwei Glauben auf einem Kissen“ — das ist in einer Bauerngemeinde natürlich undenkbar. Also mußte einer zum andern herüberkommen. Nun hatte aber die junge Gemeinde größere Kraft, ihre Glieder fest zu halten als die alte, war auch weniger bedenklich in unmittelbarer persönlicher Beeinflussung, so daß, wenigstens eine Reihe von Jahren hindurch, stets die andere den Verlust zu tragen hatte. Ein altes Weib, das sich auf seine Frömmigkeit viel zugute tat, verlegte sich auf die Spezialität, Ehen zu stiften, durch welche die Freigemeinde nicht nur Seelen, sondern auch möglichst zahlungsfähige Höfe zu sich herüberzog. Wenn ihr dies gute Werk einmal gelungen war, gab sie aus Dankbarkeit einen Taler für die Mission extra und glaubte ihren künftigen Sitz im Himmel um eine Stufe erhöht zu haben.

Es gab zwar auf beiden Seiten verständige Menschen, die derlei Auswüchse der Parteileidenschaft verdammten und, wo sie konnten, zum Frieden ermahnten. Aber bei der Verbitterung, in die man sich nun einmal hineingearbeitet hatte, predigten sie meist tauben Ohren.

Bei derart zerfahrenen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn auch Frau Pastor Heydenreich zuletzt den Kopf fast hängen ließ und ihrem Mann nicht abraten mochte, als er sich wiederholt für freiwerdende Pfarrstellen meldete. Zweimal wurde er auch zu einer Wahlpredigt aufgefordert, aber in beiden Fällen bekam er so verschwindend wenig Stimmen, daß er diese Versuche aufgab und sich mit dem Gedanken vertraut machte, seine Tage in Ummersloh beschließen zu müssen.

Als Pastor Nieweg anderthalb Jahr mit solchen Erfolgen zu Ummersloh gewirkt hatte, erzürnte er sich eines Tages mit dem kinderlosen Ehepaar, bei dem er wohnte, wegen der Kost, die ihm nicht recht mehr genügte, und da er ohnehin der einsamen Butze und des Junggesellentums überdrüssig war, beschloß er, sich zu verändern.

Warum sollte er seinen Blick in die Ferne schweifen lassen? Wenn er ein Kind seiner Gemeinde nahm, mußte ihn das mit dieser nicht noch enger verbinden? Und konnte es schaden, wenn er sich durch seine Heirat zugleich einen sicheren Rückhalt im Kirchenvorstand verschaffte? Solche Erwägungen bewirkten es, daß bald Trina Drewes und Anna und Minna Bullwinkel auf die engere Wahl kamen.

In der Zeit, als ihm diese Dinge im Kopf rundum gingen, erschien eines Tages Schulten Fieke, dieselbe, die vor Jahren den lütten Köster und die hübsche Käthe auf bedenklichen Wegen ertappt hatte, bei ihrem Seelsorger und klagte über „geistliche Anfechtungen". Den ihr gespendeten Trost nahm sie aber überraschend leicht auf, um sodann ohne allzu große Umwege das Gespräch auf das Heiratskapitel zu bringen. Und bald pries sie, nachdem einige andere Mädchen gewogen und zu leicht befunden waren, Jakob Bullwinkels Töchter ihrem Pastor in den höchsten Tönen an. Wenn sie ein junger Kerl wäre, meinte sie, würde sie Anna, die ältere, ihrer jüngeren Schwester Minna noch vorziehen, worauf sie auf erstere noch einen besonderen Lobgesang anstimmte. Der Heiratslustige hatte anfangs nicht ohne Interesse zugehört, aber auf einmal stutzte er, besann sich, was er seinem Amt schuldig war, schalt das alte Weib eine Heuchlerin und Kupplerin, und zeigte ihr sehr energisch, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte.

Dieser kleine Zwischenfall und die Wahrscheinlichkeit, daß Schulten Fieke ihm dieses Angebot nicht aus eigenem Antrieb gemacht hatte, ließen die Wagschale zugunsten von Trina Drewes sinken. Für diese sprach ohnehin ja recht vieles. Ihr Vater war der eigentliche Gründer der Gemeinde und auch jetzt noch der Führer des Kirchenvorstandes, wenn Bullwinkel ihm neuerdings diesen Rang auch streitig zu machen suchte. Sie hatte von Anfang an seinen Predigten mit hingebender Aufmerksamkeit zugehört und war ein recht ansehnliches

Mädchen, nicht ganz jung mehr, aber auch noch nicht zu alt. Und ihrer älteren Schwester hatte der Vater einen hübschen Halbhof mit in die Ehe gegeben.

Man argwöhne nun aber nicht, daß der Herr Pastor sich so weit vergessen hätte, mit wärmeren Blicken und kleinen Aufmerksamkeiten um Trina Drewes' Gegenliebe zu werben. Nein, Ludwig Harms verlangte von dem christlichen Jüngling, der seine Augen auf eine christliche Jungfrau geworfen, er solle, ehe er ihr Zeichen seiner Zuneigung gäbe, mit ihren Eltern sprechen. Nieweg begab sich also eines Tages zu Vater Drewes, ihn in aller Form um die Hand seiner Tochter zu bitten. Er wies mit biblischen Sprüchen und Beispielen nach, daß der Ehestand ein Gott wohlgefälliger Stand sei, bemerkte, er habe auf seinen Wanderungen als Missionszögling Pastorenfrauen kennen gelernt, die in der Gemeinde mehr Segen stifteten als ihre Männer, gab sich endlich einen Ruck und marschierte geraden Weges auf sein Ziel los. Vater Drewes sagte nicht nein. Trina, die sofort hereingerufen wurde, färbte sich erst weiß wie eine Lilie, einen Augenblick später rot wie eine Rose und hauchte ihr Ja, worauf ein kräftiger Händedruck und züchtiger Kuß das Verlöbnis bestätigten.

Der Bräutigam war nicht dafür, mit der Hochzeit lange zu säumen. Alt genug wäre man ja, und ein langer Brautstand gäbe leicht zu Schnackerei Anlaß.

„Das ist alles ganz recht und gut," meinte Vater Drewes, indem er zustimmend nickte. Aber dann zog er die Augenbrauen hoch und fragte: „Wo wollt ihr denn aber bloß wohnen?"

„Es muß natürlich ein Pfarrhaus gebaut werden," rief der Schwiegersohn in einem Ton und mit einem Gesicht, als ob dies die selbstverständlichste und einfachste Sache von der Welt wäre.

Vater Drewes runzelte die Stirn. „Hm, die Kirche ist noch nicht mal fertig und kostet viel mehr Geld, als wir gedacht haben. Ob die Gemeinde nun schon Lust hat, ein Pastorenhaus zu bauen? Das ist mir zweifelhaft."

„Mir gar nicht," rief der Bräutigam zuversichtlich. „Unsere Bauern sind noble Leute, das haben sie mehr als einmal gezeigt, und ohne mich rühmen zu wollen, darf ich doch wohl sagen, daß ich in der Gemeinde ziemlich festen Fuß gefaßt habe und nicht unbeliebt bin." —

Der Kirchenvorstand wurde also zu einer Sitzung berufen. Um seine Sache gut vorzubringen, hatte Freund Nieweg sich eine hübsche kleine Rede schriftlich ausgearbeitet und sorgfältig memoriert.

„Lieben Freunde," begann er, die Hände vor sich auf dem Tisch gefaltet, in erbaulichem Tone, „durch Gottes wunderbare Fügung bin ich euer Pastor geworden und arbeite, wie ihr alle wißt, unter euch mit großer Freudigkeit. Wir verstehen einander, und es ist viel, wenn in diesen letzten Zeiten Pastor und Gemeinde das von sich sagen können. Ich wüßte nicht, wo in der weiten Welt ich mich so wohl fühlen könnte als gerade in eurer Mitte, die ihr mir so manchen schönen Beweis von eurer Anhänglichkeit gegeben habt und noch immer gebt. Nur eins fehlt mir noch zu meinem vollen Glück. Ihr werdet schon wissen, was ich meine: ein christliches Ehegemahl

und eine angenehme Häuslichkeit. Wie euch auch bereits bekannt ist, habe ich mich vor einigen Tagen mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Katharina Drewes, jüngsten Tochter unseres allverehrten, lieben Vater Drewes, versprochen. Ich weiß, ihr alle freut euch darüber und seid mit mir überzeugt, daß unsere Gemeinde gar keine bessere Pastorenfrau kriegen kann."

Er machte eine Pause und blickte, Zustimmung erwartend, von einem zum andern. Aber die Männer sahen ernst und schweigend vor sich nieder, was ihn ein wenig befremdete. Nur Bullwinkel sandte von unten herauf einen eigentümlich lauernden Blick, über den er beinah erschrak.

Er faßte sich aber und, nicht ganz so sicher mehr und sein Konzept verlassend, fuhr er fort: „Ich hoffe, dieser Schritt, den ich ernstlich vor Gott und meinem Gewissen geprüft habe, soll mich mit dem Kirchenvorstand sowohl wie mit der Gemeinde noch enger verbinden. Es ist ja längst nicht gleichgültig, was so 'ne Pastorenfrau für eines Geistes Kind ist. Als ich noch Missionszögling war und viel im Lande herum kam, hab ich die Leute öfters über ihre Pastorin klagen hören. Die eine riß durch ihren weltlichen Wandel das wieder ein, was ihr Mann durch seine Predigten mühsam aufbaute. Eine andere war immer bange, daß die Bauern ihren feinen Plüschmöbeln und Teppichen zu nahe kämen. Eine dritte konnte sich gar nicht in unsere Moden schicken und stieß überall an. Ja, ich hab sogar mal von einer gehört, die fast nie in die Kirche ging, weil sie ‚die Kirchenluft nicht vertragen' könnte! All so was braucht die Ge-

meinde von meiner Frau nicht zu befürchten. Ja, wenn ich eine von auswärts geholt hätte, dann könnte man es ja nicht wissen. Aber das wollte ich deshalb eben nicht; denn einem rechtschaffenen Prediger muß sein Amt über alles gehen."

Er machte wieder eine Pause, in der bestimmten Hoffnung, jetzt irgendeinen Kopf anerkennend nicken zu sehen. Aber diese blieben alle gesenkt, auch der von Bullwinkel. Auf dessen Gesicht aber konnte ein spöttisches Lächeln sich nicht ganz verbergen.

Mit schlimmen Ahnungen fuhr er fort: „Die Sache geht die Gemeinde ja auch insofern an, als wir nun wohl der Frage des Pfarrhausbaus näher treten müssen, und über diesen einen Beschluß zu fassen, ist der Zweck der heutigen Sitzung. Ich bitte die lieben Freunde, sich hierüber zu äußern."

Alle Kirchenvorsteher verharrten in geduckter Kopfhaltung. Wer eine Pfeife in Gang hatte, qualmte, als wollte er sich in den ihr entquellenden braungelben Wolken unsichtbar machen.

Nieweg sandte einen hilfesuchenden Blick nach seinem Schwiegervater. Aber Vater Drewes, der sonst immer umsichtig und klug zu raten wußte, versagte heute vollkommen und machte einen hilflos verlegenen Eindruck. Nach einer Weile stand er auf, murmelte etwas von einer Kuh, die mit dem Kalben immer ihre schwere Not habe, und ging hinaus.

Sein Schwiegersohn hätte auch lieber bei der Kuh geholfen, mußte aber wohl oder übel auf seinem Posten ausharren.

„Wer A sagt," setzte er von neuem an, „der muß auch B sagen. Wer eine Kirche baut, der kommt um das Pfarrhaus nicht herum. Das ist nicht anders, so lange die Welt steht. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht so'n üppiges Gebäude verlange, wie zum Beispiel der landeskirchliche Pastor eins bewohnt; denn, wie ich schon häufiger betont habe, wir sind eine Gemeinde unter dem Kreuz. Aber euer Seelsorger kann sich doch nicht sein Leben lang mit einer einzigen kleinen Stube nebst Butze behelfen. Der Mensch will doch auch mal 'ne Familie gründen ... Ich darf wohl auch daran erinnern, daß ich in meinen Gehaltsansprüchen immer sehr bescheiden gewesen bin. Es wird in der Welt kaum eine Gemeinde geben, die eine geistliche Kraft für so billiges Geld hat."

Jetzt hob Jakob Bullwinkel den Kopf und sagte, die Stirnhaut kraus ziehend: „Herr Pastor, vergessen Sie aber, bitte, die vielen Liebesgaben nicht, die wir Ihnen ins Haus geschleppt oder von den Höfen mitgegeben haben. Hundert Taler pro anno zahl ich Ihnen jeden Tag dafür."

„Da würden Sie ein schlechtes Geschäft machen, Bullwinkel," sagte der Pastor errötend. „Soviel bringt das längst nicht. Es ist mir schon öfters begegnet, daß der Wert dieser Geschenke weit überschätzt wird."

„Auch hundertunddreißig Taler lege ich Ihnen dafür aufs Brett," steigerte Bullwinkel sich selber. „Übrigens sollte ich meinen, mit dem Heiraten hätte es noch ein paar Jahr Zeit. Ich hatte meine fünfunddreißig auf

dem Rücken, als ich Hochzeit machte, und habe doch noch alles mitgekriegt."

Nun wurde es dem Pastor aber doch zu viel. Die Zornröte stieg ihm ins Gesicht, und er versetzte bissig und scharf: „Wann ich mich verheiraten will, Bullwinkel, das ist ganz allein meine Sache und geht Sie gar nichts an!" Sich jedoch schnell besinnend, fuhr er, zu den andern Kirchenvorstehern gewendet, sanfter fort: „Ich werde nächstes Jahr dreißig, und kein billig Denkender wird es einem Manne verargen, wenn er in diesem Alter einen Hausstand zu gründen wünscht. Im Durchschnitt wird bei uns ja viel früher geheiratet. Aber es hat keinen Zweck, hierüber noch Worte zu verlieren. Ich stelle also hiermit den Antrag, daß die Gemeinde mir ein bescheidenes, kleines Pfarrhaus baut, sagen wir einmal in der Größe einer anständigen Lehrerwohnung, und ich zweifle nicht, daß der Kirchenvorstand mir diesen gewiß nicht unbilligen Wunsch erfüllen wird."

„Ich stimme dagegen," sagte Bullwinkel nach einer kurzen Pause. „Und warum? Unser Freund Drewes, der sich draußen bei seiner Kuh ja wohl ganz vergißt, lebt, wie jedermann weiß, in guten, in sehr guten Verhältnissen. Wenn er seiner Marie einen Hof gekauft hat, kann er seiner Trina auch wohl ein Haus bauen, und wie ich ihn kenne, wird er das auch gern tun."

Auf einmal waren alle Köpfe hoch. Man grummelte Beifall, nickte eifrig und gab auf jede Weise zu verstehen, daß Jakob Bullwinkel das erlösende Wort gefunden hatte.

Nur dem Antragsteller selbst wollte das nicht so recht einleuchten. Er bekam wieder seinen roten Kopf und begann, zu dem weisen Ratgeber gewendet: „Sie können sich erkundigen, Bullwinkel, wo Sie wollen: ein Pfarrhaus zu bauen, ist überall in der Christenheit Pflicht der Gemeinde. Mein Schwiegervater hat für unsere Gemeinde zehnmal so viel geleistet wie zum Beispiel Sie. Wie sollte er nun auch noch dazu kommen, ihr ein Pfarrhaus zu schenken? Er muß doch auch an seine Kinder und Kindeskinder denken. Wie St. Paulus schreibt: So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide. Nie und nimmer werde ich als Schwiegersohn meine Einwilligung dazu geben. Eher suche ich mir mein Brot anderswo, und ihr könnt zusehen, wie ihr einen Pastor wieder bekommt."

Die Männer machten erschrockene Gesichter und sogen verlegen an ihren Pfeifen. Bullwinkel aber zuckte die Achsel und sagte: „Bange machen gilt nicht, Herr Pastor. Wo wollten Sie wohl besser hin? Übrigens bin ich der Meinung, daß der Kirchenvorstand so was Wichtiges nicht allein auf seine Kappe nehmen kann. Ich danke für die Nackenschläge, die es dann nachher gibt! Darum schlage ich vor, wir bringen die Sache vor die Gemeinde. Die laß dann tun, was ihr gut dünkt."

„Das wär ja ein sonderbarer Kirchenvorstand," rief der Pastor erregt, „wenn er so was nicht allein fertig brächte. In der Landeskirche kann der Kirchenvorstand, wenn er einmal gewählt ist, beschließen, was er will, und braucht keinen Menschen darum zu fragen."

„Ja, allerdings," versetzte Bullwinkel mit unerschütterlicher Ruhe, „in der Landeskirche ist das so, aber wir sind gottlob eine Freigemeinde."

Nieweg dachte, wenn die Vorzüge der Freikirche darin beständen, daß man seinen Pastor schikaniere und wie einen dummen Jungen behandle, dann pfeife er auf sie. Aber er schluckte eine entsprechende Bemerkung, die ihm schon auf der Zunge lag, doch lieber hinunter.

Als die Männer gegangen waren, suchte er seinen Schwiegervater auf. Er fand ihn unten auf der Viehdiele.

„Na, ist das Kalb glücklich da?"

„Nee, das läßt sich bei diesem alten Beest immer Zeit. ... Und dein Pastorenhaus?"

„Wir haben einstimmig beschlossen, daß du mir und Trina eins bauen darfst."

Der Bauer lachte kurz und grimmig auf: „Hab's mir wohl gedacht, daß die Sache darauf hinaus wollte. Deshalb hab ich mich auch lieber gedrückt. Schwiegersohn, Schwiegersohn, wir haben da eine große Dummheit gemacht."

„Wieso?"

„Es wär besser gewesen, eure Verlobung erst noch geheim zu halten. Du mußtest dann in der nächsten Zeit Bullwinkel öfters besuchen und so beiwegelang merken lassen, daß du die Freierei im Kopfe hattest. Dann hätte er, wo er doch die beiden Deerns zu vergeben hat, sicher für den Bau gestimmt, und ich konnte mich auch ganz anders dafür ins Zeug legen. Und nachher hätte ich Bullwinkel sein Gesicht mal sehen mögen! Nun sitzt die

Schiebkarre im Dreck, und ich glaube nicht, daß wir sie noch loskriegen."

„So schlimm ist die Sache doch wohl nicht," versetzte der Schwiegersohn, „der Kirchenvorstand hat meinen Antrag nicht grade abgelehnt, er will nur die Gemeinde erst fragen."

Drewes griff sich an den Kopf. „O du liebe Zeit, dann ist gar nichts mehr zu hoffen. Oh, ich möchte mir die Haare ausreißen, daß ich schon so alt und noch so dumm bin."

„Aber es sind doch so viel verständige Menschen und aufrichtige Christen in der Gemeinde. Die müssen doch Vernunft annehmen."

Drewes zuckte die Achseln. „Wenn es nicht grade meine Tochter wäre!" seufzte er hoffnungslos. „Die Leute bilden sich nämlich ein, meine Geldkiste hätte überhaupt keinen Boden. Du bist noch zu jung, Nieweg. Aber daß mir altem Esel noch so was passieren muß!" —

Die Gemeindeversammlung wurde, wie üblich, mit einem Gebet des Pastors eröffnet. Dieser bat den Herrgott so recht von Herzen, er, der die Herzen der Menschen lenke wie Wasserbäche, möge die Versammelten mit seinem Geist erleuchten, daß sie beschließen könnten, was zu seiner Gemeinde Besserung gereiche. Dann setzte er noch ausführlicher und noch bescheidener als vor dem Kirchenvorstand sein Anliegen auseinander und schloß mit dem Versprechen, er werde der Gemeinde ein freundliches Entgegenkommen in dieser Sache durch treuen Dienst bis an sein Ende lohnen.

Gleich nach ihm nahm Vater Drewes das Wort.

Man möge ihm nicht verargen, begann er, wenn er als erster ein kurzes Wort sage. Er spreche nicht als Schwiegervater, sondern als gerecht und billig denkender Kirchenvorsteher, und wenn der Herr Pastor nicht seine Tochter, sondern irgend ein anderes Mädchen zur Braut erwählt hätte, würde er genau so sprechen. Überall in der Christenheit habe der Pastor Anspruch auf ein Pfarrhaus, sogar bei den Katholischen, wo er doch nicht mal eine Frau nehmen dürfe. Wenn eine andere separierte Gemeinde, die ein Pastorenhaus biete, ihnen ihren Pastor wegwählte, was sie dann hätten? Gläubige Pastoren wären heutzutage nicht so dick gesät, und wer einen tüchtigen habe, solle ihn ja festhalten. Und was die Landeskirchlichen davon denken sollten, wenn man seinem Pastor, den man überall mit hohen Worten preise, nicht einmal ein anständiges Unterkommen gäbe? Es sei einfach Ehrensache für die Gemeinde, ein Pfarrhaus zu bauen. Um aber auch seinerseits Entgegenkommen zu zeigen, erkläre er sich hiermit bereit, wie er seinerzeit den Bauplatz für die Kirche geschenkt habe, so jetzt auch einen für das Pastorenhaus unentgeltlich herzugeben.

Nach längerem Schweigen erhob sich eine schüchterne Stimme für Annahme dieses Angebots. Aber kaum war sie verstummt, so stand ein buckeliges, vertrocknetes Männchen auf, dem man die filzige Nehrigkeit vom Gesicht sah, und brachte mit vielem Nöckern dieselbe Weisheit zutage, die Bullwinkel, der den Kleinen auch wohl vorgeschickt hatte, bereits in der Sitzung des Kirchenvorstandes hatte hören lassen, und die Versamm-

lung stimmte grummelnd und kopfnickend zu. Schwiegervater und -sohn sahen einander ausnehmend dumm an.

Endlich machte Drewes den fruchtlosen Verhandlungen ein Ende, indem er sich erbot, das Haus zu bauen unter der Bedingung, daß die Gemeinde ihm sechzig Taler jährliche Miete zahle. Nachdem der Mietspreis auf fünfzig Taler herunter gehandelt war, fand sich für diesen Vorschlag, obgleich Bullwinkel und sein Anhang gegen ihn stimmte, eine knappe Mehrheit.

Dem Pastor gab dieser Ausgang der Angelegenheit viel zu denken. Wie groß war die Begeisterung und Opferwilligkeit gewesen, als es den Kirchbau galt! Waren das dieselben Menschen, die heute gegen die bescheidensten Wünsche ihres Hirten taub gewesen waren und um den letzten Taler gefeilscht hatten? Sollte die Zeit der ersten Liebe für die junge Gemeinde so schnell vorüber gegangen sein? ...

Sein Glaube an die Menschheit erlitt einen harten Stoß. Er hatte bisher die Hermannsburger Christen und Missionsleute für die feinste Blüte des Menschengeschlechts überhaupt gehalten. Wie konnten sie so still und hingebungsvoll zu seinen Füßen sitzen und ihm jedes Wort von den Lippen saugen! Es war wirklich rührend, wenn sie ihm ihre reichen Gaben für die Mission brachten, die meisten nicht vom Überfluß, sondern vom Ertrag saurer, entbehrungsreicher Arbeit auf kargem Boden. Nun gingen ihm auf einmal die Augen dafür auf, daß auch in diesen Musterchristen der alte Adam noch recht lebendig und munter war. Und er

sah ein, daß er diesem noch besser als bisher zu Leibe gehen müsse.

Seine Predigtweise erfuhr unter solchen Erfahrungen eine leise Abwandlung. Zwar hatte er auch bisher „die Sünden gestraft", wie die Gemeinde das durchaus verlangte; vor allem die schlimmen Sünden des Tanzens, Wirtshausgehens und Kartenspiels. Daneben aber hatte er der stillen Überzeugung der Gemeinde, im Unterschied von der toten Masse der Landeskirchlichen zum auserwählten Volk zu gehören, eine blühende Oase in der Wüste geistlichen Todes zu sein, reichlich Nahrung zugeführt. Damit wurde er jetzt sparsamer. Dagegen faßte er sie manchmal schärfer an, und das Sündenstrafen bekam eine etwas andere Note. So sprach er einmal, als der Text die Gelegenheit bot, von der Filzigkeit, die ein Erbübel des Bauern sei, und stellte unter anderem die Behauptung auf, wenn ein Bauer sich bekehre, müsse sein Geldbeutel noch extra bekehrt werden. Obgleich er sich dabei Mühe gab, Anspielungen zu vermeiden, brachte man seine Ausführungen doch mit dem abgelehnten Pfarrhausbau in Verbindung. Man fragte auf dem Nachhausewege, welche Gemeinde im Durchschnitt so viel für die Mission aufbringe? Wo man je ohne Beihilfe aus freiwilligen Gaben eine so schöne Kirche gebaut habe? Welchem Pastor wohl so viele Liebesgaben ins Haus geschleppt würden? — Einige waren geneigt, ihm jene Predigt ernstlich übel zu nehmen, andere aber meinten in ihrer gelassenen Art, jeder wehre sich, so gut er könne.

Übrigens war der Strom der Liebesgaben mit Be-

kanntwerden der Verlobung mit einem Male versiegt. Bullwinkel hatte nämlich in vertrautem Kreise geäußert, einer fetten Söge die Schinken noch mit Schmalz zu schmieren, habe keinen Zweck. Dieses Wort wurde mit Behagen von Haus zu Haus kolportiert, man lachte und fand, daß der Mann so unrecht nicht habe.

Pastor Nieweg sah sich also in der Hoffnung, seine Verlobung werde ihn mit Gemeinde und Kirchenvorstand enger verbinden, einstweilen bitter getäuscht. Im Gegenteil, sie hatte ihm allerhand Verdrießlichkeiten gebracht, und manchmal dachte er, er würde ebensogut getan haben, wenn er sich ein Weib von auswärts geholt hätte.

Aber dann kam ein Tag, der solche kleinen Unstimmigkeiten vergessen machte und alle Herzen höher und in schönster Eintracht zusammen schlagen ließ.

Leuchtendes Ziegelrot in sommerlichem Grün, stand das schmucke Gotteshaus fix und fertig da, vom schlanken Turm krähte der vergoldete Hahn in die Lande, und die Glocken hingen bereit, das schöne Fest der Kirchweih einzuläuten. Da Vater Drewes gemeint hatte, es wäre e i n Aufwaschen, wenn er an demselben Tage seiner Trina und ihrem Pastor Hochzeit gäbe, war die Wahl auf einen Wochentag gefallen, und zwar in der Zeit nach der Heuernte, die vortrefflich geraten und gut unter Dach gekommen war, und vor der Roggenernte, die reichsten Ertrag versprach. Die Leute waren deshalb einmal so recht in sich vergnügt, dazu dankbar

gegen den Herrgott gestimmt, der seine Sache einmal wieder so gut gemacht hatte, so daß man gar keinen Zeitpunkt hätte finden können, der die Gemüter zu hoher, festlicher Freude geneigter gefunden hätte.

Eine halbe Woche hindurch hatte man auf Dreweshof gerüstet, ungezählte Hühner, zwei Schweine und eine gemästete Kuh, — dieselbe, die mit dem Kalben immer ihre Not hatte und inzwischen tüchtig gemästet war — geschlachtet, zwanzig Klöben und vierzig Butterkuchen gebacken; denn Vater Drewes meinte, an solchem Tage Unterschiede zu machen, ginge nicht an, und so hatte er einfach die ganze Gemeinde eingeladen. Auch von auswärts erwartete man viele Wagen voller Gäste, die den großen Tag mitfeiern wollten.

Am Vorabend errichtete das Jungvolk auf dem Wege von Drewes' Scheune, der Notkirche, bis zu dem einzuweihenden Gotteshause drei Ehrenbogen, den einen immer noch bunter und hübscher als den andern. Geistliche Volksweisen wie „Schönster Herr Jesu" und Paul Gerhardts Sommerlied „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" klangen dabei durch die Stille des Sommerabends.

Am Morgen des Festtages, den die freundlichste Sonne bestrahlte, flatterte am Hoftor im lauen, sommerlichen Winde eine funkelneue gelb-weiße Fahne mit schwarzem Kreuz und der rot gestickten Umschrift „In diesem Zeichen wirst du siegen". Der Landgendarm stand wohl eine halbe Minute nachdenklich davor still und wußte nicht, ob er einschreiten müßte oder nicht. Der Farben wegen hätte er das Ding am liebsten ent-

fernen lassen, aber des Kreuzes und Spruches wegen wagte er es nicht recht.

Zehn Bauernsöhne, die sich beritten gemacht hatten, waren in früher Morgenstunde auf schön geputzten Gäulen zum Dorf hinausgesprengt, um die geehrtesten der auswärtigen Gäste feierlich einzuholen. Denn zur unbeschreiblichen Freude der Gemeinde hatte Pastor Theodor Harms sich bereit erklärt, an der Kirchweih teilzunehmen, und seine Missionszöglinge sollten ihn begleiten, um durch Posaunenklang das Fest verschönen zu helfen.

In Trupps kamen sie von den Dörfern und Gehöften angepilgert, dazwischen rollten die Wagen der großen Bauern, die vor dem separierten Gasthause, wo man ausspannte, bald eine richtige Wagenburg bildeten. Behaglich schlenderte man die geschmückte Ehrenstraße entlang dem Dreweshofe zu, auf dem bald eine festlich frohe Menge durcheinander wogte, das schlichte Schwarz der Erwachsenen durchschimmert von der Farbigkeit der lieben Jugend.

Es war wirklich nicht nett von Kötner Worthmann, daß er gerade in dieser erwartungsfrohen Stunde unter den Ehrenbogen her ein schlecht geladenes Fuder Stallmist ausfahren ließ. Aber als erbitterter Gegner der Separation glaubte er nicht wirkungsvoller protestieren zu können und befestigte in manchem Separierten die Überzeugung, es gäbe doch keine gemeineren Menschen unter Gottes Sonne als die Landeskirchlichen.

Endlich kam ein Reiter im Galopp auf den Hof gesprengt, hielt mit einem Ruck sein Pferd an und rief,

seine Mütze schwenkend: „Sie kommen!“ In demselben Augenblick begannen die Glocken zu läuten. Die Männer lüfteten ehrfürchtig ihre Kopfbedeckungen, einige Alte nahmen sie vor die Brust und standen ein Weilchen in stillem Gebet.

Nun rasselte ein Leiterwagen auf den Hof. Die Missionszöglinge saßen unter einem Dach von frischem Birkengrün, hatten die blitzblanken Hörner an die Lippen gedrückt und bliesen in das Glockengeläut hinein: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Aber alle Augen wandten sich dem nachfolgenden Landauer zu, die Mütter nahmen ihre Kinder auf die Arme und zeigten ihnen einen Mann in schwarzem, bis an das Kinn geschlossenen Rock mit ernstem, strengem Gesicht, ehrfurchtsvoll flüsternd: „Das ist er.“ Mancheiner suchte in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit dem vielgeliebten Bruder. Ein ebenfalls birkengeschmückter Leiterwagen mit Gliedern der Hermannsburger freikirchlichen Gemeinde, die den Freudentag ihrer Brüder mitzufeiern gekommen waren, machte den Beschluß.

Während diese Ehrengäste schnell einen Imbiß einnahmen, versammelte die Menge sich zum letztenmal in Drewes' Scheune, die der Gemeinde zwei Jahre eine gastliche Herberge gewesen war. Und nach einem kurzen Abschieds- und Dankeswort des Pastors setzte der Zug sich unter Glocken- und Posaunenklang in Bewegung, um auf der mit Ehrenbogen geschmückten Feststraße in die neue Heimat überzusiedeln. Mancher alten Mutter, manchem greisen Knaben sickerte auf diesem Gange eine Freudenträne über die welke, gefurchte Backe.

Vor der Kirchentür überreichte der Architekt auf sammetnem Kissen die Schlüssel. Pastor Nieweg schloß auf, und hinter ihm und den Ehrengästen her ergoß die Menge sich in die mit Blumengewinden und Kränzen geschmückten lichten Räume und über die von frischem Lack glänzenden Bankreihen, vom Brausen der mit allen Registern arbeitenden Orgel bewillkommnet.

Der Eingangschoral erscholl kräftig und rhythmisch bewegt. Im Gesang war die junge Gemeinde der alten mit ihren schleppenden, einschläfernden Weisen stets überlegen gewesen.

Dann erklangen von dem unter Blumen fast versteckten Altar die Worte des 84. Psalms: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus funden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken: deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar. Sela. — Damals, als man von der alten Kirche sich trennen mußte, war doch manchem treuen Menschen zumute gewesen, als verliere er etwas wie eine Heimat. Und nun war sie herrlicher und schöner wiedergewonnen, — das erfüllte die Herzen mit Jubel und machte manches Auge tränenfeucht.

Die Weiheansprache hielt der geehrte Gast aus Hermannsburg. Er war nicht gerade ein hinreißender Redner, aber er sprach volkstümlich schlicht und kräftig, und er trug den geliebten Namen, was allein schon ge-

nügt hätte, die Gemeinde aufmerksam hinhorchen zu lassen. Nachdem er Gott dem Herrn gedankt hatte, der bis hieher geholfen habe, fand auch die Opferwilligkeit der Gemeinde Lob und Anerkennung. Diese werde nun hoffentlich als ein Licht auf dem Berge weit in die Lande leuchten. Der Tag, an dem jemand sich vermessen sollte, auf ihrer Kanzel etwas anderes zu verkündigen als das reine, lautere lutherische Gotteswort, wurde feierlich verflucht. Trotz der echt hermannsburgischen Länge dieser Ansprache hielt die Gemeinde sich recht wacker, und es waren nur zwei oder drei, die schließlich durch ein Schläfchen sie sich zu kürzen suchten. — Sonst gedieh nämlich der Kirchenschlaf auch in der neuen Gemeinde schon recht gut. Selbst Pastor Niewegs dröhnendes Pathos hatte ihn auf die Dauer nicht zu bannen vermocht, und die Schläfer durch ihre Nachbarn wecken zu lassen, hatte er längst aufgegeben, weil es ihm von den Betroffenen übelgenommen wurde und doch nichts half.

Auch die paar Schläfer hatten jedoch wieder gralle Augen, als von sehr feierlich dreinschauenden Paten ein Kindchen herzugetragen wurde, um als erstes in dem neuen Gotteshause nach der Lüneburger Kirchenordnung vom Jahre 1643 getauft zu werden. Es erhielt die Namen Peter Paul, wie denn auch die Kirche diesen beiden großen Aposteln zu Ehren genannt sein sollte.

Und wie reckten sich die Hälse, als dann das Brautpaar vor dem Altar erschien, er im Chorrock mit Bäffchen und Myrtenstrauß, sie in schlichtem schwarzen

Kleide mit der bunten Brautkrone auf dem Haupt. Der Bräutigam wurde gelobt, daß er ein Kind seiner Gemeinde und die Tochter eines bewährten Missionsfreundes sich zum Ehegemahl erkoren habe, und dann wurden die beiden zu den christlichen Ehestandstugenden ermahnt, besonders eindringlich zur rechten Demut. Nachdem sie darauf die Ringe gewechselt und vernommen, was Gott durch Moses, den Herrn Christus und Paulus über den Ehestand sagt, auch Luthers Ehestandsgebet über sich hatten sprechen lassen, bliesen die Zöglinge ihnen zum Geleit: So nimm denn meine Hände, und dann drängte die Gemeinde zur Kirche hinaus, um auf Drewes' Hofe den zweiten Teil des Festes zu beginnen.

Es war für zweihundert Personen gedeckt, so daß die Hälfte der Hungrigen warten mußte, bis die, welche zuerst über die Tische hergefallen waren, abgegessen hatten. Man langte wacker zu, und mancher machte inwendig eine Freudenklappe auf; denn es war ja ein Festtag, wie er niemals wiederkehrte, dazu ging es auf Kosten des reichsten Bauern, der, als Gastgeber und Schaffer hemdärmelig, von Tisch zu Tisch ging und immer wieder nötigte, man solle nur nicht blöde sein, sondern schlank zugreifen.

Als alle gesättigt waren, entwickelte sich auf dem geräumigen Hofe das frohe Treiben eines Volksfestes. Hier tanzten die kleinen Deerns Ringelreigen, dort spielten die Jungens Schlagball. Die konfirmierten Mädchen streiften eingehakt in langen Reihen umher, während die jungen Burschen auf der Hofmauer saßen

und die Beine baumeln ließen. Die Erwachsenen lagen in Gruppen auf dem grünen Rasen, unter den Obstbäumen des Gartens oder im Schatten der Eichen. Überall dampften die vom Brautvater gespendeten Zigarren; nur die Altmodischen blieben auch heute ihren kurzen Bröseln treu, für die mit Tabak gefüllte Zigarrenkästen hier und da bereit standen. Das junge Ehepaar ging von Gruppe zu Gruppe, nahm Glückwünsche entgegen und schnackte ein paar Mundvoll. Pastor Harms drückte hier einem die Hand, streichelte dort einem Kinde die Backen und legte sich endlich zu einigen Veteranen, denen er kleine Züge aus dem Leben seines Bruders und Geschichtchen aus der Mission erzählte, wobei er bald eine ansehnliche Gemeinde um sich versammelte. Von Zeit zu Zeit ließen die Posaunen sich hören. Diese gefielen den Ummerslohern so gut, daß einige junge Männer auf der Stelle beschlossen, auch einen Posaunenchor zu gründen. Das sprach sich schnell herum, erregte allgemeine Freude, und eine Tellersammlung für die Anschaffung der Instrumente, die ein alter Mann unternahm, ergab eine hübsche Summe.

Bald nach dem Kaffeetrinken brachen die Hermannsburger auf, und auch die Gäste, die sich mehr zur Kirchweih als zur Hochzeit eingeladen ansehen mußten, verzogen sich nach und nach. Gegen Abend war nur noch da, was auch sonst zu den Hochzeiten des Hofs eine Einladung zu erhalten pflegte.

Vater Drewes saß mit einigen näheren Freunden am Ziehbrunnen unter dem großen Apfelbaum, rauchte sein Pfeifchen und war seelenvergnügt, daß alles so

schön verlaufen war. Auf einmal hörte er von der Viehdiele her die Klänge einer Handharmonika. Den Donner! das war ja der Kontra Achterum, den er als Jungkerl, vor seiner Bekehrung, so oft getanzt hatte! Er sprang auf die Beine und schoß dem Hause zu, als ob es dort brenne.

Als er auf die Diele kam, richtig! da drehten sich schon zwei Pärchen im Tanze. Natürlich waren sie von auswärts; Einheimische würden das nie gewagt haben. Vor Zorn bebend schrie er die leichtsinnigen Menschen an: „Halt, getanzt wird in meinem Hause nicht. Im Geiste anfangen, im Fleische vollenden — das gibt's bei mir nicht!" Damit sprang er auf den Musikanten zu, riß ihm das jäh verstummte Instrument aus der Hand und stampfte die Diele hinauf, um es im Linnenschrank zu verschließen. Die Harmonika gehörte nämlich seinem Großknecht, dem man sie mir nichts dir nichts aus seiner Kammer am Pferdestall entführt hatte.

Die gestörten Tänzer murrten und hielten sich an dem Bierausschank schadlos, um den sich bald die größere Hälfte der Jugend, die sich zu langweilen begann, zusammenfand. Man prostete sich zu, trank Runden und wurde allmählich recht lebhaft. Als man aber einen gröhlenden Gesang anstimmte, erschien plötzlich wieder Vater Drewes auf der Bildfläche, verschaffte sich Gehör zu einer donnernden Strafrede und befahl den Bierzapfern, den Ausschank für eine Stunde zu schließen.

Die Gäste knurrten, einige nannten sogar den Hochzeitgeber einen nehrigen Filz.

Man hatte nun wieder mal nichts zu tun. Einige

versuchten mit den Mädchen zärtlicher zu werden. Zwei Streithähne erinnerten sich, daß sie von früher her noch einen Strauß miteinander auszufechten hatten, und es dauerte nicht lange, so hatten sie sich unter den Fäusten. Die Kleinmagd lief erschrocken hin und rief den Bauer, er möchte schnell kommen, sonst gäbe es noch Mord und Totschlag. Sofort war Drewes zur Stelle und brachte die beiden auseinander. Aber seine Geduld war nun erschöpft. Mit dröhnender Stimme rief er in den Trubel hinein: „Feierabend! Die Hochzeit ist aus. In fünf Minuten muß Haus und Hof geräumt sein."

Einige wollten sich dieser Anordnung widersetzen, wurden aber von den Besonneneren mit fortgezogen, und nach einer Viertelstunde war auf dem Hof die Ruhe eingekehrt. Aber nach Hause finden konnten die angeheiterten und an die Luft gesetzten jungen Leute noch nicht. Bis tief in die Nacht hörte man sie auf den Straßen herumgröhlen, und zwischen hinein gellte ab und an das Kreischen der Mädchen. Als die Horde bei dem separierten Gastwirt einfallen wollte, hatte der Mann in sich einen schweren Kampf zu kämpfen, bis er sich entschied, unter Verzicht auf einen schönen Verdienst sie abzuweisen. Aber sein Kollege von der andern Kirchenpartei dachte, dem Gelde könne man es nicht anriechen, ob es aus frei- oder landeskirchlichen Taschen stamme. Er nahm die Gesellschaft mit offenen Armen auf und hielt seine Gaststube bis weit über die Polizeistunde offen. Als endlich die letzten sich verzogen hatten, machte er schmunzelnd eine gute Kasse. Sogar sechs Flaschen Wein waren getrunken worden, auf die er, weil ihr

Inhalt in separierte Kehlen geflossen war, fünfzig Prozent aufgeschlagen hatte.

Die nächste Nummer des Kreisblattes brachte unter Lokalem einen ausführlichen und freundlich gehaltenen Bericht über die Kirchweih, mit dem die Separierten recht zufrieden waren. Aber unmittelbar unter diesem stand eine Notiz, die ihnen weniger gefiel. Sie lautete:

(Nächtlicher Unfug in Ummersloh.) In der Nacht nach Einweihung der hiesigen freigemeindlichen Peter-Paulskirche durchzogen Scharen junger Bursche und leider auch Mädchen lärmend und skandalierend unsern sonst so stillen Ort und richteten mehrfach Unfug an. Unter anderm haben sie von dem Holzzaun am Garten des landeskirchlichen Pfarrhauses an die fünfzig Latten abgerissen und dieselben in die Werle versenkt. Diese Art, ein kirchliches Fest zu beschließen, kann gar nicht streng genug verurteilt werden und gelingt es hoffentlich den Bemühungen unsers Herrn Landgendarm Backenköhler, der, wie wir hören, sich der Sache bereits angenommen hat, die Hauptattentäter zu ermitteln und der verdienten Bestrafung zu überliefern.

Dem Herrn Landgendarm gelang nun zwar gar nichts. Aber am nächsten Sonntag sprach Pastor Nieweg sich in der Predigt sehr mißfällig über die gelegentlich seiner Hochzeit verübten Untaten aus und ermahnte die Schuldigen, denen ihr eigenes Gewissen Zeugnis geben werde, auf das ernstlichste, aufrichtig Buße zu tun.

„Tordingen, eine Minute!"

Dem Zug entstieg für diesmal ein schlanker junger Mensch mit Rucksack und funkelneuer roter Mütze. Dem Postillion, der vor dem nahen Gasthof „Zur Eisenbahn" stand und mit einer empfehlenden Handbewegung auf sein Gefährt hinwies, gab er kopfschüttelnd eine Absage. Nur schlimmem Unwetter gelang es wohl einmal, den Ummersloher Pastorsjungen in den gelben Postkutschkasten zu scheuchen. Sonst zog er die dreistündige Fußwanderung bei weitem vor, und ein abwechselnd heiterer und bewölkter Märztag wie der heutige war ihm dafür gerade recht.

Wie oft war Erich in den drei Schuljahren, die nun hinter ihm lagen, dieses Weges gezogen, erst durch die königliche Forst, wo man immer hoffen konnte, Hirsche zu Gesicht zu bekommen, darauf über die bald braun, bald rot, bald weiß sich dehnende Heide mit den Wacholdern, von denen einige im Buschwerk halb versteckte des Abends um ein Haar Wegelagerern glichen, so daß ihm in den ersten Jahren das Herz nicht selten schneller geschlagen hatte, dann auf der Dünenhöhe entlang, wo das Auge den durch sein grünes Tal sich windenden lieben Fluß begleitete, und endlich hinein in die Arme der Eltern, denen die Ferien ihres Jungen stets Son-

nenblicke waren — die einzigen fast in diesen trüben Jahren.

Erich mochte eine halbe Stunde wacker ausgeschritten sein, als Rädergerassel ihn veranlaßte, sich umzuwenden. Er erkannte den herrschaftlichen Jagdwagen, und bei schärferem Hinsehen als seine Insassen seinen Jugendgespielen Georg und Eva von Branken, die wohl soeben mit dem Zug aus der anderen Richtung angekommen waren. Ein Schatten lief über sein Gesicht. Sollte er grüßen oder es lieber bleiben lassen? Das letztemal hatte Georg seinen Gruß so nachlässig und von oben herab erwidert, daß er sich eigentlich vorgenommen hatte, ihn fortan als Luft zu behandeln. Und der hoch aufgeschossenen Eva hatte er in seinem Herzen längst den Laufpaß gegeben; denn vor einem Jahr, als er zuletzt mit ihr zusammengetroffen war, hatte sie ihm so wenig gefallen, daß er sie seitdem bei sich „altes Ütz" nannte. Er beschloß sein Verhalten von dem der andern abhängig zu machen und sah angelegentlich und interessiert nach links in die Landschaft.

Auf einmal hielt der Wagen halb rechts vor ihm, und Georg rief munter: „Tag, Paster! Komm, fahr 'n Stremel mit!"

Erich hatte sich langsam herumgewandt und lüftete zögernd seine Mütze. „Och... ich geh ebenso gern zu Fuß."

„Dummheit! Du nimmst dankbar an, was dir geboten wird. Nun mach keine Sperenzchen und krabbel 'rauf. Es ist höchste Eisenbahn, daß wir uns mal wieder ein bißchen beschnüffeln."

Er hatte den hinten befindlichen Schlag bereits ge-

öffnet, und Erich stieg zögernd ein. Nachdem er den Geschwistern die Hand gereicht hatte, setzte er sich neben Eva. Der Platz an Georgs Seite war mit einer Handtasche belegt.

Zum Kuckuck, was war das Junkerchen nobel geworden! Ein kaffeebrauner Überzieher und ein steifer Hut von gleicher Farbe, dazu gelbe Handschuhe und ein Stöckchen mit silbernem Griff. Haupthaar und Schnurrbärtchen verrieten sorgfältige Pflege. Die Augen blickten keck, und das ganze Gesicht strahlte von Übermut. Seine Schwester fiel sehr gegen ihn ab. Ihre Formen hatten etwas unangenehm Eckiges, ihr Gesicht schien ihm ausdruckslos, und seine Farbe war einstmals viel frischer gewesen.

Während Erich diese Beobachtungen anstellte, schwatzte Georg nach seiner alten Weise in den Tag hinein: „Wahrlich, es geschehen Zeichen und Wunder! Da wär das Kleeblatt von Anno Tobak mal wieder glücklich beisammen, trotz aller Unterschiede von Religion und Konfession. Darf ich dir 'ne Zigarre anbieten? Felix Brasil mit Havanna-Deckblatt! Bitte."

Er hatte eine krokodilslederne Zigarrentasche aus dem Überzieher gezogen und präsentierte sie dem alten Freunde.

„Danke," sagte dieser, „bin Nichtraucher."

„Hätt' mir's denken können. Aber ich stecke mir nichtsdesto trotz eine ins Gesicht."

Während er, hiermit beschäftigt, für einige Sekunden den Mund halten mußte, fragte Eva geziert: „Nicht wahr, Sie sind jetzt nach Oberprima versetzt?"

Hm, also auf dem Siezfuß stand man jetzt miteinander... Auch gut.

„Ganz recht, gnädiges Fräulein," gab er zur Antwort, indem er sich leicht gegen sie verbeugte.

Sie errötete ein wenig und sagte: „Gnädiges Fräulein brauchen Sie zu mir noch nicht zu sagen. Sagen Sie einstweilen, bitte, Eva und Sie."

„Danke, ganz wie Sie befehlen."

Inzwischen hatte Georg nach einigen vergeblichen Versuchen trotz des Windes seine Zigarre zum Glimmen gebracht. „Also Oberprima," wiederholte er. „Natürlich Primus, nicht wahr?"

Erich wurde rot.

„Na," fuhr der andere fort, „du kannst dich wenigstens noch schämen, also braucht man noch nicht ganz an dir zu verzagen. Es war das reine Unglück für dich, mein Junge, daß wir damals so schnöde auseinander gerissen wurden. Denn ich wußte dich noch leidlich zu zügeln. Als du mich verloren hattest, gab's natürlich kein Halten mehr für deine angeborne Strebernatur, und du hattest keine Ruhe, bis du über alle hinausgeklettert warst."

Erichs Augen blitzten. „Georg," sagte er mit drohender Stimme, „nimm dich ein bißchen mit deinen Worten in acht! Die Zeiten, wo ich mir von dir alles gefallen ließ, haben wir gehabt... Sonst ist wohl das beste, ich steige aus."

„Alter Junge, kannst du denn keinen Spaß mehr vertragen? Rutsch dir doch so viel Hosen kaput, als du Lust hast, meinen Segen hast du! Also meine tiefgefühl-

testen Glückwünsche ... Übrigens kannst du mir auch gratulieren. Ich hab nämlich die Primareife in der Tasche. Es hat noch grade geschnappt, der nächste unter mir ist schon backen geblieben. Nun wird zu Hause ein bißchen gebummelt, zur Erholung von den Strapazen des letzten Vierteljahres, dann steig ich in den bunten Rock, und in anderthalb Jahren bin ich königlich sächsischer Dragonerleutnant ... Denkst du auch noch immer daran, Offizier zu werden?"

„Nein."

„Was denn?"

„Weiß ich noch nicht."

„Werd' meinetwegen, was du willst, bloß um Gottes willen nicht Pastor!"

„Warum nicht?"

„Das ist der größte Schwindel, den es auf der Welt gibt."

„Aber hör mal, Mensch!"

„Denk doch nur an diesen Pastor Nieweg in unserm Nest. Der Kerl ist ja einfach zum Schreien."

„Aber der ist ja gar kein richtiger Pastor!"

„Ob ein richtiger oder unrichtiger, ist mir schnuppe, jedenfalls schimpft er sich Pastor. Und was hat dieser Bursch in unserem Dorf nicht alles angerichtet! Er hat unseren braven, aber etwas dösigen Leuten den Kopf so verkeilt, daß die, welche früher die besten Freunde waren, sich jetzt am liebsten die Augen auskratzen möchten. Jetzt fragt man nicht mehr: Ist einer ein anständiger Kerl oder ein Schubbejack? sondern: Ist er landeskirchlich oder ‚zepariert'? Läßt er sich in der alten oder

in der neuen Kirche was vorschnacken? Denk dir, unser Diener möcht gern unsere Zofe heiraten, und sie will ihn auch mit aller Gewalt, aber — is nich! Und warum? Er ist landeskirchlich, sie separiert, und die pp Eltern drohen auf beiden Seiten mit ihrem Fluch, wenn ihr Fleisch und Bein ‚seinen Glauben abschwört‘, wie sie das nennen. Wenn man solche Schosen nicht selbst miterlebt hätte, sollte man sie einfach nicht für möglich halten. Ich war letzten Herbst auf dem Gut der Eltern eines Freundes zu Besuch. Als ich dort von unseren kirchlichen Verhältnissen erzählte, hielt man mich einfach für einen Aufschneider und Windbeutel. Und ist das zu verwundern? Ist es nicht rasend komisch, daß in so 'nem erbärmlichen Bierdorf, wie unser Ummersloh doch ist, Sonntag für Sonntag zwei Hähne gegeneinander an krähen?“

„Georg!“ rief Erich entrüstet, „du vergißt wohl ganz, daß einer dieser beiden Hähne mein Vater ist!“

„Gegen deinen Vater habe ich gar nichts,“ fuhr Georg fort, „er hat mich zwar oft gepiesackt, aber ich hab auch allerhand bei ihm gelernt, und, was die Hauptsache ist, er ist ein anständiger Kerl, der leider nur das Unglück gehabt hat, seinen Beruf zu verfehlen. Du brauchst dazu gar nicht ein Gesicht zu machen, als ob du mich beißen wolltest. Er hat selbst mal zu meinem Alten gesagt, wenn's nach seinem Willen gegangen wäre, wär' er lieber Schulmeister geworden. Ich spreche hier überhaupt nur im allgemeinen, und es ist meine aufrichtige Überzeugung, das meiste Unglück in der Welt kommt von den Pastoren her.“

Während Erich noch überlegte, was er hierauf sagen sollte, nahm Eva das Wort.

„Du kannst aber doch nicht leugnen, Georg," begann sie mit mildem Vorwurf in der Stimme, „daß es auch manche guten Pastoren gibt. Zum Beispiel Herr Pfarrer Baumann, der mich konfirmiert hat, das war wirklich ein sehr netter Mann."

„Ja natürlich, ihr Frauensleute!" lachte Georg spöttisch und überlegen, „ihr seid immer gleich begeistert respektive verliebt, fangt an zu schwärmen und lauft in hellen Scharen den Schwarzröcken nach. Ihr seid auch allein schuld daran, daß diese Herrschaften noch immer eine so große Rolle spielen. Kuck doch mal in so 'ne Stadtkirche! Was siehst du da? Lauter Weiber, nach den paar Männeken, die hier und da herumhocken, mußt du suchen."

Eva sah Erich mit einem Blick an, der ihn auf einmal in die Kinderzeit zurückversetzte. So hatten ihre Augen öfters die seinen gesucht, wenn sie ihn gegen den gewalttätigen Bruder zu Hilfe rufen wollte. Inzwischen war ihm aber die Lust zu einer ernsthaften Entgegnung vergangen. Er zuckte die Achseln und machte ein Gesicht, als wollte er sagen: Laß nur, gegen den kommen wir beide nicht auf.

Dann legte er Georg die Hand auf den Arm und sagte: „Bitte, laß eben mal halten. Ich möchte den Rest des Weges lieber zu Fuß gehen."

„Aha," rief dieser, „du schämst dich wohl, zusammen mit uns Ketzern deinen Einzug im Dorf zu halten?"

Erich schüttelte ärgerlich den Kopf. „Das ist mal wieder ein ganz dummer Schnack von dir. Du redest überhaupt derartiges Blech durcheinander, daß ich es nicht länger anhören kann."

„Na nu?"

„Ich will nicht sagen, daß du nicht in einigen Punkten recht hast, aber ich kann es nicht gut vertragen, wenn einer über so wichtige und schwierige Dinge so leichtfertig hinschnackt."

„Bonus, du zart besaitetes Jüngelchen du. Also stechen wir lieber ein anderes Faß an!"

„Danke, für heute hab ich von dir erst mal genug. Ich nehme hier auch immer einen Richtweg. Meine Eltern wissen das, und es ist möglich, daß Vater mir ein Stück entgegenkommt."

Er hatte den Schlag schon geöffnet, und da der Wagen eine Steigung hinan im Schritt fuhr, stieg er aus, ohne halten zu lassen. Und sogleich bog er von der Straße in den Föhrenwald, obgleich der Fußweg, den er einzuschlagen pflegte, erst etwas später abzweigte.

Als er allein war, tat er einen Seufzer der Erleichterung. Gott sei Dank, daß diese Fahrt überstanden war.

Nein, nein, daß Georg so einer geworden wäre, das hätte er denn doch nicht gedacht. Das war ja alles ebenso freches wie oberflächliches Geschwätz, und man tat am besten, es sich möglichst schnell aus dem Sinn zu schlagen.

Aber das wollte ihm nicht so bald gelingen. Indem er langsam über die Heide mit Föhrenanflug dahinschritt,

mußte er sich, eigentlich gegen seinen Willen, in einem fort mit Georg auseinandersetzen, obgleich er sich immer wieder sagte, der verdiene das gar nicht.

Auch ihm hatten die kirchlichen Verhältnisse von Ummersloh viel zu denken gegeben. Auch er hatte, seit etwa einem Jahre, an der Kirche überhaupt mancherlei auszusetzen, und was den Pastorenstand betraf, so sah er, gerade als ein Kind dieses Standes, manche seiner Schwächen sehr scharf. Aber was Georg gegen beide zutage gebracht hatte, das ging denn doch über die höchsten Pappelbäume, und er mußte die Angegriffenen gegen solche Anwürfe lebhaft und energisch in Schutz nehmen. Dabei machte er sich, halb unbewußt, ein Idealbild zurecht, wie die Kirche und die Pastoren eigentlich sein müßten, und mit diesem rückte er seinem Widersacher tapfer zu Leibe.

Er war noch immer mit diesen Dingen beschäftigt, als hinter einer Hügelwelle zwei Gestalten auftauchten. Da waren all solche Gedanken auf einmal wie weggeblasen, er schwenkte seine Mütze, wirbelte den Stock durch die Luft und eilte mit beschleunigten Schritten dahin. Die letzte Strecke legte er laufend zurück, um noch eine halbe Minute früher seinen Eltern sich in die Arme werfen zu können. Als sie ihn umarmt und geküßt hatten, hielt die Mutter ihn von sich und schwögte: „Junge, Junge, du bist ja wieder 'ne halbe Handbreit gewachsen seit Weihnachten, kriegst sogar schon 'n Anflug von Schnurrbart, und deine Backen hab ich noch nie so schön rot gesehen." Inzwischen hatte der Vater ihm leise das Zeugnisbuch aus der Rocktasche gezogen,

und nun beobachteten die andern beiden, wie beim Lesen ein glückliches Lächeln über seine Züge ging. Als er zu Ende war, mußte er es Muttern vorlesen, und jedesmal, wenn eine besonders gute Note kam, kniff sie ihren Jungen in den Arm. Zum Schluß bekam dieser von ihr noch einen herzlichen Kuß als Belohnung, und dann schlenderten die drei langsam und seelenvergnügt dem Dorfe zu.

Erich hörte sämtliche Predigten, die sein Vater während der Karwoche und der Ostertage zu halten hatte, nicht schläfrig und halb im Traum, wie in früheren Jahren meist, sondern sehr aufmerksam und indem er sich zu allem seine Gedanken machte, auch hin und wieder stark kritisierte. Ohne alle Kritik, vielmehr mit liebevoller Hingabe half er in der gleichen Zeit die mütterlichen Festschüsseln leeren. Im übrigen saß er viel auf seiner Dachstube, mit Lesen beschäftigt, oder machte einsame Spaziergänge. Die jungen Mädchen waren gar nicht recht mit ihm zufrieden. Weihnachten hatte er mit gutem Humor an ihren Gesellschaftsspielen teilgenommen, so daß sie für die Osterferien eine neue Belebung derselben durch sein Mittun erhofft hatten. Nun aber schien er plötzlich alles Interesse für Spiel und Scherz verloren zu haben. Entweder lehnte er die Teilnahme rundweg ab, oder war, wenn er sich einmal erbitten ließ, nicht mit dem Herzen dabei, worüber besonders die zwei, denen er es ein wenig angetan hatte, recht betrübt waren.

Am Nachmittag des zweiten Ostertages saß Erich mit

seiner Mutter in der Wohnstube. Er hatte ein Buch genommen und sich ins Lesen vertieft.

Als auf dem Vorplatz Türen geöffnet und geschlossen wurden, sagte die Mutter: „Vater geht in den Garten. Willst du ihn nicht ein halb Stündchen begleiten? Er hat vor lauter Festarbeit in diesen Ferien beinah noch nichts von dir gehabt."

Erich klappte sein Buch zu und erhob sich. „Willst du nicht auch ein bißchen mit?" fragte er, an der Tür stehen bleibend.

„Ich komme später nach," antwortete sie, „erst soll Vater dich mal allein genießen."

Als Erich seinen Vater im Haselnußgang einholte, strich dieser ihm zweimal mit der Hand leicht am Arm hinunter. Auf diese Art pflegte er seine Freude zu bekunden, wenn jemand von den Seinen ihm etwas Liebes erwies.

Indem sie die Gartenwege dahinschlenderten, begann der Junge, dem sonst nichts Rechtes zur Unterhaltung einfallen wollte, seinen Vater auf die Anzeichen des herannahenden Frühlings aufmerksam zu machen. Auch stimmte er einen kleinen Hymnus auf diese angenehme Jahreszeit an. Als er aber merkte, daß der Vater wenig bei der Sache war, verstummte er, und sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

Auf einmal begann der Vater: „Mein lieber Sohn, ich habe dich absichtlich bis jetzt noch nie gefragt, was du einmal werden möchtest, und habe auch deine Mutter gebeten, es nicht zu tun. Du weißt, welche Fehler in dieser Beziehung bei mir gemacht sind, und wie deine

Großeltern mir einen Beruf gleichsam suggeriert haben, der mir im Grunde gar nicht liegt. Diesen Fehler, der sich das ganze Leben hindurch rächt, wollten wir bei dir vermeiden. Aber jetzt, wo du nur noch ein Jahr bis zum Maturum hast, wird es am Ende doch wohl Zeit, daß wir einmal darüber sprechen. Denn sonst könntest du später in der Übereilung deinen Entschluß fassen, und das würde erst recht nicht taugen... Nun? Hast du schon einmal überlegt, wozu du wohl Lust hättest?"

„Aber gewiß doch, Vater... Das wär ja wohl nicht gut... Und gerade in diesen Ferien hab ich öfter und ernsthafter denn je darüber nachgedacht."

„Na, und?"

„Du wirst dich vielleicht wundern... aber ich glaube, es hilft alles nichts... ich muß... Theologie studieren."

Der Vater blieb erschrocken stehen und sah den Sohn mit großen Augen an, wie wenn er seinen Ohren nicht traue.

„Junge, das ist doch nicht dein Ernst?"

„Warum nicht, Vater?"

„Das kann ja nicht dein Ernst sein!"

„Aber warum denn nicht?"

„Kind, du hast doch alles miterlebt, was deine Eltern hier Schweres durchgemacht haben. Es kann dir unmöglich verborgen geblieben sein, wie todunglücklich wir die letzten Jahre, seit die unseligen kirchlichen Streitigkeiten im Gange sind, uns hier gefühlt haben... Es war mir immer ein so lieber und tröstlicher Gedanke, daß mein einziger Sohn es einmal besser im Leben haben sollte als sein Vater. Und nun willst du mit

offenen Augen in dasselbe Unglück hineinrennen? Wie kommst du nur auf diesen unglücklichen Einfall?"

„Es ist kein plötzlicher Einfall, Vater, das mußt du nicht glauben... Ich hab übrigens nicht gesagt, daß ich Pastor werden will. Aber ich muß erst mal Theologie studieren."

„Die Sache wird ja immer bunter. Nun sprich dich mal klar und deutlich aus, was du dir eigentlich bei der Geschichte denkst!"

Sie setzten ihren Weg langsam fort, und nach einer Weile begann Erich, zögernd und stockend: „Solange ich denken kann, war um mich herum von nichts so viel die Rede als von kirchlichen Dingen. Die waren mir das Selbstverständlichste von der Welt, und ich dachte, alle Menschen müßten sie ebenso wichtig nehmen wie wir... Das tun sie aber durchaus nicht... wenigstens längst nicht alle... Ich hab einen guten Bekannten — Freund will ich ihn nicht gerade nennen —, der behauptet steif und fest, die Kirche hätte sich in jeder Form überlebt und würde bald spurlos vom Erdboden verschwunden sein... Das kann ich nun doch nicht recht glauben, aber die Kirche erscheint mir, nachdem ich etwas zu Jahren und Verstand gekommen bin, als ein sehr merkwürdiges und rätselhaftes Gebilde, und ich weiß nicht recht, was ich mit ihr anfangen soll... Ich sage mir aber, bis jetzt kenn ich sie eigentlich fast nur nach ihrer Außenseite, und über die muß man wirklich oft genug den Kopf schütteln. Aber wenn man eine Sache gerecht beurteilen will, muß man doch wohl vor allem wissen, was sie inwendig in sich hat. Und sieh, Vater,

um zu erkennen, was in Wirklichkeit mit der Kirche eigentlich ist, sehe ich keinen andern Weg, als Theologie zu studieren. Ich denke, das soll mich dann bald über sie zur Klarheit bringen."

Der Vater schwieg nachdenklich eine Zeitlang. Dann sagte er: „Da fällt mir 'ne kleine Geschichte aus deiner Kinderzeit ein. Als du dein erstes Messerchen zum Geburtstag bekommen hattest, ertappte Mutter dich, wie du dabei warst, eine tote Maus auseinander zu schneiden. Sie machte dir deswegen eine Szene, aber du riefst wie aus den Wolken gefallen: ‚Aber Mutter, ich muß doch mal sehn, wie so 'n Ding inwendig aussieht!'... Wie es dir bei solcher gewissenhaften Gründlichkeit nun mit der Kirche und der Theologie gehen wird...?"

Er brach mit einem schweren Seufzer ab.

„Das muß ich abwarten," versetzte Erich achselzuckend. „Ich hab 'ne ganze Reihe Fragen auf dem Herzen. Wenn die Theologie mir auf diese keine befriedigende Antwort geben kann, muß ich ihr den Laufpaß geben. Du brauchst nicht bange zu sein, daß ich auf diese Weise Semester verliere. Ich werde gleich von Anfang an auch philosophische und philologische Vorlesungen hören. Wenn ich nicht Pastor werden kann, werde ich Lehrer."

„Und das ist ja gerade mein Wunsch," rief der Vater mit Wärme, „mein langgehegter Herzenswunsch! Du hast eine geradezu glänzende Begabung für die Sprachen, besonders für die alten. Das hab ich schon gemerkt, als ich dich noch selbst unterrichtete, und deine

Schulzeugnisse bestätigen es mir immer wieder aufs neue... Wenn du dir für Latein und Griechisch die volle Fakultas erwirbst, und daneben etwa für Geschichte, die dir ebenfalls vortrefflich liegt, kannst du es weit bringen... Ich habe gar nichts dagegen, wenn du nebenbei auch einige theologische Publika hörst. Im Gegenteil, es wird deinen Blick weiten und auch genügen, sollte ich meinen, einen Standpunkt zu den religiösen Fragen der Gegenwart zu gewinnen, soweit Vorlesungen überhaupt dazu helfen können; denn hier muß das Leben mit seinen Erfahrungen die Hauptsache tun. Aber wenn du die Theologie als Hauptfach wählst, fürchte ich doch, daß du schließlich bei ihr hängen bleibst. Und so, wie gesagt, in dein Unglück rennst!... Es ist unbedingt nötig, daß du dir die kirchliche Lage der Gegenwart völlig klar machst. Entweder du bekommst eine Gemeinde wie Liesheim, wo wir früher waren. Bist du ein Pomadikus, der zufrieden ist, wenn er in Ruhe seine Rosen okulieren und seine Hühner füttern kann, so wirst du da ein idyllisches Leben führen, à la Pfarrer von Grünau. Bist du aber ein Mensch, der wirken und schaffen möchte, — und das nehme ich zu deiner Ehre doch an — so wirst du dir in solchem Nest fürchterlich überflüssig vorkommen und dich tiefunglücklich fühlen. Denn es kann einen anständigen und begabten Menschen wirklich nicht befriedigen, wenn er in solcher winzigen Gemeinde die Woche über nicht viel mehr zu tun hat, als eine Predigt auszuarbeiten, die am Sonntag vom Küster und einem Dutzend alter Frauen angehört wird. Dir möchte ich am allerwenig-

sten solche Selbstgenügsamkeit wünschen. Die Gefahr ist zudem ungeheuer groß, daß einer innerlich dabei verlottert... Oder aber du bekommst eine Gemeinde, wie unsere jetzige. Da gilt der Pastor ja noch etwas; man holt sich wohl gar noch einen zweiten heran, weil man an einem nicht genug hat. Aber da hält sich denn auch jeder Bauer für einen Schriftgelehrten und glaubt seinen Pastor richten zu müssen. Und wehe dem Pastor, der diesem Gericht verfällt! Deine Theologie mag sich so konservativ entwickeln, wie es überhaupt denkbar ist. Von der gängigen Gemeindeorthodoxie wird sie doch immer durch eine abgrundtiefe Kluft getrennt bleiben. Ich glaube, sogar Bruder Nieweg, wenn seine Bauern mal ein ernstliches Glaubensexamen mit ihm anstellten, würde schlecht bestehen... Und dann setz dich mal hin und arbeite für fünf Tage vier Hauptpredigten aus, wie das in der Osterzeit ja von uns verlangt wird, und dazu noch die Ansprachen für die Nebengottesdienste! Wenn einer nicht ein ganz ursprünglich quellendes religiöses Leben in sich hat — und wie wenige dürfen das von sich behaupten! — kann nur ein ausgeprägtes Pflichtgefühl ihn leidlich über Wasser halten. Man fühlt sich oft müde und zerschlagen, und soll dann vielleicht gerade seine Gemeinde auf die Höhe festlicher Freude führen. Man ist vielleicht einmal von Herzen froh, und dann ist's Zeit, eine Buß- und Beichtrede zu halten... Und wenn man noch den Trost haben könnte, daß bei der ganzen Geschichte schließlich viel heraus kommt! Manche Liesheimer, die von der Kirche so gut wie ganz los waren, sind mir im Grunde lieber

als manche unserer sogenannten ‚Entschiedenen'. Das sind in ihrer Art ja gewiß recht fromme Leute, aber sie tragen so viel peinliche Erdenreste mit sich herum, einen so kleinlichen Richtegeist, eine solche Portion geistlichen Hochmuts und was dergleichen Jämmerlichkeiten mehr sind, daß man seine liebe Not hat, sich an dem zu freuen, was gut an ihnen ist... Du wirst mir glauben, mein teurer Sohn, daß es mir nur um dein Lebensglück zu tun ist, wenn ich dich herzlich und dringend bitte, die Sache dir noch einmal recht, recht gründlich zu überlegen... Sieh mal an: wenn du Lehrer wirst, gibst du deine Stunden, korrigierst deine Hefte, bereitest dich auf den Unterricht vor, und dann bist du fertig und kannst befreit aufatmen. Als Pastor kannst du das, wenn du ein Gewissens- und Pflichtmensch bist — und wir Heydenreichs sind das ausgesprochenermaßen — genau genommen nie. Die Festtage liegen ja nun glücklich hinter mir, aber recht aufatmen kann ich deshalb doch nicht; denn morgen hab ich eine schwierige Beerdigung und Freitag eine sehr unangenehme Trauung. Und dann hast du als Lehrer auch immer die schönen Ferien, wo du der reine Freiherr bist!"

Die letzten Sätze lösten ein wenig den peinlichen Druck, den das väterliche Bekenntnis auf Erich gelegt hatte.

„Ich für mein Teil," begann er nach einer kurzen Pause, „kann es mir nun gar nicht so rosig und goldig ausmalen, wenn ich so Morgen für Morgen mit meinem Kikero oder einem andern alten Heiden zum Pennal schieben müßte... Wir haben einen alten Professor,

von dem bekannt ist, daß er dieselben Witze, mit denen er uns erfreut, auch schon vor zwanzig Jahren gemacht hat. Wenn ich mir nun denke, daß er sie nach zwanzig Jahren vielleicht noch immer macht..."

Der Vater tat einen Seufzer. Nach einer Weile fragte er: „Wolltest du früher nicht mal Zahnarzt werden?"

Erich lächelte. „Ja, das war mal so 'ne Grappe von mir."

„Aber hättest du nicht Lust zum ordentlichen praktischen Arzt?"

„Nein, Vater, das liegt mir absolut nicht. Wenn ich in kindlicher Unschuld auch mal 'ne Maus seziert habe."

„Mutter sagte mir, du hättest auch einmal von der Juristerei gesprochen. Wie ist es denn damit?"

„Nichts," rief Erich hell auflachend. „Nein, Vater, du brauchst dir gar keine weitere Mühe zu geben. Wir sind ein altes Pastoren- und Schulmeistergeschlecht. Wenn ich auf der Kanzel keinen Platz finde, finde ich ihn auf dem Katheder, das ist mir heute schon völlig klar. Aber da kommt Mutter. Wollen mal hören, was die sagt."

Sie gingen der Pastorin, die mit ihren kurzen, munteren Schritten den Gartenweg daher kam, entgegen. Noch zehn Schritt entfernt rief diese schon: „Aber Kinder, was habt ihr denn miteinander gehabt? Macht ja beide ein Gesicht, als ob ihr euch in den Haaren gelegen hättet."

„Wir hatten ein sehr ernstes Gespräch," versetzte stirnrunzelnd ihr Mann. „Rat mal, was der Junge werden will."

Sie stellte sich steil vor ihren Einzigen hin, schaute ihm wohl eine Viertelminute nachdenklich in die Augen und sagte dann: „Ich glaube beinah, da steckt am ersten noch ein Pastor in."

„Hurra!" triumphierte Erich, die Hand in die Luft werfend.

„Natürlich," brummte der Vater, „du mußt ihm wieder beispringen. Ich geb mir die erdenklichste Mühe, ihm das aus dem Kopf zu reden, du bestärkst ihn sogar noch darin. Aber ich weiß ja längst, daß ihr beide gegen mich immer zusammenhaltet."

Sie hob drohend den Finger: „Adolf! ... Worauf haben wir uns vor zwei Jahren das Wort gegeben? Daß wir unserem Jungen völlig freie Wahl lassen wollten! ... Wer hat diesen Kontrakt nun gebrochen?"

Er machte ein verdutztes Gesicht und schwieg. Sie war aber noch nicht fertig: „Wie oft hast du dich über deine Eltern beklagt, daß sie dich so halb und halb gezwungen hätten, Pastor zu werden! Und nun willst du bei deinem Jungen denselben Fehler machen und ihn zum Lehrer pressen? Ich muß mich wirklich wundern."

„Du hättest bloß mal hören sollen," sagte Erich, indem er erfreut seine Hand unter den Arm der Mutter schob, „wie er mich vorhin bange gemacht und wie schwarz er mir das Pfarramt abgemalt hat."

„Kennen wir, ist uns absolut nichts Neues," rief sie lachend. „Da muß man immer die Hälfte abziehen, und an einem Tage wie heute, wenn er von vieler Arbeit müde und abgespannt ist, mindestens Dreiviertel."

Sie legte den Arm um ihren Mann und fuhr fort:

„Ach was, Alterchen, wir wollen uns nun auch nicht schlechter machen als wir sind. Für unsere Verhältnisse sind wir noch ganz brauchbare Pastorsleute geworden. Die allzu stößigen Böcke und störrigen Schafe hat dir ein anderer abgenommen, der besser mit ihnen umzuspringen weiß, und die, welche dir geblieben sind, hören ganz gut auf dich. Ich hab mich gewundert, der alte Krischan Witthus ist heute morgen erst in der zweiten Hälfte des zweiten Teils eingeschlafen, und als ich Meinkemeiers Lena auf unserer Nachbarschaft kurz vorm Essen die Suppe hinübertrug, heulte sie Freudentränen und behauptete, 'ne so ‚schöne Pastorsmudder' wie deine Frau hätten sie in Ummersloh überhaupt noch nicht gehabt, und mit meiner Amtsschwester Trina wären die Leute gar nicht recht zufrieden; auch ihr Mann wär' längst nicht mehr so beliebt wie im Anfang, und wenn die Separation jetzt erst in Gang käme, würde mancheiner sich die Sache noch überlegen. Also wenn wir auch manchen kleinen Ärger gehabt haben, wir sitzen hier schließlich doch ganz warm in der Wolle. Meinst du denn, daß es auf Gottes Erdboden überhaupt einen Menschen gibt, der nicht mal über seinen Beruf stöhnt? Du bildest dir immer ein, wenn deine Eltern dich nur zufrieden gelassen hätten, wärest du ein extra guter Schulmann geworden. Wer das glaubt, bezahlt 'n Taler. Du konntest ja nicht mal bei deinem eigenen Jungen die Ruhe und Geduld bewahren, der doch so begabt ist, daß sie ihn zum Primus haben machen müssen. Vor einer Klasse von dreißig richtigen Jungens, von denen doch wohl mindestens die Hälfte Stroh-

köpfe sind, da möcht ich dich nicht sehen. Da ständest du gewiß, rängest die Hände über dem Kopf und jammertest: Ach wär ich bloß meinen Eltern gefolgt und Pastor geworden! Da säß ich jetzt ruhig in einer friedlichen Gemeinde und brauchte mich über euch vermuckten Jungs nicht zu ärgern. Es gibt eben Menschen, die müssen alle Dinge grau in grau sehen, sogar am heiligen Ostertag, was genau genommen eine große Sünde ist. So! Gehalten hast du Predigten mehr als genug in diesen Tagen, nun hast du auch mal eine gehört. Die Hauptsache ist bloß, daß du sie auch ein bißchen zu Herzen nimmst ... Jetzt wollen wir aber machen, daß wir ins Haus kommen. Es ist gleich Abendbrotszeit."

Als man eine halbe Stunde später vom Tisch aufstand, forderte der Vater seinen Sohn auf, mit auf sein Zimmer zu kommen; er möchte ihm gern etwas vorlesen.

„Das hör ich mir auch an," sagte die Mutter und stieg hinter den beiden her die Treppe hinauf.

„Ich habe hier," begann der Vater, nachdem sie um den ovalen Tisch Platz genommen hatten, „Johann Gottfried Herders ‚Briefe, das theologische Studium betreffend'. In diesen ist ein Poem des Johann Valentin Andreae abgedruckt, der einer der alten ‚Schwabenväter' war und um den Dreißigjährigen Krieg herum lebte. Ein junger Student der Theologie kommt zu einem ehrwürdigen Pfarrherrn, und der macht ihn nun auch so ‚ein bißchen bange', wie ihr das nennt. Hört, was der alte Knabe unter anderem zu sagen hat. Seine Worte gelten in unseren Tagen ganz gewiß noch mehr als im siebzehnten Jahrhundert:

So hört mit Fleiß, was ihr nit gewußt,
Und büßet dann des Pfarrers Lust.
Höret zuvor mein's Dorfs Beschwer,
Juckt euch die Haut, so kommet her.
...Ein Pfarrer *glaubt*,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt einen Gott, des niemand acht;
Ein jeder nach seinem Götzen tracht.
Er glaubt einen Himmel, der wird verschmächt;
Ein jeder gern hier ewig zecht.
Er glaubt ein Höll, die niemand fleucht;
Ein jeder die breite Gasse zeucht.
Er glaubt ein Gericht, das niemand besorgt;
Ein jeder auf die Rache borgt.
Er glaubt ein göttlich Regiment;
Ein jeder meint, das Glück sei blind.
Er glaubt einen Tod, der alles scheid't;
Und jeder pocht auf lange Zeit.
So glaubt er, was die Welt verneint
Und ihren Augen ungereimt.
Damit zeucht er den schweren Karr'n
Und wird gehalten für einen Narr'n...

Und weiter:

...muß ein Pfarrer *tun*,
Was jedermann will überstehn.
Er muß die Wahrheit jedem geigen,
Darüber zeigt man ihm die Feigen.
Er muß aufwischen jede Stund,
Darüber man ihm Übles gunnt.
Er muß jedermann helfen, bitten,
Raten, warnen, strafen und beschütten.
Er muß in alle Pfützen treten,
Alle Unlust putzen und ausjäten.
Das muß er tun ohn' seinen Dank,
Bis er darob wird alt, krumm und krank.

D a m i t z e u ch t e r d e n s ch w e r e n K a r r'n
U n d w i r d g e h a l t e n f ü r e i n e n N a r r'n.

Und was er leiden muß:

Er leid't der Leut Abgötterei,
Aberglaub, Fluchen, Zauberei.
Er leid't Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungestüm ...

Frau, davon wissen wir zwei beiden ein Liedlein zu singen!

Und endlich noch ein Clerikus,
Was niemand will, wohl n e h m e n muß.
Er nimmt das Schlechtst von Pfleger sein,
Die schwächste Frucht, den sau'rsten Wein.

Denk bloß an die verschimmelten Pflichtbrote, Emma, und an so manches Pfund Butter, das man kaum ansehen, geschweige denn essen konnte. Brr!

Er nimmt mit Müh, das saur verdient,
Noch hält man für Geschenk die Pfründ.

Und so weiter, und so weiter.

D a m i t z e u ch t e r d e n s ch w e r e n K a r r'n
U n d w i r d g e h a l t e n f ü r e i n e n N a r r'n.

Den Kehrreim hatte er jedesmal so gelesen, daß man glauben konnte, jemand unter einem schweren Karren stöhnen zu hören. Jetzt klappte er das Buch zu und sagte in bitterem Tone: „Also du willst dich auch vor den tief im Dreck festgefahrenen Karren spannen! ... Tu, was du nicht lassen kannst. Gewarnt bist du zur Genüge."

Erich sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Dann hob er den Blick und fragte: „Vater, darf ich dir auch mal einige Sätze vorlesen?"

„Bitte."

Er sprang in sein Stübchen hinüber und holte ein Notizbuch, das er seit etwa einem Jahre führte und das ihm als eine Art Scheuer diente, allerhand Lesefrüchte darin einzuheimsen. Als er seinen Platz im Sofa an der Seite der Mutter wieder eingenommen hatte, begann er zu lesen:

Die Kirche — welch ein Wort, reicher als Golkonda und alle Schätze der Welt! Im Schoße des entlegensten Gebirges erhebt sich das kleine Gotteshaus, rund um dasselbe schlummern unter ihren weißen Grabsteinen die Toten alle ‚in Hoffnung einer seligen Auferstehung'. O Leser, du müßtest stumpf sein, wenn nie, zu keiner Stunde (sage in stöhnender Mitternacht, wenn solch ein Gotteshaus gespenstig am Himmel hing und das ganze Dasein wie von Finsternis verschlungen war) dieses Haus Dinge zu dir sprach, die unaussprechlich sind, die das innerste Mark deiner Seele durchdrangen. Stark war, wer eine Kirche hatte, was wir eine Kirche nennen können; durch sie stand er, obgleich ‚mitten im unermeßlichen Raum, im Zusammenflusse der Ewigkeiten', doch mannhaft da Gott und Menschen gegenüber: das unbegrenzte Weltall war ihm eine feste Burg geworden und eine Wohnstätte, wo er sich zu Hause fühlte. Eine solche Kraft lag im Glauben, in dem aus dem Herzen kommenden Wort: Ich g l a u b e. Wohl mochten die Menschen ihr Credo über alles preisen und ihm die prächtigsten Tempel und ehrwürdige Hierarchien errichten und von ihrer Habe den Zehnten geben: es war wert dafür zu leben, dafür zu sterben . . .

„Was meinst du dazu, Vater?"

„Hm, nicht übel ... Wer hat denn das geschrieben?"

„Ja, das ist natürlich die Hauptsache. Nicht irgend ein Pastor Müller oder Schulze, sondern Thomas Carlyle, der Freund Goethes, einer der freiesten und bedeutendsten Köpfe Englands in unserem Jahrhundert, ein Mann, in dem viele etwas wie einen modernen Propheten verehren."

„Aber du wirst doch wohl gemerkt haben, mein Sohn, daß er da von Dingen spricht, die vergangen sind. Oder wenn seine Worte heut noch irgendwie Geltung haben, treffen sie doch wohl nur auf die römische Kirche zu."

„Warum nicht auch auf unsere?"

„Haben wir denn das, was man wirklich eine Kirche nennen kann? Wir haben ein paar Dutzend Konsistorien, so und so viel tausend Pastoren, aber haben wir eine Kirche? Ich möchte wissen, wo die ist!"

Erich schwieg einen Augenblick betroffen. Dann aber rückte er ein wenig vor und sah seine Eltern mit warm aufleuchtenden Augen an: „Vater und Mutter, ich muß euch mal etwas erzählen ... Gestern morgen nach dem Kaffee machte ich einen kleinen Spaziergang. Die Ostersonne strahlte vom Himmel, die Lerchen jubelten, die Wintersaat stand in schimmerndem jungen Grün, kurz es war so schön, daß ich beschloß, die Kirche einmal zu schwänzen und mit Wald und Heide Ostern zu feiern. Als ich aber auf den Dallberg kam und unter der ‚heiligen Eiche', die dort steht, Umschau hielt, und überall von ihren Dörfern, Höfen und Katen festlich gekleidete Menschen heranpilgern sah, in munterem Schritt die

Jungen, bedächtig die Erwachsenen und mühselig langsam die Alten, da dachte ich an das Wort Carlyles, das ich mir am Abend vorher aus seiner ,Geschichte der französischen Revolution' abgeschrieben hatte, und es half nichts, ich mußte umkehren. Und als unser würdiger Kantor, dem man es am Gesicht ansah, daß etwas in ihm nach Aussprache verlangte, auf seine Bank kletterte, mit zitternden Händen die Register zog und seine geliebte Orgel in festlichen Jubelklängen erbrausen ließ, und als unsere Bauern mit den groben, zerarbeiteten Fingern die Gesangbuchblätter umschlugen und dann aus rauhen Kehlen anstimmten: ,Christ lag in Todesbanden, für unsere Sünd' gegeben, der ist wieder erstanden und hat uns bracht das Leben', da lief es mir abwechselnd heiß und kalt über den Rücken, und ich fühlte im tiefsten Herzen: es ist doch noch etwas mit unserer Kirche! Und nun mögen kluge Leute kommen und mir mit vielen Gründen beweisen, daß es nichts mit ihr ist, ich kann ihnen jetzt nicht mehr glauben... Denkt euch mal aus unseren Dörfern die Gotteshäuser hinweg! Was bleibt dann zurück? Ein wüster Haufe von Menschen, die nebeneinander im Schweiß ihres Angesichts sich abquälen, bis sie ins Grab sinken. So'n Haus aber, das sich Kirche nennt, macht diesen Haufen zu einem organischen Gebilde, macht ihn zu einer ,Gemeinde'... Wenn die Menschen sich die Woche über müde und stumpf gearbeitet haben, kommen sie an diesem Orte zusammen, und ihr Pastor darf versuchen, sie aus den Nöten und Sorgen des Werktags auf eine Höhe zu führen, wo eine reinere und freiere Luft weht,

daß sie froher und stärker wieder ins Tal hinabsteigen können. Ist das nicht ein schöner, ein herrlicher Beruf? ...... Wenn die Leute, die ordentlich was gelernt haben, sich von diesem Dienst fernhalten, wird die Kirche Leuten wie diesem Zögling Nieweg ausgeliefert, und das ist sicher nicht gut für sie, und für unser Volk auch nicht. Ich las neulich mal ein freches Wort, über das ich mich scheußlich geärgert habe: Es würde gar keine Pastoren mehr geben, wenn durch den Speck der kirchlichen Stiftungen nicht immer wieder so arme, hungrige Feldmäuse in die theologische Mausefalle hineingeködert würden ... Es mag ja wohl sein, daß durch sie mancher angelockt wird, der zu allem andern eher paßt als zum Pastor. Aber gerade deshalb ist es unbedingt nötig, daß sich immer recht viele finden, die diesen Beruf aus keinem andern Grunde wählen, als weil ihr Herz sie mächtig dazu treibt. Die darf man dann, glaub ich, aber auch nicht mit Gewalt zurückhalten."

Die Mutter schloß ihren Jungen in die Arme, wobei sie ein feuchtes Schimmern in ihren Augen nicht verbergen konnte. Der Vater reichte ihm über den Tisch die Hand und sagte bewegt: „Mein Sohn, werde du in Gottes Namen getrost, wozu dein Herz dich treibt. Ich will nur hoffen, daß die rauhe Wirklichkeit deinen jugendlichen Idealismus nicht gar zu grausam enttäuscht."

In Pastor Niewegs enger, mit frommen Öldrucken und biblischen Sprüchen tapezierte Stube hielt der separierte Kirchenvorstand eine Sitzung ab.

Die eigentliche Tagesordnung war glatt und mit schöner Einstimmigkeit erledigt, und nach seiner Gewohnheit fragte der Vorsitzende, ob jemand sonst noch etwas vorzubringen habe.

„Ich!" rief Kirchenvorsteher Bullwinkel, indem er sich vorbeugte und die Fingerspitzen auf den Tisch klappen ließ. Alle sahen ihn erwartungsvoll an, mit Ausnahme des Pastors, der auf dem Tisch lag und am Sitzungsprotokoll schrieb.

„Es erregt schweren Anstoß in der Gemeinde," begann Jakob Bullwinkel, „daß dieser Rittmeister von Branken noch immer den Baum auf beiden Schultern trägt. Bei uns geht er zur Kirche und zum Abendmahl, aber dabei hat er seinen Austritt aus der landeskirchlichen Gemeinde noch immer nicht richtig angemeldet. Ich bin der Ansicht, dieses Hinken auf beiden Seiten können wir nicht länger mit ansehen. Gestern sprach ich mit Hannes Renken, der sich ja auch zu uns hält, aber auch immer noch nicht übergetreten ist, und redete ihm kräftig zu, er sollte doch nun endlich Ernst machen. Aber er kuckte mich ganz plietsch an und meinte, so

lange wie der Rittmeister könne er sich die Sache doch auch wohl überlegen. Oder ob die Edelleute aus anderm Teig gewälzt wären als andere Leute? Was sollte ich dem Mann da antworten?... Es ist ganz natürlich, wenn so einer nicht mal weiß, was er will, kommen andere Drückeberger und verstecken sich hinter ihm. Darum ist es höchste Zeit, daß wir dies Ärgernis aus der Welt schaffen."

Es war kein einziger im Kirchenvorstand, der diesen Ausführungen nicht grundsätzlich zugestimmt hätte. Aber jeder wußte auch, daß es sich da um eine recht heikle und kitzelige Sache handelte, die niemand bisher anzurühren gewagt hatte. Deshalb war es den Männern auch nicht erwünscht, daß Bullwinkel sie jetzt auf einmal in Fluß brachte. Der eine seufzte schwer, der andere nickte gedankenvoll, der dritte sog tiefsinnig an seiner Pfeife, und der Pastor malte bildschöne Buchstaben in sein Protokoll.

„Ich stelle also hiermit den Antrag," fuhr Bullwinkel fort, „daß der Kirchenvorstand den Pastor beauftragt, mit dem Herrn mal ein ernstes Wort zu reden."

Widerspruch wurde nicht laut; denn keiner wollte sich dem Verdacht aussetzen, als fehle es ihm an Eifer für Wohl und Wachstum der Gemeinde. Es gab aber auch niemand ein Zeichen der Zustimmung; denn der Rittmeister war als ein Mann bekannt, der sich nicht gern an den Wagen fahren ließ und gelegentlich nichts dafür nahm, die Leute anzuhauchen, als wenn er noch im Sattel säße und seine Rekruten vor sich hätte. Der Pastor war eigentlich mit seinem Protokoll fertig, hielt

es aber für gut, das, was er geschrieben hatte, mit andern Worten noch etwas deutlicher auszudrücken.

„Da niemand gegen meinen Antrag das Wort nimmt," schloß Bullwinkel, „so stelle ich hiermit fest, daß er einstimmig angenommen ist, und ersuche den Herrn Pastor, das ins Protokoll aufzunehmen."

Jetzt endlich richtete dieser sich von seinem Schreibwerk auf und sagte: „Ich kann nicht verhehlen, daß ich in dieser Sache doch meine großen Bedenken habe. Herr von Branken ist Patron der alten Kirche und würde durch den förmlichen Übertritt zu uns von den besonderen Verpflichtungen, die er ihr gegenüber hat, doch nicht frei kommen. Die Hauptsache scheint mir, daß er mit dem Herzen ganz auf unserer Seite steht und ansehnliche Beiträge bezahlt. Wenn einmal die landeskirchliche Pfarre neu besetzt werden muß, — wer weiß, wie er uns da vielleicht von Nutzen sein kann..."

„Was geht uns die andere Gemeinde und ihr Pastor an!" brauste Bullwinkel auf. „Die mag für sich sorgen, wir sorgen für uns."

„Lieber Freund," fuhr der Pastor mit großer Sanftmut fort, „wir wollen uns aber doch hüten, in solcher Sache etwas zu übereilen. Ermahnt uns nicht St. Paulus, wir sollten der Schwachen Gebrechlichkeit tragen? Und sagt nicht der Herr Christus: ‚Wer nicht wider uns ist, der ist für uns'?"

„Er sagt ein anderes Mal aber auch," versetzte der bibelfeste Bauer: ‚Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.' Wir haben lange genug Geduld gehabt. Endlich muß der Fuchs irgendwo zum Loch heraus."

„Wenn der Kirchenvorstand wirklich auf der Sache bestehen sollte," nahm der Pastor nach einer Pause wieder das Wort, „möchte ich vorschlagen, eine Deputation von drei Gliedern zu wählen, die sich zu dem Mann hinbegibt und ihm unsere Wünsche vorträgt."

„Dagegen bin ich ganz entschieden," sagte Kirchenvorsteher Engelken, der in die Abordnung gewählt zu werden fürchtete. „Der Kirchenvorstand ist mehr für die weltlichen Angelegenheiten, für das Geistliche haben wir unseren Pastor. Als studierter Mann weiß der mit so 'nem Herrn auch besser fertig zu werden als wir einfachen Bauern; denn auf unsereins haben die Edelleute nie ganz viel gezählt."

Er erzählte ein Geschichtchen von der Grobheit des Rittmeisters, und als er fertig war, wußten andere mit ähnlichen aufzuwarten, die mit behaglich schmunzelndem, breitem Humor vorgetragen wurden. Dies Ausweichen in Dönekenerzählen entsprach offenbar einem allgemein empfundenen Bedürfnis, der Pastor atmete erleichtert auf und hörte aufmerksam zu selbst bei solchen Geschichten, die er längst auswendig kannte, und seine Hoffnung, um die heikle Mission herumzukommen, wuchs. Aber da runzelte der unglückselige Bullwinkel seine Stirn, rief „Zur Sache!" und wiederholte seinen Antrag.

Pastor Nieweg wand sich wie ein Aal. Man möge doch bedenken, bat er, daß das Gute bei manchen Menschen lange Zeit gebrauche, um sich völlig durchzusetzen. So habe zum Beispiel der Apostel Paulus sich zwar auf einmal bekehrt, der Apostel Petrus aber, mit Fallen

und Aufstehen, nur ganz allmählich. Der Herr des unfruchtbaren Feigenbaums habe diesen auch nicht eins zwei drei abgehackt, sondern um ihn graben und düngen lassen, ob er wollte Frucht bringen. Der Rittmeister gehe ja einen Sonntag um den andern zur Kirche, und so dürfe man hoffen, daß das Wort allmählich seine Kraft an ihm beweisen und ihm zum vollen Durchbruch verhelfen werde. Gerade am nächsten Sonntag zum Beispiel komme ein Text an die Reihe, der sehr eindringlich zum Ernst in der Nachfolge des Herrn auffordere, und er gedenke besonders scharf und deutlich über ihn zu predigen. Der Rittmeister habe dann just seinen Kirchgang, und so möge man doch wenigstens abwarten, ob nicht schon diese Predigt den gewünschten Erfolg haben werde.

Die andern Kirchenvorsteher nickten befriedigt, aber Bullwinkel versetzte, wenn der Mann sich auf eine Predigt hin bekehren wollte, hätte er das schon längst tun können. „Wir haben wirklich," fuhr er ingrimmig fort, indem er die geballten Fäuste vor sich auf den Tisch legte, „lange genug mit dem unfruchtbaren Feigenbaum Geduld gehabt. Wenn er jetzt nicht endlich Frucht tragen will, muß er purzeln ... Es sollte mal ein kleiner Handwerker oder armer Häusling riskieren, was dieser Mann sich herausnimmt. Dem würdet ihr schön die Hölle einheizen. Aber bei diesem drückt ihr beide Augen zu, bloß weil er Rittmeister und Edelmann ist. Das nenne ich: die Person ansehen, nichts als elende Menschenfurcht ist das. Fragt euer Gewissen nur, das wird euch schon sagen, daß ich recht habe."

Der Pastor blickte hilfesuchend von einem zum andern, aber alle hatten die Köpfe gesenkt und sahen aus wie das leibhaftige böse Gewissen. „Ich stelle noch einmal fest," sagte Bullwinkel kalt und hart, „daß mein Antrag angenommen ist, und nun man ins Protokoll damit, Herr Pastor!"

Während Nieweg sich mit bekümmertem Herzen daran machte, den unangenehmen Beschluß zu buchen, kam seine Frau ins Zimmer. Sie hatte mit dem Abendbrot schon eine Weile auf ihren Mann gewartet und schließlich die Geduld verloren. Ganz arglos trat sie in den Kreis der Männer und sagte: „Seid ihr denn immer noch nicht fertig? Das dauert ja gräsig lange heut abend, die Bratkartoffeln werden mir ganz hart."

„Trina," sagte Bullwinkel, finster aufblickend und in streng verweisendem Tone, „deine Bratkartoffeln werden wohl so lange warten können, bis wir so weit sind. Das gibt hier wichtige Verhandlungen, bei denen wir Frauensleute überhaupt nicht brauchen können."

Die Pastorin steckte sich purpurrot an, wie sie als eine etwas vollblütige Person leicht tat, und retirierte rückwärts zur Tür hinaus. Ihr Mann, dem dieselbe Farbe ins Gesicht geschossen war, beugte sich tiefer über sein Protokoll, biß sich auf die Lippen und schien an etwas zu würgen.

Als er die Feder hingelegt hatte, räusperte er einigemal und begann, stockend und zögernd: „Ich wollte schon immer gern mal eine Sache zur Sprache bringen... An und für sich ist sie zwar nicht besonders wichtig, aber es liegt mir doch etwas daran. Nicht aus

persönlichen Gründen, sondern im Interesse meines Amts, — das möchte ich, damit mich niemand falsch versteht, vorausschicken... Meine Frau ist hier in der Gemeinde aufgewachsen und jedermann von Jugend auf bekannt. Darin sehe ich aber keinen Grund, daß jetzt, wo sie durch ihre Heirat in einen andern Stand gekommen ist, Hinz und Kunz noch Trina und Du zu ihr sagt. Als meine Gattin hat sie vielmehr Anspruch auf den Titel: Frau Pastorin, und ich bitte jedermann, von den Verwandten und nächsten Freunden natürlich abgesehen, ihr diesen fortan zukommen zu lassen. In der alten Anrede werde ich von nun an eine Mißachtung meines Amtes sehen."

Je länger er sprach, desto erregter wurde seine Stimme, und die letzten Worte klangen fast drohend.

Als er darauf sich im Kreise umblickte, sah er lauter höchst verwunderte Gesichter auf sich gerichtet. Nur sein Schwiegervater hatte die Augen gesenkt, und man merkte ihm an, daß die Sache ihm überaus peinlich war. Bullwinkel aber fragte lauernd: „Der Hinz und Kunz soll ich wohl sein?"

„Wem der Schuh paßt, der mag ihn sich anziehen," kam es scharf zurück.

Bullwinkel nahm die Backen voll Luft und machte einen Mund, als ob er pfeifen wollte, ließ sie dann aber doch ohne Ton entstreichen und sagte: „Lieber Herr Pastor, als Sie noch keine Ahnung hatten, daß Ihre Frau überhaupt auf der Welt war, ist diese schon als lüttje Deern in meinem Hause aus- und eingegangen, und wenn ich meinen Willen gekriegt hätte, wäre

sie sogar meine Schwiegertochter geworden, wie hier jedermann bekannt ist. Und nun soll ich alter Mann auf einmal die Mütze herunterreißen, einen Knix vor ihr machen und sagen: ‚Frau Pastorin, hier — Frau Pastorin, da?‘ Ich müßte über mich selbst lachen, wenn ich das täte... Drewes, nun sag du aber mal ein Wort!"

Vater Drewes hüstelte und fing dann an zu nöckern: „Alles was recht ist, aber in diesem Stück kann ich meinem Schwiegersohn nicht beistehen. Die Leute denken sich nichts Böses dabei, sie sind das einmal so angeworden, und das Umlernen fällt unsereinem immer schwer... Lieber Johann, ich gebe dir als Schwiegervater den guten Rat, hiervon abzustehen. Die Geschichte macht bloß böses Blut, und es könnte einer denken, ihr wäret stolz geworden, was du doch gar nicht bist, und meine Tochter erst recht nicht. Ich weiß ganz gewiß, daß sie auf den Titel gar keinen Wert legt. Die erste Zeit wurde sie sogar jedesmal rot, wenn einer sie als Frau Pastorin anredete.

Der arme Pastor war von seinem Kirchenvorstand noch niemals so schmählich im Stich gelassen worden, als in dieser Angelegenheit. Er würde etwas darum gegeben haben, wenn er sein Wort wieder gehabt hätte. Zum Glück fiel ihm etwas ein, womit er wenigstens seinen Rückzug decken konnte. „Aber ich möchte gern," sagte er, „daß zum mindesten die Kinder angehalten würden, sich an den richtigen Titel zu gewöhnen und meine Frau anzureden, wie es ihr, genau genommen, doch zukommt."

„Das ist nicht mehr als recht und billig," stimmte Bullwinkel lebhaft bei. „Respekt muß sein bei der Jugend, das versteht sich von selbst. Sagen Sie's ihnen man erst im guten, und wenn sie nicht hören wollen, hauen Sie auch man ruhig mal drüber; das wird die ganze Gemeinde Ihnen danken."

Die andern nickten ihre Zustimmung, worauf der Kirchenvorstand auseinander ging. —

Als Johann Nieweg einige Minuten später mit seiner Frau beim Abendbrot saß, gab er die Bratkartoffeln dem neben seinem Stuhl gierenden Spitz. Sie waren in der Tat so hart geworden, daß sie für Menschen nicht mehr zu genießen waren. Während er sich mit umwölkter Stirn ein Butterbrot strich, einstweilen nur eine halbe Scheibe, fragte Trina: „Na, was habt ihr denn alles beschlossen?"

„Das wirst du wohl gehört haben," knurrte er, „du warst ja nebenan in der Kammer."

Sie wurde rot. „Ich hab nur gehört, was ihr über mich verhandelt habt. Du hätt'st davon man lieber nicht anfangen sollen. Es ist aber vorher, glaub ich, auch schon was Besonderes vorgekommen, und da war ich in der Küche."

Nach einer Weile ließ er sich herbei, unter Seufzen von dem ihm gewordenen heiklen Auftrag zu berichten.

Sie machte ein bedenkliches Gesicht. „Wenn wir als Kinder uns vermahnen wollten," begann sie, „sagten wir immer: „Sei artig, sonst kommt der Rittmeister mit seinem großen Säbel und haut dich." Und dann wollte sie anfangen, ihm die bekannten Geschichten von der

Grobheit des Mannes zu erzählen. Er unterbrach sie aber barsch: „Schweig man still. Diese Räubergeschichten hängen einem nachgerade zum Halse heraus.“

Nach einer halben Minute sagte sie, ihn besorgt ansehend: „Johann, ich will dir einen guten Rat geben Laß die Sache erst mal ruhig ein bißchen schluren. Bullwinkel ist ein alter Hitzkopf. Er bringt öfter was mit großem Eifer in Gang, aber nachher denkt er selber nicht wieder dran. Und den andern ist es gewiß recht, wenn die dumme Geschichte einschläft; denn das weiß jeder, mit Gewalt läßt der Rittmeister sich doch nicht bekehren.“

„Trina!“ versetzte Johann, „ich habe dir schon mehr als einmal gesagt, du sollst dich nicht in meine Amtsgeschäfte einmischen! Immer und immer wieder versuchst du, mich schwach und lässig zu machen!“

So sprach er mit Würde, im stillen aber stimmte er seiner Frau zu und befolgte auch ihren Rat. Er hatte dabei freilich kein ganz ruhiges Gewissen, suchte dieses jedoch einzuschläfern, indem er auf die Predigt für den nächsten Sonntag, von der er dem Kirchenvorstand so große Wirkungen in Aussicht gestellt hatte, die größte Sorgfalt verwendete.

Als er sie mit dröhnender Stimme und kräftigen Faustschlägen auf die Kanzelbrüstung gehalten hatte, kam Bullwinkel nach dem Gottesdienst in die Sakristei, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Lieber Pastor, ich habe mich heute erbaut wie selten und will hoffen, daß der Mann, den Sie sich diesmal aufs Korn genommen haben, sich ins Herz getroffen gefühlt hat.

Es schien mir beinah so, ich hab ihn mir öfters angekuckt. Haben Sie schon mit ihm gesprochen?"

„Nein ... Der Predigttext für heute war nicht ganz leicht ...," sagte der Pastor etwas kleinlaut, „ich habe wirklich noch nicht die Zeit gefunden."

„Na ja, schadet nichts. Vielleicht ist es auch ganz gut, daß er erst diese Predigt zu hören gekriegt hat. Die arbeitet gewiß gut vor. Aber nun dürfen Sie auch nicht lange säumen, sondern müssen seelsorgerlich feste nachfassen. Das Eisen muß geschmiedet werden, solange es heiß ist ... Morgen muß ich erst mal verreisen, aber Dienstag abend bin ich wieder da, und dann kucke ich im Vorbeigehen gleich mal bei Ihnen vor und erkundige mich, was Sie ausgerichtet haben."

Dieser gräßliche Mensch! Den schönsten Sonntagsbraten konnte er einem verderben, der doch niemals besser schmeckte, als wenn die Predigt einmal so recht eingeschlagen hatte. An ein Ausweichen und Aufschieben war jetzt natürlich nicht mehr zu denken.

Zwei Tage ging Pastor Nieweg in schweren Gedanken. Eine Anrede nach der andern wurde erwogen und verworfen. Die kräftigste Predigt auszuarbeiten war doch unendlich viel leichter als die einfache Frage richtig zu formulieren, ob der Herr Rittmeister fortan separiert oder landeskirchlich sein wolle.

Endlich am Dienstag nachmittag, nachdem der Herr Pastor vergeblich ein Schläfchen nach Tisch gesucht, sich beim Rasieren zweimal geschnitten, seinen besten Rock angezogen und sich durch eine Tasse extra starken Kaffee aufgemuntert hatte, machte er sich auf den Weg.

Schon manch einem war er in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten auf den Leib gerückt, dabei stets getragen von seinem starken Amtsbewußtsein und dem Vollgefühl des Gewichts seiner Gründe und Worte. Aber diesmal fühlte er sich recht kleinmütig und schalt sich wegen seiner Menschenfurcht, ohne doch diese damit bannen zu können. Wenn er nur erst wieder draußen wäre!

Als er die Tür des Herrenhauses geöffnet hatte, erschien ein Diener, verschwand und kehrte zurück mit der Meldung, der gnädige Herr lasse bitten.

Der Rittmeister saß in seinem Arbeitszimmer mit dunkler Holztäfelung am Schreibtisch und schrieb in seinem Wirtschaftsbuch. Beim Eintritt des Besuchers erhob er sich, ging diesem entgegen und klopfte ihm jovial die Schulter. „Das ist nett von Ihnen, mein lieber Pastor, daß Sie mich auch mal wieder beehren. Nehmen Sie Platz im Sofa, und dann stecken wir uns erst mal einen Glimmstengel an, damit es recht gemütlich wird."

„Danke, Herr Rittmeister, ich möchte heut lieber nicht rauchen."

„So—o? Haben Sie es in der letzten Zeit vielleicht übertrieben? Sie sehen mir beinahe danach aus. Bei der sitzenden Lebensweise der geistlichen Herren ist die Gefahr ja nicht gering, daß einer sich zum Kettenraucher ausbildet."

Pastor Nieweg schüttelte ernst den Kopf. „Bei mir ist diese Gefahr nicht vorhanden. Über vier Pfeifenköpfe täglich gehe ich selten hinaus, und Zigarren habe

ich nur ausnahmsweise im Hause. Ich möchte heut nur deswegen danken, weil ich in einer besonderen Angelegenheit zu Ihnen komme."

„Ach so ..."

„In einer sehr ernsten Sache nämlich ..."

„Ach nee!"

„Gewissermaßen, sozusagen, in einer seelsorgerlichen Angelegenheit."

„Ach, was Sie sagen! Das ist ja nett von Ihnen, daß Sie sich so um meine Seele sorgen."

Der Pastor, der bislang schräg auf den hellgebeizten Eichentisch gestarrt hatte, hob erschrocken seinen Blick und schluckte ein paarmal trocken nieder.

„Ich komme eigentlich nicht aus eigenem Antrieb, sondern im Auftrage des Kirchenvorstandes und der Gemeinde."

„Was haben die guten Leute denn an mir gefunden, daß sie mich bei Ihnen in seelsorgerliche Behandlung geben?"

„Herr Rittmeister, ich möchte doch bitten, einen etwas anderen Ton anzuschlagen ..."

„An meinem Ton dürfen Sie sich nicht stoßen, mein Bester. Ich bin nicht in einem Missionshause, sondern in der Reitbahn groß geworden. Die Hauptsache ist, daß einer das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat ... Na, was gibt's denn? ... Nun schießen Sie doch endlich mal los! ... Nimmt man an meinem Lebenswandel Anstoß, oder wo hapert es sonst bei mir armen Sünder?"

„Die Gemeinde nimmt Ärgernis und Anstoß, daß Sie

noch immer nicht richtig aus der Landeskirche aus- und zu unserer Kirche übergetreten sind; denn wenn man einmal erkannt hat, daß das Recht auf unserer Seite ist, meinen die Leute, müßte man auch den entscheidenden Schritt tun."

„Also mit andern Worten, Sie sollen mir eine Art Ultimatum überbringen."

„Wie meinen Sie?"

„Ich meine, Sie sollen mich vor die Entscheidung stellen: Entweder 'raus oder 'rein."

„Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich meine ... der Kirchenvorstand ist der Ansicht ... in der Gemeinde wundert man sich ... die Leute können nicht recht verstehen ..."

„Jawohl, und da stellt man mich vor das Entweder — oder. Wir wollen das Ding doch ruhig beim rechten Namen nennen."

„Na ja, wenn Sie durchaus wollen, mag es wohl so was Ähnliches sein. Die schlichten, einfältigen Christen meinen, in unseren schlaffen Zeiten tue Entschiedenheit not und gelte das Wort: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Man sagt auch, es wären vieler Augen auf Sie gerichtet, und wenn Sie klar und deutlich zeigen, auf welche Seite Sie gehören wollen, werde das manch einem den Mut stärken, sich auch zu entscheiden. Das möchte ich für meine Person auch glauben. Denn wir dürfen uns nicht verhehlen, unsere Sache ist in der letzten Zeit zu einem gewissen Stillstand gekommen. Ja, wir haben kürzlich erleben müssen, wie Ihnen ja auch bekannt ist, daß ein junger Mann, um die Erb-

tochter eines großen Hofes heiraten zu können, uns untreu geworden ist. Ich hab mir die erdenklichste Mühe gegeben, den jungen Menschen zu halten, habe ihm Himmel und Hölle vorgestellt, aber es hat alles nichts geholfen. Das war wohl die traurigste Erfahrung, die ich in meiner amtlichen Wirksamkeit bis jetzt habe machen müssen. Aber ich würde diese und manche andere Bitternis, die mir nicht erspart geblieben ist, verschmerzen, wenn Sie, hochgeehrter Herr Rittmeister, mir die große Freude machen und den entscheidenden Schritt, auf den wir so lange vergeblich gewartet haben, mit Ihrer werten Familie nun endlich tun wollten. Nicht nur in unserer Gemeinde würde man sich darüber freuen, es würde weit über diese hinaus in der ganzen Freikirche dankbar begrüßt werden und als gutes Beispiel weithin segensreich wirken."

Nach dieser langen Rede wischte er sich mit einem bunten Taschentuch den Schweiß von der Stirn und sah seinem Gegenüber erwartungsvoll und treuherzig in das Gesicht. Daß der etwas spöttische Zug von vorhin aus diesem gewichen war, gab ihm Hoffnung.

Der Rittmeister lächelte gutmütig und sagte: „Lieber Herr Pastor, nun sind Sie die Last ja glücklich von der Seele los. Ich glaube, nun stecken wir uns doch noch eine Zigarre an, nicht wahr? Dann läßt sich so etwas viel ruhiger und gemütlicher verhandeln; denn, müssen Sie wissen, mir die Hölle heiß zu machen wie jenem verliebten Bauernbengel, hat keinen rechten Zweck. Dagegen ist so ein alter Haudegen, der die blauen Bohnen

hat pfeifen hören, zu sehr abgebrüht. Bitte, bedienen Sie sich."

„Wenn Sie es denn durchaus wünschen...," sagte Pastor Nieweg und langte zögernd in den ihm dargebotenen Kasten. Als die Zigarren brannten, fuhr der Rittmeister fort:

„Es ist mir ganz lieb, Verehrtester, daß ich Gelegenheit finde, einmal mit Ihnen über diese Dinge zu sprechen, und Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich es frei von der Leber weg tue... Sehen Sie, als die Separation in Gang kam, habe ich mir viel von ihr versprochen. Wenn damals wirklich die Gemeinden sich wie ein Mann erhoben hätten, was man in Hermannsburg doch wohl erwartete, so wäre das vielleicht ein Protest geworden, den man in Berlin nicht hätte überhören dürfen und der von großer politischer Bedeutung hätte werden können. Aber diese paar freikirchlichen Gemeinden mit ihren lumpigen paar tausend Seelen, was haben die zu bedeuten? Gar nichts! Die sind nicht einmal ein Dreckspritzer an Bismarcks Kürassierstiefeln. Die ganze Sache war ein Schlag ins Wasser. Die Hermannsburger haben ihren Einfluß im Lande in einer geradezu hahnebüchenen Weise überschätzt."

„Herr Rittmeister, Sie müssen aber bedenken, daß die Separation erst wenige Jahre alt ist. Die Geschichte lehrt, daß alles Große klein angefangen hat. Denken Sie doch bloß an die Anfänge der christlichen Religion. Diese paar Fischer vom See Genezareth haben für ihren Glauben schließlich doch die Welt erobert."

„Na, etwas Wichtigeres hatten die der Welt auch wohl zu bringen als ihr Hermannsburger Missionszöglinge, und etwas andere Kerle waren das wohl auch."

„Herr Rittmeister! Die heiligen Apostel waren keine Kerle!"

„Gewiß war ein Mann wie Paulus ein Kerl. Jeder Zoll ein Kerl. Der Ausdruck hat bei mir durchaus nichts Despektierliches. Im Gegenteil!"

„Hm ... übrigens, was ich noch sagen wollte, es handelt sich im letzten Grunde überhaupt nicht darum, ob viele oder wenige auf unserer Seite sind, sondern ob wir die Wahrheit haben."

„Ja, aber welcher Pastor glaubt denn, die nicht zu haben?"

„Herr Rittmeister, ich muß mich sehr wundern, Sie so reden zu hören. Glauben Sie mir, ich bin jederzeit bereit, für die Wahrheit dessen, was ich sonntäglich verkündige, meinen Kopf auf den Block zu legen."

„Wohl Ihnen, wenn Sie das können, 's käm immerhin noch auf die Probe an, die wir ja leider nicht machen dürfen ... Einem Manne, der wie ich mehr im Leben und in der Welt steht, müssen Sie aber schon gestatten, zur Beurteilung einer kirchlichen Bewegung etwas allgemeinere Maßstäbe anzulegen. Ich frage mich ganz einfach: Was hat die Separation unserem Dorf bisher gebracht? Und da finde ich eigentlich nichts als dieses: Erstens, statt eines Pastors und einer Kirche müssen wir deren zwei unterhalten, und zweitens, statt des friedlichen Einvernehmens, das länger, als die ältesten

Leute denken können, bei uns geherrscht hat, haben wir jetzt Zank und Streit."

„Wissen Sie es denn gar nicht zu schätzen, daß in unserer Gemeinde das Wort Gottes ohne den Zwang der Staatskirche und den Druck des Konsistoriums, mit voller Freiheit, verkündigt werden darf?"

„Mann, Mann, nun tun Sie mir den einzigen Gefallen und fangen Sie nicht an, von Freiheit zu reden. Sie und frei? Das ist ja einfach zum Purzelbaumschlagen. Meinen Sie denn, ich wüßte nicht, wer in Ihrem Kirchenvorstand das große Wort führt, Sie und uns alle tyrannisiert? ... Ich hatte neulich eine kleine Differenz mit Freund Bullwinkel und mußte ihm einige Worte sagen, die er sich gewiß nicht hinter den Spiegel gesteckt hat. Da dachte ich mir gleich, auf irgend eine Weise wird der Mann das auswetzen, und war gespannt, welche er wählen würde. Heute ist mir darüber ja nun ein Licht aufgesteckt worden. Er hat mich Ihnen ans Messer geliefert. Pst, lieber Pastor, keinen Widerspruch! Sie müßten flunkern, und glauben würde ich Ihnen doch nicht; denn ich kenne meine Pappenheimer. Bullwinkel pfeift, Sie müssen tanzen. Sie und frei? Das ist wirklich zum Lachen. Mit einem Auge müssen Sie immer nach dem kleinen Papst in Hermannsburg schielen, und mit dem andern nach Ihren Bauern, von denen Sie auf Kündigung angestellt sind ... Jeder landeskirchliche Pastor, der seinen Superintendenten und sein Konsistorium über sich hat, ist zehnmal so frei wie Sie Freikirchenmann."

Pastor Nieweg machte ein verblüfftes Gesicht und

wußte hierauf nichts Rechtes zu sagen. Er fühlte auch, daß er unterliegen werde, wenn er den Kampf mit sachlichen Gründen, wie er ihn bisher geführt, fortsetzen würde. Er hielt es daher für besser, sich, wie die Schnecke in ihr Haus, in sein Amtsbewußtsein zurückzuziehen. Nachdem er seine Zigarre auf den Aschenteller gelegt hatte, nahm er eine steife Haltung an, steckte eine feierlich pastorale Miene auf und sagte: „Herr Rittmeister, ich muß mich sehr wundern, Sie in der Erkenntnis so wenig fortgeschritten zu finden, wo Sie doch eine Reihe von Jahren einen um den andern Sonntag unter meiner Kanzel gesessen haben. Ich muß staunen, wie wenig Sie, obgleich Sie sich die Miene gaben, zu uns zu gehören, von dem erfaßt haben, was uns Separierten Herzenssache ist. Und ich meine doch, darauf den Finger immer sehr stark gelegt zu haben."

Herrn von Branken entging es nicht, daß er auf einmal einen ganz anders gewappneten Gegner vor sich hatte, er tat aber, als ob er nichts merkte. „Sie möchten also gern ein Wörtchen über Ihre Predigten von mir hören," sagte er, indem er sich mit großer Gemütsruhe die Hände rieb. „Gut, auch das können Sie haben. Es schadet nicht, wenn man sich mal gründlich ausspricht; als ein Mann, der auch nie mit seiner Meinung hinter dem Berge gehalten hat, werden Sie das zu schätzen wissen... Sie haben, mein lieber Pastor, eine gewisse draufgängerische Ehrlichkeit, für die ich als alter Kavallerist einiges Verständnis besitze. Es ging mir freilich zu weit, wenn Sie, wie zum Beispiel vorgestern wieder, es angebracht fanden, die Kriege des Herrn mit dem

Dreschflegel zu führen. Ganz und gar mißfiel es mir aber immer, wenn Sie, wie Sie leider nur zu oft tun, auf den sogenannten Unterscheidungslehren zwischen Ihrer Freikirche und der Landeskirche herumritten. Die Hand aufs Herz, das sind doch Lappalien, die ein gewöhnlicher Sterblicher überhaupt nicht kapiert. Es kann ja auch gar nicht anders sein bei zwei kirchlichen Gemeinschaften, die beide gleich gut lutherisch sein wollen. Sie haben damit nichts anderes erreicht, als daß Sie Ihre Leute zu schlimmen Pharisäern gemacht haben. Etwas hatten — nach meiner unmaßgeblichen Meinung — die Hermannsburgischen davon schon immer, aber in den letzten Jahren ist der geistliche Hochmut bei ihnen bös ins Kraut geschossen, und Sie haben wenig oder nichts getan, um dies Unkraut auszureuten. Burschen wie dieser Bullwinkel hatten früher bei uns nicht viel zu sagen. Aber unter Ihnen sind sie hochgekommen und sehen ihren Weizen blühen. Anständige Kerls dagegen, wie Ihr Schwiegervater, werden mehr und mehr an die Wand gedrückt... Ich kenne als Laie und Weltmensch unsern Herrgott natürlich lange nicht so genau wie ihr Herrn Pastoren, die ihr gern tut, als säßet ihr jeden Tag ein paar Stunden mit in seinem allergeheimsten Rate, aber so gut glaube ich ihn doch zu kennen, um behaupten zu können, er hat, alles in allem, an Ihrer hiesigen Wirksamkeit bis dato ganz verflucht wenig Vergnügen gehabt."

Nieweg hatte zuletzt mit offenem Munde und glühenden Wangen dagesessen. Jetzt sprang er, wie von einer Tarantel gestochen, auf und rief mit bebender Stimme:

„Herr Rittmeister, Sie werden dermaleinst vor Gottes Richterthron Rechenschaft ablegen müssen wegen der Beleidigung, die Sie da eben seinem Diener ins Gesicht geschleudert haben. Nach dieser Stunde ist natürlich jedes Band zwischen uns für immer zerschnitten. Ich werde gleich morgen den Kirchenvorstand beschließen lassen, daß Ihnen der fernere Besuch unserer Gottesdienste verboten ist."

„Bitte, Herr Pastor," versetzte der andere ruhig, „machen Sie sich in dieser Angelegenheit weiter keine Umstände. Ich hatte ohnehin beschlossen, mich der Bullwinkelei demnächst zu entziehen, und nehme gern die sich ungesucht bietende Gelegenheit wahr, Ihnen das zu erklären. Ich bitte, mich Ihrem geehrten Kirchenvorstand zu empfehlen." —

Wie er aus dem Hause, durch das Dorf, in die Einsamkeit der Felder gekommen war, das wußte Pastor Nieweg nachher selber nicht. Er hatte ein Brausen und Sausen im Kopf gefühlt und lange Zeit keinen klaren Gedanken fassen können. Erst draußen in der freien Natur, als ein kühler Luftzug seine von dem breitrandigen Schlapphut entblößte Stirn umfächelte, kam er einigermaßen wieder zu sich. Stöhnend wie ein verwundeter Stier ließ er sich an den Grabenrand eines Feldweges sinken.

Er sah wieder das rote Gesicht des Rittmeisters vor sich. Es war ihm, als enthülle in seinen grünlich schillernden Augen die Bosheit ihr letztes Geheimnis, ja, als grinse aus diesen der leibhaftige Gottseibeiuns selbst ihn an. Entsetzlich! Dieser Mann, den zu seiner Frei-

kirche überzuführen er als eine seiner größten Lebensaufgaben angesehen hatte, auf den er in seinen Predigten so manches Wort extra gemünzt, den er so lange mit Geduld getragen hatte, entpuppte sich mit einemmal als ein heilloser Spötter, dem nichts, aber auch gar nichts, heilig war! Die heiligen Apostel Kerle, die entschiedenen Christen Pharisäer, und das mit dem Dreschflegel... und das alles seinem Seelsorger so frech und schamlos ins Gesicht zu sagen... Oh, oh, oh! Er griff sich mit beiden Händen in das schwarze, dichte Haar und riß daran, daß es schmerzte.

In einiger Entfernung pflügte ein Bauer, ruhig und gleichmäßig, feldauf, feldab. Beim Wenden stach die Sonne in die blanke Pflugschar, und jedesmal zuckte es wie ein Blitz über die herbstlich kahlen Äcker...

...... Der am Feldrain sah auf einmal eine dämmerige Schmiedewerkstatt vor sich... Der Blasebalg keucht in die Kohlenglut. Von der Zange gepackt wandert das feurige Eisen zum Amboß. Ein rüstiger Gesell schwingt den schweren Hammer. Pinke pinke pinke, die Funken sprühen. Langsam formt es sich zu einer Pflugschar... Es waren, alles in allem, doch glückliche Zeiten gewesen... Dann glaubte der junge Schmied, der in der Dorfschule den ersten Platz inne gehabt hatte und im Konfirmandenunterricht vom Pastor ausgezeichnet worden war, eines Tages den Ruf in den „Weinberg des Herrn" zu vernehmen... Sollte das eine Selbsttäuschung gewesen sein?... Fürchterlich, das auch nur zu denken!... Gott sollte an seinem Wirken kein Gefallen haben?... Das wäre ja, um wahnsinnig zu wer-

den ... Hatte er denn je etwas anderes verkündigt als aus Schrift und Bekenntnis das reine Wort Gottes, ohne etwas hinzu oder davon zu tun? ... Nein, es waren sicher versucherische Stimmen, die ihn irre machen wollten ... wie sie auch an Moses, an Elias, ja an den Herrn Christus selbst sich herangewagt hatten. Hebe dich weg von mir, Satan! ...

Auf einmal wurde ihm, als sähe er ein großes, klares, durchdringendes Auge auf sich gerichtet. Er fühlte mit Schrecken, dies wollte ihn auf Herz und Nieren prüfen, wollte sein Tun und Lassen, sein ganzes Wesen bis in die verborgensten Falten, richten mit einem unerbittlich strengen Gericht. Eine kurze Weile versuchte er, diesem Auge still zu halten, ihm sein Inneres zu öffnen. Aber er merkte bald, daß er dazu nicht imstande war; denn der Blick dieses Auges brannte wie Feuer. Es blieb ihm nichts übrig, als sich vor ihm zu retten. Er flüchtete in den Panzer seines Amtsbewußtseins hinein, und da war er in Sicherheit. Ach was, sagte er zu sich, indem er den Kopf in die Höhe warf, du bist hier separierter Pastor und hast dafür zu sorgen, daß die Separation vorwärts kommt. Und wenn dieser gottlose Mensch dich auch schmäht, alle anderen, die es mit ihrem Seelenheil ernst nehmen, erkennen dein Wirken dankbar an. Du hast schon mehr als einen Sünder auf den rechten Weg geführt, und sie alle werden an jenem Tage für dich zeugen. Kein Mensch kann dir etwas Böses nachsagen, und wenn d u nicht bestehen solltest, wie würde es dann den anderen gehen! ...

Um nicht aufs neue in die alten versucherischen

Grübeleien zu versinken, sprang er entschlossen auf seine Füße und wandte sich dem Dorfe zu. Bei den ersten Häusern hatte er seine Haltung völlig wiedergewonnen. Langsam und gravitätisch schritt er dahin, von dem glattrasierten, bläulich durchschimmernden Kinn strahlte die pastorale Würde. Als ihm ein Knecht in den Weg lief, der längere Zeit nicht zum Abendmahl gekommen war, hielt er ihn am Jackenknopf fest, um ihm derb und ohne die geringste Menschenfurcht die Leviten zu verlesen.

Zu Hause angelangt, schalt er, weil seine Frau das Abendbrot noch nicht fertig hatte; denn er war hungrig wie ein Bär. Sie beeilte sich, den Tisch zu decken, und als sie Platz genommen hatten, fing sie an, ihn über seinen Besuch bei dem Rittmeister auszuholen. Ob er freundlich oder grob gewesen, was er gesagt hätte, ob er nun richtig übertreten werde, alles wollte sie wissen. Da er nur unbestimmte und dürftige Antworten gab, purrte sie immer wieder nach, so daß er zuletzt ungeduldig wurde und barsch sagte, sie hätten über theologische Fragen gesprochen, von denen sie doch nichts verstehe. Wenn er sie für so dumm halte, warum er sie denn geheiratet hätte, begehrte sie zu wissen. Ein Wort holte das andere, und bald war ein heftiger Streit im Gange.

Gerade war sie dabei, ihm zu Gemüte zu führen, daß er auch nur ein Bauernjunge sei, sogar nur von einem Viertelhof stamme, und daß sie von ihrem Väterlichen jährlich beinah hundert Taler verbrauchen müßten, um nur leben zu können, da ging plötzlich die Tür auf, und — Bullwinkel trat ein, um die schiefe Nase sein unverschämtestes Lächeln. Die Eheleute schlossen durch schnell

gewechselte Blicke Frieden, um dem gemeinsamen Feind gegenüber einig und stark zu sein.

„Na," grinste Bullwinkel, „ihr habt euch wohl mal ein bißchen beim Kopf? Das sollte unter christlichen Eheleuten eigentlich nicht vorkommen ... Na, nun gebt euch die Hand und vertragt euch wieder."

Frau Trina warf dem ungebetenen Friedensstifter einen Blick zu, giftig wie eine Natter. „Zu vertragen ist hier ganz und gar nichts," kreischte sie. „Wenn Mann und Frau sich mal aussprechen, geht das keinen Menschen was an, und Euch am allerwenigsten. Außerdem braucht Ihr nicht so bauz in die Stube zu brechen, sondern könnt anklopfen, wie sich das bei anständigen Menschen gehört!"

Nieweg war selten von seiner Frau so entzückt gewesen, Bullwinkel aber machte große, runde Augen, hob warnend den Finger und sagte: „Mein' Deern, wie mir scheint, bekommt dir das Pastorinspielen nicht gut. Hüte dich vor dem geistlichen Hochmut! ... Aber ich bin nicht gekommen, um ein bißchen mit dir zu schnakken. Herr Pastor, ich habe im Dorfe zu meiner Freude schon gehört, daß Sie heute nachmittag auf dem Gut gewesen sind. Na, was haben Sie denn ausgerichtet?"

„Der flötjet euch was, den kriegt ihr nie wieder zu sehen," rief Trina, die, im allgemeinen von ruhiger Gemütsart, wenn ihr seelisches Gleichgewicht einmal gestört war, dieses nicht so schnell wiederfinden konnte.

„Herr Pastor," sagte Bullwinkel, „kommen Sie, wir gehen auf Ihre Stube, hier läßt man uns doch nicht zu Worte."

„Ja ja ja, macht man, daß ihr 'raus kommt!" eiferte die aufgeregte Frau hinter ihnen her, „ich will von euch nichts mehr sehen und nichts mehr hören!"

Als die beiden in der Studierstube angekommen waren, sah Jakob Bullwinkel seinen Pastor mitleidig lächelnd und kopfschüttelnd an.

„Warum machen Sie denn so'n Gesicht?" fragte dieser.

„Och, ich muß noch immer an Ihre Frau denken."

„Wegen meiner Frau brauchen Sie den Kopf gar nicht zu schütteln. Die ist ein braves und tüchtiges Menschenkind, auf das ich nichts kommen lasse. Aber so lassen Sie doch dies komische Lächeln!"

Bullwinkel grinste ruhig weiter.

„Erlauben Sie mal ein offenes Wort," fuhr der andere in gereiztem Tone fort, „Ihre Art, in alles und jedes die Nase hineinzustecken, wird allmählich unerträglich. Wenn Sie sich etwas mehr um Ihre eigenen Angelegenheiten kümmern und andere Leute in Ruhe lassen wollten, so könnte das wirklich nicht schaden."

Bullwinkel legte sein Gesicht in ernste Falten: „Herr Pastor, als Kirchenvorsteher habe ich gelobt, das christliche Leben der Gemeinde, wo und wie ich könnte, bessern zu helfen. Das tu ich ohne Ansehen der Person, und es ist mir einerlei, ob ich mich damit beliebt oder unbeliebt mache ... Aber ich wollte mich ja erkundigen, was Sie bei dem Rittmeister ausgerichtet haben. Nach dem Schnack, den Trina, ich wollte sagen Ihre Frau Gemahlin vorhin machte, muß ich ja wohl annehmen, daß es nicht ganz viel geworden ist."

Nach einigem Zögern ließ der arme Pastor sich her-

bei, von seinen Verhandlungen mit Herrn von Branken so viel mitzuteilen, als er bekannt zu geben für gut fand. Als er schwieg, nahm Bullwinkel, der aufmerksam zugehört hatte, eine überlegene Miene an und sagte: „Herr Pastor, ich glaube, Sie haben die Sache nicht am richtigen Ende angefangen. Wenn Sie etwas klüger zu Werke gegangen wären...“

In jäh auflodernden Zorn unterbrach ihn der andere: „Schweigen Sie still! Wissen Sie, wer im letzten Grunde schuld daran ist, daß der Mann unserer Gemeinde den Rücken kehrt? Sie, niemand anders als Sie!“

„Ich?“

„Ja Sie, und Sie allein! Der Rittmeister sagte, er hätte die ‚Bullwinkelei‘ gründlich satt und wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben. Und offen gestanden, auch ich finde es empörend, daß Sie eine persönliche Sache, die Sie mit dem Mann haben, auf kirchlichem Gebiet auszufechten versuchen und mich deswegen vorschicken.“

„Herr Pastor,“ sagte Bullwinkel mit schneidender Kälte, „ich bin nicht gekommen, um mir so etwas von Ihnen bieten zu lassen. Adieu. Diesen Tag werde ich Ihnen gedenken.“

Er nahm seine Mütze und ging mit hart aufstampfenden Schritten von dannen.

Der Pastor wußte, daß er jetzt einen Feind im Kirchenvorstand hatte. Seine Absicht, in der nächsten Zeit um eine Gehaltserhöhung einzukommen, gab er auf. Denn er sagte sich, solange er mit Bullwinkel auf gespanntem Fuße stände, werde es damit nichts werden.

Um über eine gewisse unbehagliche Stimmung, die von diesen Zwischenfällen in ihm doch zurückgeblieben war, hinweg zu kommen, machte er sich die nächsten Tage mit großem Eifer ans Holzhacken. Aber diese körperliche Arbeit leistete nicht, was er von ihr erwartete. Deshalb beschloß er bald, sich wieder einmal etwas ernsthafter mit der Theologie zu befassen. Zu der deutschen Wissenschaft hatte er, wie begreiflich, kein rechtes Vertrauen. Selbst die Schriften der Erlanger und Rostocker enthielten neben manchem Guten doch auch allerlei Bedenkliches. Nun aber hatte ein Freund aus der Hermannsburger Zeit, der in der amerikanischen Missourisynode Pastor geworden war, ihm kürzlich ein Paket theologischer Literatur geschickt. Die wollte er einmal gründlich durchstudieren. Zwar lehrten auch die Missourier in einigen Punkten anders als die Hermannsburger, aber da man das einmal wußte, konnte man sich an den betreffenden Stellen ja in acht nehmen. Jedenfalls hielten sie die Bibel für das vom heiligen Geist bis zum letzten Buchstaben eingegebene und deshalb völlig irrtumslose Gotteswort, und außerordentlich stramm Lutheraner waren sie auch.

Herr von Branken und seine Schwester besuchten fünf Wochen hindurch weder die eine noch die andere Kirche, und man munkelte bereits, sie seien nun von allem und jedem Glauben abgefallen. Aber am sechsten Sonntag sah man sie auf einmal wieder im Patronatsstuhl der alten Kirche sitzen. Die Leute stießen sich an und reckten die Hälse, als ob sich ein Wunder vor ihren Augen begäbe. Nach dem Gottesdienst standen sie noch lange in

Gruppen auf dem Kirchhof zusammen, um den großen Sieg, der ihnen in dem Ringen der beiden Gemeinden zugefallen war, zu besprechen. Kirchenvorsteher Niemeyer hatte sich in die Sakristei begeben und gratulierte freudestrahlenden Angesichts seinem Pastor zu dem schönen Erfolg. Er war aber sehr enttäuscht, als dieser nur die Achseln zuckte und keinerlei Freudenäußerung von sich gab.

Bei den Separierten war der Jammer und die Wut groß. Wäre der Rittmeister ein Mohammedaner oder Heide geworden, so hätten manche das wohl leichter ertragen, als daß er zur landeskirchlichen Gemeinde zurückgekehrt war. Es war gegen Ende des Kirchenjahres, und an einem der nächsten Sonntage predigte Pastor Niemeg über die Zeichen der letzten Zeit, wo der Glaube in vielen erkalten werde. Und mit Schmerz und Grauen dachten seine Zuhörer an den abgefallenen Rittmeister.

Herr Doktor, geben's Ihr Köfferle mir, i schaff's Ihne hin, wo Sie winsche."

Diese Anrede eines Gepäckträgers am Bahnhof der Universitätsstadt Tübingen verblüffte den aus dem Zug steigenden angehenden Studiosus der Gottesgelahrtheit Erich Heydenreich dermaßen, daß er sein Handköfferchen willenlos aus den Händen ließ. Der Mann bugsierte mit diesem durch das Gewimmel der ankommenden und abholenden Studenten, und Erich blieb ihm dicht auf den Fersen.

Als sie im Freien waren, setzte er sich mit zwei raschen Schritten an seine Seite und fragte: „Herr Kofferträger, wissen Sie vielleicht zufällig eine gute Wohnung für mich?"

„Des wollt' i meine," lautete die Antwort, „a saubers Schtieble hab' i für den Herrn Doktor. Kimmen S' nur!"

Der Schwob führte seinen Doktor nebst Koffer über die steinerne Neckarbrücke in das Städtchen, zeigte ihm, wo rechts der Uhland und links der Hölderlin gewohnt habe, und brachte ihn zum Herrenkleidermacher Közle in der Klostergasse. Eine Stubentür ging auf, man sah ein dürres Schneiderlein mit gekreuzten Beinen auf dem Tisch sitzen, das jedoch von einer stattlichen dicken Frau schnell verdeckt wurde. „Frau Közle, der Herr

Doktor wollt' gern a Schtieble," sagte der Gepäckträger, und Frau Közle führte den jungen Studenten die Treppe hinauf in ein Zimmer, das sie ihm dann mit schöner Beredsamkeit anpries. Erich schwankte zunächst, als ihm aber aus dem Fenster ein schmales Streifchen Neckar gezeigt wurde, erklärte er kurzentschlossen: „Gut, ich nehme die Stube," und schickte den Gepäckträger aus, seine als Frachtgut mit dem Vermerk „bahnlagernd" vorausgesandten Siebensachen herbeizuschaffen.

Kaum war er allein, so ging unter ihm das Gerassel der Nähmaschine los. Da dachte er an die Mahnung seines Vaters, er solle sich wenigstens ein halbes Dutzend „Buden" ansehen, ehe er sich entscheide, und er wollte seine Voreiligkeit schon bereuen. Aber er tröstete sich damit, daß in Lüneburg auf dem Hof vor seinem Fenster ein Blechschläger sein noch viel geräuschvolleres Handwerk betrieben und er sich mit der Zeit auch daran recht gut gewöhnt hatte. Und als gleich darauf Frau Közle ihm eine Portion Spätzle mit Salat brachte, die ihm nach der langen Fahrt vortrefflich schmeckte, sagte er sich, er hätte nirgends besser unterkriechen können, und schrieb mit Bleistift sofort eine Postkarte nach Hause:

„Liebste Eltern! Nach höchst interessanter Fahrt durch Deutschlands Gaue — wir haben doch ein schönes Vaterland! — soeben munter und wohlbehalten an meinem Bestimmungsort angekommen. Großartige Bude, sehr preiswert, bei Herrenkleidermacher Közle in der Klostergasse gefunden, mit prächtigem Blick auf den Neckar! Soeben bereits das National-

gericht, Spätzle genannt, gegessen. Mütterlein, das Rezept bringe ich dir mit! Nächstens mehr,

Euer Erich."

Dann kam auch bald sein Schließkorb, und nachdem er den Gepäckträger mit einem nobel bemessenen Trinkgeld entlassen hatte, machte er sich daran, sein Zimmer einzukramen.

Gegen Abend schlenderte er die Straße zum Kollegiengebäude hinaus. Als ihm zwei flotte Couleurbursche mit zerhauenen Backen begegneten, trat er auf die andere Seite des Fahrdamms hinüber; denn er nahm an, solche Herren gingen den ganzen Tag darauf aus, friedliche Leute anzurempeln und dann auf krumme Säbel oder vor die Pistole zu fordern. Es war wohl weniger der Mangel an persönlichem Mut, was ihn zu solcher Vorsicht bestimmte, als die Erinnerung an eine Geschichte, die in Ummersloh die Bauern sich erzählten und die ihm als Kind tiefen Eindruck gemacht hatte, von einem Pastor aus der Nachbarschaft nämlich, dessen tiefe, breite Narbe über der rechten Backe jedesmal, wenn er in der Kinderlehre das fünfte Gebot durchnehmen müßte, feuerrot anliefe. Die Bauern nannten den Mann „den Pastor mit dem Kainszeichen".

Als er sich das Auditorium und auch das Stift, wo er morgen am Born der Wissenschaft zu trinken anfangen wollte, ehrfurchtsvoll von außen angesehen hatte, stieg er den Schloßberg hinan, bewunderte die gewaltigen Mauern des mittelalterlichen Bauwerks und betrachtete von der „Schanze" aus die Gegend,

die ihm ganz gut gefiel, wenn er sich freilich die Berge auch bedeutend höher und großartiger vorgestellt hatte.

Auf einmal trat ein junger Herr an ihn heran, zog höflich seinen Hut und fragte, welche Tageszeit es sei; die Uhr sei ihm stehen geblieben. Erich gab Bescheid, der Fremde lobte die schöne Aussicht, und so kam man ins Gespräch. Man fand solches Gefallen aneinander, daß Erich, als der andere, der zuletzt auch seinen Namen genannt hatte, sich die Erlaubnis erbat, ihn nach dem Abendbrot zu einem Gläschen Bier abzuholen, diese unmöglich verweigern konnte.

Gegen halb neun Uhr wurde er von seinem Bekannten, der sich pünktlich eingestellt hatte, in einen Kreis froher, singender, trinkender Kommilitonen geführt, die in Liebenswürdigkeit gegen ihn einander überboten. Es gefiel ihm in diesem Kreise — er hatte bald herausgebracht, daß er Gast einer sogenannten „schwarzen Verbindung" war — so wohl, daß er wiederzukommen versprach. Bei seinem dritten Besuch trank er zwei Glas Bier mehr als ihm eigentlich schmeckten, und da war er drauf und dran, sich aktiv zu melden. Aber plötzlich kam mit großer Stärke eine ganz eigentümliche Empfindung über ihn, die vorübergehend auch schon bei seinem zweiten Besuch sich seiner bemächtigt hatte. Die jugendliche Fröhlichkeit um ihn ging in hohen Wellen, die Korona lärmte und tobte, so daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte, er aber fühlte sich in dem Trubel auf einmal grenzenlos einsam und verlassen, wie durch eine ungeheure Kluft von den mit ihm anstoßenden Gesellen getrennt. Er war recht unglücklich

darüber und beneidete die andern, die sich so rückhaltlos dem Genuß der Stunde hingeben konnten, beschloß aber, sich die Sache mit dem Eintritt noch einmal gründlich zu überlegen. Am andern Tage sagte er sich, unter den Nachwehen eines gelinden Katzenjammers, daß er mit einer solchen Veranlagung, der gegenüber er seine Ohnmacht deutlich fühlte, nicht in eine Verbindung hinein gehörte. Sein Bekannter von der Schloßschanze, dem er sich entdeckte, lachte ihn aus und meinte, solche philiströsen Mucken würden sich schon verlieren, wenn er nur erst ein paarmal einen gehörigen Rausch gehabt hätte. Aber Erich blieb ihm gegenüber fest und brach den Verkehr mit der Verbindung ab. Und alle werbende Liebenswürdigkeit, die von anderen Seiten an ihn gewendet wurde, konnte ihn in seinem Entschluß, „wild" zu bleiben, nicht wankend machen.

Fünf Stunden die Woche hörte er bei einem berühmten Kirchengeschichtsprofessor „Geschichte der Päpste im Mittelalter", nicht als ob diese ihn sonderlich interessiert hätte, sondern weil ihm jemand gesagt hatte, wenn er diesen Mann nicht hören wollte, hätte er lieber aus Tübingen wegbleiben sollen. Er saß auf einer der ersten Bänke und schrieb, was er schreiben konnte. Aber als nun so ein Johann und Leo und Innocenz nach dem andern hergenommen wurde, fing er an, sich zu langweilen, zumal als draußen der Mai seine ganze Herrlichkeit zu entfalten begann. Daß diese Stellvertreter Christi durch die Bank schlaue Politiker gewesen waren und den deutschen Kaisern das Leben sauer gemacht hatten, wußte er schon von der Schule her, und er be-

griff nicht recht, warum er sich das alles noch einmal bis in die kleinsten Einzelheiten auf eine ziemlich trockene Art vorlesen lassen sollte. Zuerst schwänzte er ab und an mit bösem Gewissen, bald aber andauernd und ohne alle Skrupel.

Mit der Vorlesung über die Psalmen ging es ihm ganz ähnlich. Da nahm der Herr Professor sich so einen nach dem andern vor, besserte und flickte mit vielem Scharfsinn, wo nach seiner Meinung der Text verderbt überliefert war, erwog hin und her, wann der Psalm wohl gedichtet sein könnte, und wies die meisten, auch wenn drüber stand: „Von David", der Zeit nach der babylonischen Gefangenschaft zu. Einmal äußerte Erich gegen einen älteren Kommilitonen, der neben ihm saß, nach seiner Ansicht käme bei solcher Methode weder der religiöse noch der poetische Wert dieser Lieder zu seinem Recht, worauf er aber etwas von oben herab belehrt wurde: „Der Professor hält uns hier keine Morgenandacht, Sie befinden sich auch nicht in der Konfirmandenstunde, sondern in einem akademischen Hörsal, wo nur die strengste Wissenschaftlichkeit ein Recht hat." — Es dauerte nicht lange, so fing der junge Student an, auch diese Vorlesung zu schwänzen.

Wie ganz anders hatte er sich das Studieren doch vorgestellt! Er hatte gehofft, die Fragen, die ihm hier und da aufgestoßen waren, würden jetzt ihre schnelle Erledigung finden, Zweifel, die ihm hin und wieder zu schaffen machten, durch eine sieghafte Beweisführung widerlegt und überwunden werden. Nun kümmerten

diese gelehrten Herrn sich weder um seine Fragen noch um seine Zweifel, sondern türten da Dinge her, von denen er mit dem besten Willen nicht einsehen konnte, was er mit ihnen anfangen sollte.

Überhaupt hielt das so viel gepriesene Studentenleben ihm nicht, was es einst versprochen hatte. Beinahe mit Wehmut dachte er an seine Schulzeit zurück. Da hatte man Tag für Tag seine bestimmten Aufgaben bekommen, die man spielend bewältigte, und konnte die übrig bleibende Zeit für Dinge verwenden, die einem Freude machten. Nun hatte er zwar die berühmte akademische Freiheit des Lebens und Studierens, wußte aber weder in der einen noch in der andern Beziehung recht, wozu er sie nutzen sollte. Er mußte sich bald gestehen, daß er sich eigentlich noch nie so unbehaglich, so mit sich und der Welt unzufrieden, gefühlt hatte, als eben jetzt.

Sollte der Vater am Ende doch recht gehabt haben, als er versuchte, ihn auf alle Weise von dem Studium der Theologie zurückzuhalten? Sich an dessen Schwärmerei für die alten Sprachen erinnernd, besuchte er gastweise einige philologische Vorlesungen. Aber dort war die Wortklauberei noch ärger als bei dem Hebräer, und er gab das schnell wieder auf. —

Es war in der zweiten Hälfte des Juni, als er an einem schönen Sonntagnachmittag in trüber, melancholischer Stimmung den Schloßberg hinanstieg und dann weiter den Weg über die Rebenhügel neckaraufwärts verfolgte. Der helle, warme Sonnenschein, all das sommerliche Grünen und Blühen, heiterte ihn nicht im

mindesten auf, drückte ihn im Gegenteil noch mehr nieder. Mit gesenktem Kopf schritt er dumpf grübelnd dahin.

Auf einmal schrak er zusammen und fuhr zur Seite. Am Wege in Gras und Blumen hockende Kinder hatten sich den Scherz gemacht, den so ducknackig daher kommenden Herrn Studenten ein bißchen zu erschrecken. Er wollte sie dafür tüchtig ausschelten, aber ehe er dazu kam, rief ein allerliebstes kleines Mädchen mit dunklen Schelmenaugen ihm ein „Grüß Gott" zu, so herzig, daß er seine bösen Worte für sich behielt, den traulichen Landesgruß freundlich erwiderte und ein Gänseblümchen, das die Kinderhand ihm darbot, mit Dank entgegennahm.

Durch das kleine Erlebnis war etwas Helles und Warmes in sein Gemüt gekommen. Er hielt sich jetzt etwas aufrechter und ließ vom Hügelkamm seinen Blick zuweilen über das grüne Tal in die dämmerblaue Ferne schweifen.

Der Weg senkte sich und jenseits einer Einsattlung des Höhenzuges ragte die Wurmlinger Kapelle frei gegen den leuchtenden Sommerhimmel. Wie wohl mancher vor ihm, der zuerst ihrer ansichtig ward und wußte, daß sie bei einem der schönsten Gedichte Uhlands Pate gestanden hat, sprach er leise vor sich hin: „Droben stehet die Kapelle, schauet still ins Tal hinab," um dann den zu ihr gehörigen „Hirtenknaben" zu suchen, der indes nirgends zu entdecken war. Auch der „schauerliche Leichenchor" fehlte, dafür aber kamen von dem kleinen Gotteshause auf einmal die Klänge eines Waldhorns, das ein empfindsamer Musensohn dort oben zu

seiner und der sonntäglichen Wanderer Freude blasen mochte. Natürlich gab's zuerst die Kreutzersche Melodie zu dem Uhlandschen Liede. Volks- und Wanderweisen folgten. Erich hatte sich, um hingegeben lauschen zu können, am Wegrande ins Gras gestreckt...

Wie wär's, fuhr es ihm unter den Tönen plötzlich in den Sinn, wenn du mal Gebrauch von deiner akademischen Freiheit machtest, einige Tage um die Ohren schlügest und wandertest? Aber der Philister in ihm erhob Widerspruch: Du hast schon mehrere Tage verbummelt; es wird höchste Zeit, daß du wieder ordentlich an die Arbeit kommst. Und unter den in die Ferne lockenden Waldhornklängen faßte er in dieser Richtung die besten Vorsätze.

Als das Waldhorn drüben endgültig verstummt war, machte er sich wieder auf die Beine und stieg langsam zu der Kapelle empor, indem er sich überlegte, welche Arbeit er morgen angreifen wollte. Aber die gesamte Theologie einschließlich ihrer Grenzwissenschaften sah ihn an wie ein öder, grauer Novembertag. Und über Berg und Tal glänzte die Junisonne.

Oben angelangt, schwang er sich auf die breite Umfassungsmauer des kleinen Friedhofs, ließ die Beine nach außen hängen und hielt von dem lieblichen Luginsland Umschau. Ein weicher Sommerwind strich über die Höhe, am Himmel zogen leichte, lichte Wolken, und verheißungsvoll blaute, eine Hügelkette hinter der andern, die Ferne... Auf einmal schlug er sich mit der Hand auf das Knie und sagte: „Ich wandre doch! Gleich morgen vor Tau und Tag!"

Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er es wie Fesseln von seinem inneren Menschen fallen. Der bleierne Druck, der wochenlang auf ihm gelegen hatte, war auf einmal gewichen, ihm war so leicht und froh, daß er die Beine schaukeln lassen und ein Liedchen pfeifen mußte. Dann legte er sich, der Länge nach, die Hände unter dem Kopf, auf die Mauer, ließ sich die Sonne auf den Leib scheinen und blinzelte zu den wandernden Wolken über sich empor.

Die Lust zum Wandern schwellte nach und nach immer mächtiger seine Brust, und es währte nicht ganz lange, so sprang er auf die Füße, um schon heute einen kleinen Vorschmack zu genießen. Nachdem er munter den Stationenweg auf der andern Seite des Berges hinabgeeilt war, schritt er in strammem Marschtempo durch das lachende Tal. Und merkwürdig! In dem seinen Körper wiegenden Rhythmus des Wanderns wurde es ihm auf einmal, als müßten die nächsten Tage ihm etwas schenken. Nicht nur die Bekanntschaft mit Bergen und Tälern, Burgen und Dörfern, nicht nur den Reiz eines frei und froh auf die Wanderschuhe gestellten Daseins, sondern etwas ganz besonderes Großes und Schönes. Er sann darüber nach, welcher Art dies sein könnte. Es enthüllte sich ihm jedoch nicht weiter; nur die Gewißheit, daß es kommen werde, blieb und entzündete in seinem Gemüt ein wunderlich reiches Glücksgefühl.

Er mochte eine Stunde gewandert sein, als er ein ansehnliches Dorf erreichte, in dem gerade Kirmes gefeiert wurde. Laute, lärmende Lustigkeit war sonst

nicht gerade nach seinem Geschmack, aber heute spürte er auf einmal Verlangen, sich ein wenig in das bunte Treiben zu mischen. Er sah den Spielen der Kinder auf dem Anger zu, darauf den Tänzen des jungen Volks, und da sich in ihm der Wunsch regte, selber auf irgend eine Weise mitzutun, trat er an eine Schießbude und versuchte dreimal vergeblich, einem schwarzen Neger die weiße Tonpfeife zwischen den wulstigen Lippen wegzuschießen. Dann setzte er sich mutig an einen Tisch im Lindenschatten, an dem noch einige Plätze frei waren, ließ sich einen Schoppen Neckarwein geben und sah seelenvergnügt dem munteren Kirmesvölkchen zu. Er stellte bei sich fest, daß er sich unter seinesgleichen und bei „feinen Leuten" eigentlich immer etwas befangen und unsicher fühlte, daher er unter ihnen auch meistens eine ziemlich kümmerliche Rolle spielte, während ihm unter einfachen Menschen fast immer bald von Herzen wohl wurde. Deshalb war er am Ende ja auch wohl zum Dorfpastor bestimmt. Es fiel ihm auch wieder ein, daß vorhin, als er an dem traulich im Grün versteckten Pfarrhaus des Ortes vorüberging, auf einmal ein merkwürdig heimeliges Gefühl über ihn gekommen war... Wenn auf dem Wege zu solch einem Heim nur nicht so gar viel dicke Steine und Klötze lägen!...

Er trank noch zwei Schoppen des Säuerlings, die ihm trefflich schmeckten, da sie nicht viel kosteten und er bislang keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu einem Weinkenner auszubilden, aß eine Portion der landesüblichen Schinkenwurst dazu, und trat endlich, als die

Sonne schon hinter die Berge gesunken war, den Rückmarsch an.

Am nächsten Morgen beim ersten Tagesgrauen wurden die Schneidersleute in der Klostergasse von dem solidesten Mieter, den sie seit Jahren gehabt, aus dem Schlaf geklopft. „Frau Közle," rief er vor ihrer Schlafkammertür, „Sie sind wohl so gut und schicken das Theresle hin, daß sie den Mittagstisch bis auf weiteres abbestellt. Die Budenmiete für den Juli liegt auf meinem Schreibtisch unter dem Löschblatt." — „Aber Herr Heydenreich, was haben's denn?" — „Ich lauf mir mal die Beine a bissel locker. Bleiben's alle miteinander hübsch gesund!"

Zwei Bierstudenten kamen nach durchzechter Nacht mit erheblicher Überfracht die morgenstille Straße daher getorkelt. Der jungfrische Wandersmann, der vor dieser Art Helden längst jede Furcht verloren hatte, sah ihnen keck in die aufgeschwemmten, erschlafften Gesichter. Der eine, ein Kerl mit einem Bulldoggengesicht, fühlte sich „fixiert" und hielt quer über die Straße auf ihn zu, und es fehlte nicht viel, so hätte das Füchslein vor lauter Übermut mit ihm angebändelt. Es besann sich aber noch eben rechtzeitig und drückte sich, wofür ihm ein „Elender Kneifer!" nachflog. Es quittierte mit einem kurzen, hellen Lachen, schlug mit dem Stock ein paar selbsterfundene pfeifende Terzen und Quarten in die Luft und machte ein Gesicht dazu, als wollte es auf Holzkomment mit dem renommiertesten Schläger der Alma mater jeden Augenblick antreten.

Als die Stadt hinter ihm lag, stimmte er ein Lied an,

das er daheim, als er sich auf Tübingen freute und vorbereitete, irgendwo gefunden und sich eingeprägt hatte. Ob's eine Melodie dazu gab, wußte er nicht; jedenfalls kannte er keine. So machte er sich selber eine, und zu jedem Vers eine eigene:

O Tübingen, du teure Stadt,
Bin deiner Weisheit voll und satt,
Ade, ihr alten Mauern!
Aus ist es mit dem Trauern,
Und aus wohl mit dem blanken Geld,
Doch in der weiten, freien Welt
Lebt stets der Bursche munter,
Juchhei ins Tal hinunter!

Deiner Weisheit voll? Nee! Satt? Ja, und bis oben 'naus! Welchen Papst der olle Knabe heut wohl beim Wickel nimmt? Und welchen Psalm der andere verhackstückeln mag? Lat jüm, lat jüm!

Der Neckar rauscht, die Sonn' nicht steht,
Der Wind von Wolk' zu Wolke weht,
Und Störch' und Reiher fliegen
Juchhei! in langen Zügen.
O Erde, wie bist neu du mir!
Mein Herz, wie regt es sich in dir
Mit Jauchzen und mit Klingen,
Das möcht die Brust zerspringen!

Störch' und Reiher flogen da allerdings keine, aber lustig krächzende Krähen badeten ihr Gefieder im Morgenglanz. Er winkte den schwarzen Wandergefährten grüßend zu.

Fahr aus, du Staub, der in mich kam,
Schulweisheit und du Bücherkram,

In alle Winde fliehe,
Daß die Natur einziehe!
Herz, öffne dich nur weit, nur weit,
Sieh', all die grüne Herrlichkeit
Muß in dir Raum jetzt finden.
Ade, du Stadt dahinten!

Die Weise, die sich zu diesem letzten Verse einfand, gefiel ihm so gut, daß er ihn wiederholte und sie dabei noch etwas verbesserte, so daß sie nun dem Entzücken eines befreiten und weit sich öffnenden Herzens jubelnden Ausdruck gab. Ade, du Stadt dahinten! Er wandte sich um und winkte ihr einen frohen Abschiedsgruß zu. Dann schritt er wacker fürbaß.

Der Rucksack drückte ihn nicht eben sehr. Für des Leibes Hülle enthielt er ein Nachthemd, zwei Kragen, vier Taschentücher und drei Paar Strümpfe, für seine Fülle ein Stück heimatlichen Schinkens, von der Mutter angemästet und eingeschlachtet, und einen Knust Brot. Für die Bedürfnisse des inneren Menschen, wenn solche sich einmal regen sollten, waren zwei Büchlein mitgehen geheißen.

Als der junge Wandersmann einige Stunden hinter sich gelegt hatte, wuchsen die gewaltigen Ruinen einer mittelalterlichen Burg vor ihm auf. Er stieg den mit Kirschbäumen bepflanzten Berg hinan, kletterte lange in dem alten Gemäuer herum, und erwählte endlich ein von der lieben Sonne durchwärmtes und lieblich begrüntes Gemach, darin ein Stündchen zu rasten. Das einfache Mahl bereicherte ein Pfund schwarzer Kirschen, das er am Fuß des Burgberges gekauft hatte. In

Ermangelung einer Wage hatte das Bäuerlein mit der Hand gewogen und annähernd ein Kilo gegriffen. Den Nachtisch bildeten einige Uhlandsche Balladen, die in solchen alten Ritterburgen spielten. Bei einer etwas länglichen fielen ihm die Augen zu, und den Kopf auf dem Rucksack, hielt er ein Mittagsschläfchen.

Aus diesem fuhr er, von einem Geräusch aufgeschreckt, jäh in die Höhe und erblickte, indem er die Augen weit aufriß, eine wunderholde Erscheinung. In der gewölbten Türöffnung stand ein Mädchen, ganz in Weiß, das ihn zuerst etwas erschrocken ansah, dann aber verständnisvoll nickte und lieblich lächelnd verschwand.

Er rieb sich die Augen. Hatte er geträumt. War eins der schönen Ritterfräulein, von denen er vorm Einschlafen gelesen, im Traum zu ihm gekommen?... Horch, irgendwo im Gemäuer hallt ein leichter Schritt, klingt ein silbernes Lachen. Also doch ein Wesen von Fleisch und Blut! In der Tür, wo sie gestanden, an den rauhen, kahlen Wänden, in der sonnigen Landschaft, die zu den ausgebröckelten Fenstern hereingrüßt, überall glaubt er das holde Bild noch zu sehen. Und bald zieht er seine Stiefel an, huckt den Rucksack auf und klettert noch einmal durch alle Mauern und Löcher der Trümmerburg, mit klopfendem Herzen die Entschwundene suchend. Aber es ist nirgends eine Spur von ihr zu entdecken... Halt, vom Burgfried ist das Ganze besser zu übersehen! Er eilte die Treppe zu ihm hinauf. Ach, da hätte einer lange suchen können. Sie hat die Burg ja schon verlassen. Dort schreitet sie graziös den

Pfad durch die Kirschpflanzungen hinab, in Begleitung eines Ehepaares — allem Anschein nach eine Tübinger Professorenfamilie... Ob dies das Erlebnis war, dessen Vorahnung ihn gestern schon so glücklich gemacht hatte?... Sollte er nun auch wieder nach Tübingen zurück? Auf dem Bahnhof des Städtchens dort unten im Tale mußte er sie treffen. Wenn er Glück hatte, geriet er vielleicht mit ihr in dasselbe Wagenteil... Aber ob das reizende Erlebnis dadurch gewinnen würde? Schwerlich... Und wenn gleich der erste Wandertag so etwas Hübsches brachte, was mochten dann die andern bescheren... Ei, dort macht ihr Weg eine Biegung, und sie blickt nach der Burg zurück. Blitzschnell hat er sein Taschentuch gezogen und läßt es flattern. O Wonne, sie grüßt auf dieselbe Weise zurück. Und ihre Eltern drehen sich langsam herum und machen auch mit. Na, die hätten sich das ebenso gut schenken können... Nein, hinter den dreien herzuklettern hat wirklich keinen Zweck.

Er blickte der Schönen nach, so lange noch ein Schimmer ihres weißen Kleides zu sehen war. Dann stieg er auf der entgegengesetzten Seite den Berg hinunter.

Nach mehrstündiger Wanderung erreichte er, gerade als die Abendglocken klangen, einen Marktflecken, in dem er über Nacht zu bleiben beschloß. Das „Weiße Lamm" lockte nicht zu näherer Bekanntschaft, der „Goldene Löwe" hatte den Rachen geöffnet, als ob er gern Gold und Silber verschlänge, der „Rote Ochse" schien dem prüfenden Blick des müden Wanderers gerade recht, und der vor der Tür stehende Wirt, über dessen

stattlichem Bauch sich eine saubere Schürze wölbte, erweckte volles Vertrauen, sowohl was die Sauberkeit seiner Gastbetten als auch was die Nahrhaftigkeit seiner Küche anging. Er trat ein und erhielt ein anscheinend frisch überzogenes Bett für fünf Groschen, und für deren vier eine Portion Spätzle, die der Frau Herrenkleidermacher Közle ihre an Quantität fast um das Doppelte übertraf, an Qualität jedoch nicht ganz erreichte. Die nette Unterhaltung des Ochsenwirts hatte er gratis überher. Als er zwei Glas Apfelmost getrunken hatte, wußte er im Örtle so gut Bescheid und fühlte im „Ochsen" sich so zu Hause, daß er sich getrost unter die allmählich sich sammelnden Stammgäste setzen und zu ihren Gesprächen ab und an verständnisvoll mit dem Kopf nicken konnte. Bald wurde er auch in die Unterhaltung gezogen, indem sein Nachbar ihn fragte, wo er zu Hause wäre. Und da erzählte er frank und frei und, so gut es ging, schwäbelnd von seiner norddeutschen Heide, ihren Schnucken, Immen und Menschen. Die schwäbischen Pfahlbürger, für die hinter Frankfurt die Welt so ziemlich aufhörte, waren ganz Ohr und stießen wacker mit ihm an.

Der nächste Tag brachte keine besonderen Abenteuer. Der junge Mensch wanderte frohgemut Berge hinauf, Täler hinab, und wunderte sich über Kleines und Großes, was sie seinen wunderlich aufnahmefähigen Sinnen boten. Er, der seine starke Neigung zur Reflexion recht gut kannte, hätte nie gedacht, daß er so unmittelbar genießen könnte. Die Vergangenheit war wie ausgelöscht, die Zukunft kümmerte ihn nur so weit, als er

sich fragte, was hinter der nächsten Höhe auf ihn warten möchte. Noch nie hatte er so der Gegenwart, dem Augenblick gelebt.

Am dritten Tage gewahrte er einen eigentümlichen Wandel der Stimmung. Er schritt nicht mehr so stramm aus wie gestern und vorgestern. Oft genug riß er die Augen weit auf und hatte den besten Willen, sich über dies und das, was ihm neu war, zu wundern, aber es gelang nicht recht. Einmal stand er lange vor einer grauen Mauer Auge in Auge mit einer grauen Eidechse, die, den Bauch auf den von der Sonne erwärmten Stein gedrückt, nichtssagend in die Welt starrte. Und den ganzen Tag fühlte er sich dem Tierchen merkwürdig verwandt. Noch nie hatte er sich der Erde so nahe gefühlt. Es war etwas eigentümlich Passives in ihm, das Lebensgefühl schien zum Vegetieren gedämpft, — ein Zustand, den er übrigens durchaus nicht als unangenehm empfand. In frühester Kindheit erinnerte er sich ganz ähnliche Stunden gehabt zu haben. Es war wie ein Zurücksinken in das dumpfe, unbewußte Leben der Natur.

Am vierten Tage wollten die Füße nicht recht mehr voran, und es dünkte ihm gut, einen Ruhetag zu machen. Langsam humpelte er von seinem Nachtquartier fort, bis er nach einer halben Stunde ein Wald- und Wiesentälchen erreichte, das ihn zum Rasten einlud. Um nicht durch die Nähe der Straße gestört zu werden, stieg er es eine Strecke hinauf, und als er eine in den Wald sich hineinschiebende, mit Blumen übersäte Matte fand, breitete er am Waldessaum seinen

Mantel aus und streckte sich der Länge nach hin, fest entschlossen, nicht eher wieder aufzustehen, als bis die Sonne, so hoch sie eben den östlichen Himmel erklettert hatte, ebenso tief am westlichen hinuntergestiegen sein würde. Mit Lebensmitteln hatte er sich in dem Dorf, wo er die Nacht zugebracht, aus einem Bäcker- und einem Schlachterladen genügend versehen. Schuhe und Strümpfe zog er aus, um die ein wenig wund gelaufenen Füße dem heilsamen Einfluß von Luft und Licht auszusetzen.

Er fühlte eine wohlige Müdigkeit in den Gliedern, aber zugleich eine Art Unzufriedenheit mit sich. Dieser Zustand heißt auf gut Deutsch Stumpfsinn, stellte er bei sich fest, und er versuchte, sich aus ihm aufzuraffen. Das wollte aber nicht gelingen. Er stützte den Kopf in die Hand und begann in dem Büchlein zu lesen, das eine gute Auswahl von lyrischen Gedichten und Balladen enthielt. Aber während diese in den ersten Tagen seine stillen Freuden vertieft, seine Stimmung gesteigert hatten, sagten sie ihm heute gar nichts. Endlich gab er die unnötigen Versuche auf, legte sich zurück, schloß die Augen und war in wenigen Minuten eingeschlafen ...

Als er nach einigen Stunden erwachte, ruhte sein etwas heller gewordener Blick auf den Blumen, die sein Lager umstanden. Vorhin hatten sie noch halb und halb geschlafen, inzwischen sich aber in ihrer zarten Schöne voll geöffnet. Da kam ihm von ungefähr ein Verschen Gerhard Tersteegens in den Sinn, und er sprach es leise vor sich hin:

Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten...

Nach einer Weile fuhr er noch leiser fort:

Laß mich so,
Still und froh,
Deine Strahlen fassen
Und dich wirken lassen.

Zunächst war es der Wohllaut dieser Worte, der sich seinen Sinnen einschmeichelte, der seine Seele wiegte wie eine feine, leise Melodie...

Aber dann weckten sie in seinen Tiefen, wie ein leises Echo, eine zarte, schüchterne Sehnsucht. Er begrüßte diese mit freudigem Erschauern; denn schon bei ihrer ersten schwachen Regung empfand er sie als eine Auflehnung seines inneren Menschen gegen die Vergewaltigung durch die Natur, gegen das dumpf Passive und Vegetative, das ihn seit gestern morgen im Bann gehalten hatte.

Bald wurde er sich auch über die Richtung klar, in welcher diese Sehnsucht sich streckte. Seine Seele, des Hingegebenseins an die stumme Natur müde, sehnte sich nach etwas Geistigem, um durch dieses den Druck jener zu überwinden und sich über sie zu erheben.

Er versuchte ihr solches durch Gedanken zuzuführen. Aber diese waren selbst noch zu sehr erdgebunden, als daß sie einen freieren und höheren Flug hätten nehmen können.

Auf einmal griff er kurz entschlossen in seinen Rucksack und holte das andere der beiden Büchlein, die ihn

auf seiner Wanderfahrt begleiteten, heraus. Er hatte es diese Tage bisher noch nicht vor die Augen genommen. Es war das Neue Testament in griechischer Sprache.

Nachdem er die Blätter eine Weile unschlüssig durch seine Finger hatte gleiten lassen, schlug er das dreizehnte Kapitel des Matthäusevangeliums auf.

Zwar muteten die Gleichnisse vom Himmelreich in dem weniger abgetragenen Sprachgewand ihn ein gut Teil frischer an als in der von Jugend auf vertrauten Form. Jedoch über die ersten Seiten las er wie über gar zu Bekanntes ziemlich leicht und flüchtig hinweg.

Aber plötzlich kam er zu einem inneren Anhalten. Und er ließ den griechischen Worten die deutsche Übersetzung folgen:

> Abermal ist das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige......

Was mochte Jesus in diesem Gleichnis mit dem „Himmelreich" meinen?

Es fiel ihm eine Erklärung dieses Begriffes aus dem Religionsunterricht der Schule ein, er konnte aber nichts Rechtes mit ihr anfangen. Sie war ihm zu unlebendig, zu hölzern.

Das Himmelreich im Sinn dieses Gleichnisses war doch wohl, wenn man es einmal ganz einfach ausdrücken wollte, eine besondere Verfassung des inwendigen Menschen ... eine gewisse Ordnung der innerlichsten

Gemütskräfte... eine bestimmte Richtung des tiefsten Lebenswillens... So oder so ähnlich konnte man, ganz allgemein, vielleicht erst mal sagen... Wollte man Genaueres darüber erfahren, so wandte man sich am besten wohl an den, der nicht nur in diesem Gleichnis, sondern immer und immer wieder auf die mannigfaltigste Weise, von diesem Himmelreich geredet hatte.

Und mit der Bergpredigt beginnend, fuhr er fort, in den Evangelien zu lesen, langsam und oft nachdenklich verweilend...

Er hatte die letzten beiden Tage mit andern Menschen nur so viel Worte gewechselt, als nötig waren, um Nahrung und Nachtquartier zu bekommen. Nun merkte er, daß auf seinen einsamen Wanderungen ein wahrer Hunger nach einem Austausch von Mensch zu Mensch in ihm erwacht war. Und über die Jahrhunderte weg hielt er Zwiesprache mit dem Manne, der, Lebensworte auf den Lippen, einst über die Fluren Galiläas gewandert war. Er fragte und lauschte, dieser antwortete. Nichts drängte sich in diesen Stunden zwischen sie, keine Theologie und keine Philosophie, kein Bann der Vergangenheit und kein Geschwätz des Tages. — — —
— — — — — — — — — — —

Als er am späten Nachmittag sich erhob, wußte er, daß er auf das große Erlebnis, das sich seinem ahnenden Herzen vorausverkündigt hatte, nicht mehr zu warten brauchte. Durch all seine Tiefen jubelte es: Du hast die köstliche Perle schimmern sehen!... hast einige ihrer Strahlen in deine Seele fassen können!...

Mit einer stillen, aber merkwürdig vertieften Freude

an Berg und Tal, an murmelndem Quell und wogender Saat, an Großem und Kleinem, Fernem und Nahem wanderte er in den sinkenden Abend hinein und erreichte nach etwa anderthalb Stunden ein Dorf, in dem es nur ein einziges Wirtshaus gab. Obgleich dieses ihm nicht besonders zusagte, beschloß er, ermüdet wie er war, doch Einkehr in ihm zu halten.

In der schlecht gelüfteten Gaststube saßen Zechbrüder mit wüsten Gesichtern in ziemlich vorgerückter Stimmung, und da der Aufenthalt in der dumpfen Kammer, die man ihm anwies, ebenfalls nichts Anziehendes hatte, zog er es vor, nachdem er zu Abend gegessen, noch einen kleinen Gang durch das Dorf zu machen.

Als er langsam die holperige Straße hinabschlenderte, hörte er aus einem Hause frommen Gesang erschallen. Er setzte sich auf die Umfassung eines fließenden Brunnens und lauschte. Plötzlich fühlte er die Berührung einer Hand auf seiner Schulter, und sich erschrocken herumwendend, blickte er in das ehrwürdige und freundliche Gesicht eines alten Mannes, der ihm prüfend in die Augen sah und dann sagte, drinnen wären die Stundenleute versammelt; wenn der junge Herr Lust habe, nehme er ihn gern mit hinein.

Der Student nahm die Einladung ohne langes Besinnen an und befand sich bald in einem Kreise von Männern und Frauen, die eben aufgehört hatten zu singen, und nun an der Hand kleiner Testamente verfolgten, was ein graues Männchen, dem Anschein nach ein Lehrer älteren Stils oder auch der Meister irgendeines ehrsamen Handwerks, aus dem seinigen vorlas. Dann fing

er an zu erklären, in der Weise, daß jedermann Gelegenheit hatte, Fragen zu stellen, Einwürfe zu machen oder Ergänzungen einzuschieben. Da kam allerlei Wunderliches zutage, worüber der angehende Gottesgelehrte heimlich in sich hinein lächeln mußte, aber nicht selten fiel auch eine Bemerkung, die ihn aus dem Munde so schlichter Leutchen verwunderte. Am meisten interessierte es ihn aber, ihre Gesichter und ganzes Gehaben zu beobachten. Es fehlte nicht an solchen, die seinem Blick, der sich dieser Tage an so vielem Geradgewachsenen und Gesunden erfreut hatte, mit ihrer schiefen Kopfhaltung und einem süßlich schwärmerischen Augenaufschlag unangenehm auffielen. Die meisten aber hatten ein schlichtes, ungekünsteltes Wesen und etwas merkwürdig Gesammeltes, ihre tiefen, ernsten Augen schienen von einer leisen Sehnsucht zu erzählen, aber auch etwas zu kennen, das sie stillt. Manche kamen dem Gast so bekannt vor, daß er sich fragte, wo er ähnlichen Gesichtern schon früher begegnet sein möchte... Richtig, in den Heidedörfern der fernen Heimat, da saßen Menschen, an die diese hier lebhaft erinnerten, die man getrost in diese Versammlung hätte versetzen können, ohne fürchten zu müssen, daß sie aufgefallen wären... Eine Verwandtschaft der Volksstämme lag da wohl kaum vor... Was diese Menschen und die andern viele Meilen nordwärts einander so ähnlich gebildet hatte, war im letzten Grunde doch wohl die gleiche seelische Verfassung, der Widerglanz der köstlichen Perle, die sie suchten oder gefunden hatten...

Er mußte die Leutchen unwillkürlich auch mit den

Wirtshausbrüdern vergleichen, vor denen er Reißaus genommen hatte. Da war allerdings ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht...

Während die Stundenleute wieder sangen, raffte ihr Gast sich innerlich zu einem Entschluß auf. Wenn ich einmal Pastor bin, sagte er zu sich, will ich mit aller Kraft dahin wirken, daß von dieser Art Menschen, von den stillen, innerlich gerichteten immer mehr, und von der andern Sorte immer weniger werden in der Gemeinde, die man mir anvertraut... Und diese Jahre hindurch will ich mich tüchtig dranhalten, damit ich einmal nicht mit leeren Händen zu ihr komme, sondern ihr was Ordentliches zu bringen habe...

Dieser Wille hielt seine Seele auch noch gespannt, als er unter dem funkelnden Sternenhimmel langsam seinem Quartier zuschritt, und auf seiner harten Lagerstatt scheuchte er ihm einige Stunden den Schlaf, zusammen mit dem Lärm der Zecher, der von unten heraufdrang. —

Einen Tag war er noch auf den Beinen, mit einem leisen, frohen Nachklingen des voraufgegangenen schönsten und reichsten aller Wandertage. Dann kam eine Nacht, in der ihn die Wanzen bissen, und ein Morgen, der den Himmel mit grauen Regenwolken bedeckt zeigte. Auf einmal sehnte er sich aus seiner Wanderkleidung hinaus und nach seinem Stübchen am Neckar. Er ging zur nächsten Eisenbahnstation und fuhr aus dem Süden des Landes, wo schon die ragenden Schneegipfel der Alpen aus der Ferne grüßten, in wenigen Stunden nach Tübingen zurück.

Er besuchte nun wieder eifrig die Vorlesungen, und da er nicht mehr so viel von ihnen verlangte wie früher, hielt er es ganz gut unter dem Katheder aus. Allmählich dämmerte ihm auch das Verständnis für die ernste wissenschaftliche Arbeit, die hier geleistet wurde, und mit wachsendem Interesse nahm er an ihr teil.

Seine Grundstimmung war nunmehr und blieb das ganze Semester hindurch eine ruhige, gleichmäßige Heiterkeit. Er lebte ohne näheren Verkehr, aufgeschlossen für die Reize der schwäbischen Landschaft und viel nach innen lauschend. Es gab in diesem Sommer in der Neckarstadt gewiß Hunderte von Studenten, die lustiger waren als er. Ob auch viel so fröhliche und in ihrem Gott vergnügte, das steht dahin.

Am Hange eines überblühten Hünengrabes saß ein junges Mädchen und war dabei, aus blühender Heide ein Körbchen zu binden. Sorgfältig prüfte sie jedes Sträußchen, ehe sie es einfügte, ob es auch voll erblüht und tiefrot von Farbe wäre, und oft hielt sie ihr Werk ein wenig von sich, um an seinem Fortschreiten und guten Gelingen ihre Freude zu haben, worauf dann jedesmal die feinen, weißen Hände glättend über die zuletzt eingebundenen Rispen fuhren. Das junge Menschenkind war schlicht und schön und lieb wie die ringsum blühende Heide. Ihr zur Seite lag ein prächtiger Neufundländer, behaglich in den warmen Hochsommertag hachelnd. Die durchsonnte Luft war voll vom Gesumm der Immen und vom Gebrumm der Hummeln.

In einem nahen Föhrenwald, dessen sattes Grün sich von dem herrschenden Rot angenehm abhob, wurden Schritte laut, und bald darauf trat ein junger Mensch ins Freie, der den Strohhut im Nacken, den Rucksack auf dem Rücken und den Stock in der Hand munter einen weißschimmernden Pfad dahinschritt.

Als der Hund kurz anschlug, fuhr er zusammen, blickte zur Seite, blieb überrascht stehen und zog seinen

Hut. Dann schien er weiter gehen zu wollen. Aber das junge Mädchen rief ihm mit heller Stimme zu: „Herr Erich, nun tun Sie man nicht so fremd! Erst mal herein hier und ordentlich guten Tag gesagt!“

Der junge Mann bog von seinem Pfade ab und kam auf das Hünengrab zugeschritten.

„Wo kommen Sie denn auf einmal her?“ klang es ihm entgegen. „Ihre Mutter erwartet Sie doch erst übermorgen.“

„Ich konnte es diese herrlichen Augusttage in Berlin nicht mehr aushalten,“ gab er zur Antwort.

Als er ihr die Hand reichte, begann er: „Fräulein ... wie muß man doch gleich sagen? ...“

„Mein Name ist noch immer Eva.“

„Schön ... ich hätte Sie beinahe wirklich nicht wiedererkannt, Fräulein Eva.“

„Hab ich mich denn so verändert?“

„Ganz mächtig.“

„Zu meinem Nachteil?“

„Oh, das will ich just nicht behaupten.“

Mit unverhohlener Bewunderung sah er auf sie nieder. Im Gedächtnis hatte er die Jugendgespielin als ein Ding von eckigen Formen und blasser Gesichtsfarbe. Nun saß sie da zu seinen Füßen, auf das lieblichste erblüht, und aus dem schmalen, feinen Gesicht lächelten ein Paar vergißmeinnichtblaue Augen froh und schelmisch zu ihm auf.

Er senkte den Blick ein wenig und ließ ihn auf ihren Händen ruhen. „Soll das ein Kranz werden?“

„Nein, 'n Korb. Meine liebste Freundin hat nächste Woche Geburtstag."

„Ach so ..."

„Wissen Sie, was Sie ganz gut könnten?"

„Na?"

„Mir ein bißchen dabei helfen."

Er zuckte die Achseln und sah nach seiner Uhr.

„Lassen Sie Ihre Uhr man stecken! Es ist noch früh am Tage, und Ihre Mutter kuckt vor übermorgen nicht nach Ihnen aus. Nun legen Sie Ihren Rucksack mal schnell ab und pflücken mir Heide; dann brauch ich damit keine Zeit zu verlieren."

Er stand noch immer unschlüssig.

„Aber warum wollen Sie mir den kleinen Gefallen denn nicht tun?" rief sie fast etwas ärgerlich. „Es ist doch jetzt wieder Friede und Freundschaft zwischen rechts und links der Werle. Da dürfen auch Sie dreist mal wieder ein bißchen nett sein!"

Jetzt streifte er endlich seinen Rucksack von den Armen und ging in die Knie, ihren Wunsch zu erfüllen. „Aber nur wirklich aufgeblühte und tiefrote," bat sie. „Meine Freundin wohnt nämlich am herrlichen Rheinstrom, und wir müssen ihr doch zeigen, daß es auch bei uns in der Heide was Hübsches gibt."

Er nickte und wählte beim Pflücken noch vorsichtiger. Zuweilen sah er verstohlen zu ihr hinüber. Die schlanke, zierliche Gestalt in lichtem Blau inmitten all des sanften Rot zog immer wieder aufs neue seinen Blick auf sich. Und heimlich freute er sich, daß sie nach den langen Jahren, in denen man sich fremd geworden war, so-

gleich den alten, nett kameradschaftlichen Ton wieder gefunden hatte.

Bald legte er eine tüchtige Handvoll Heide neben sie und ließ sich in einiger Entfernung von ihr am Hange des Hügels nieder.

„Nun legen Sie aber, bitte, die Hände nicht so faul in den Schoß!"

„Was soll ich denn noch?"

„Mir zureichen natürlich! Sie werden sehen, dann geht die Sache noch einmal so schnell."

Er rückte leicht errötend einen Schritt näher und tat, wie sie wünschte.

„Wo haben Sie Ihre Freundin, die diesen Korb haben soll, kennen gelernt?" fragte er nach einer Weile.

„In Lausanne. Da war ich doch zwei Jahre in Pension."

„Hm hm ... Hat es Ihnen in der Schweiz denn gefallen?"

„Très bien," rief sie und fuhr dann auf französisch fort, ihm von der schönen Stadt, von Bergtouren und Fahrten auf dem See vorzuschwärmen. Nur mit Mühe konnte er ihr folgen. „Ich seh schon," brummte er nach einer Weile, „daß Sie den Franzmännern tüchtig was vom Schnabel abgekuckt haben. Aber wir beide wollen doch lieber bei unserem alten ehrlichen Deutsch bleiben, mein' ich."

„Tout à votre aise," sagte sie noch, um dann in ihrer Muttersprache der geliebten Freundin Lilly ein Loblied zu singen. Vortrefflichster Charakter, gute Familie, reizendes Aquarellzeichnen, goldiges Gemüt und

noch vieles andere Schätzenswerte fand sich in diesem einzigen Menschenkinde zusammen.

Er hörte mit ernsthaftem Gesicht, aber innerlich belustigt zu. Daß es in dieser Welt der Unvollkommenheiten dermaßen vollkommene Wesen gäbe, hätte er nie gedacht.

„Wollen Sie Lillys Bild mal sehen?“ fragte Eva, als sie ihr Lied ausgesungen hatte.

„Das würde mich sehr interessieren,“ versetzte er.

Sie öffnete ein goldenes Medaillon, das sie auf der Brust trug, und hielt es ihm hin. Um das winzige Bildchen einigermaßen deutlich zu sehen, mußte er sich vorbeugen und ihr ziemlich nahe kommen. Das verwirrte ihn etwas, so daß er von der Freundin keine rechte Vorstellung gewann, und auf ihre Frage, wie sie ihm gefalle, nur sagen konnte: „Oh, die junge Dame macht ja einen recht netten Eindruck.“ Damit war sie aber nicht zufrieden. Sie löste das Kleinod vom Halse und reichte es ihm. Fein rund und warm schmiegte es sich in seine Hand, und dabei durchrieselte ihn eine so angenehme Empfindung, daß er eine förmliche Anstrengung machen mußte, um die Augen, die ins Leere gehen wollten, scharf auf Lillys Züge einzustellen.

„Hm, nicht just ein besonders schönes Gesicht ...“

„Wa—as?“

„Lassen Sie mich doch ausreden. Ich wollte sagen, Ihre Freundin ist nicht gerade eine blendende Schönheit, aber sie hat ein sehr angenehmes und liebes Gesicht.“

Sie schenkte ihm dankbar einen strahlenden Blick.

Dann nahm sie das Schmuckstück wieder an sich, betrachtete das Bild mit verliebten Augen und sagte: „Aber ich kann wirklich nicht finden, daß meine Freundin so häßlich ist.“

„Wer hat denn das gesagt?“ rief er lachend. „Und wenn man jemand lieb hat, kommt dann so viel auf eine hübsche und glatte Larve an?“

Sie knipste das Medaillon zu und drückte es zärtlich gegen ihren Busen. Nachdem sie darauf das Kettchen um den Hals geschlungen hatte, nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Nach einer Weile sah sie ihn groß an und fragte: „Haben Sie auch einen Freund, mit dem Sie sich ganz und gar verstehen?“

Er schüttelte den Kopf und seufzte. „Als Sie mir vorhin mit so großer Wärme von Ihrer Lilly erzählten,“ sagte er dann, „mußte ich Sie heimlich beneiden. Ich hab in dieser Beziehung kein rechtes Glück gehabt.“

„Ach ... eigentlich wundert mich das bei Ihnen. Wie ich Sie von früher kenne, müßten Sie einen recht guten und treuen Freund abgeben.“

„Ich freue mich, daß Sie eine so gute Meinung von mir haben ... Zu einem Freundesbund gehören aber immer zwei, und der zweite hat sich nie recht finden wollen. Besonders diese zwei Semester in Berlin hab ich ganz allein für mich hingelebt. Sie glauben gar nicht, wie einsam man in solcher Riesenstadt sein kann ... Aber es schadet nichts, ich kann eine gute Portion Einsamkeit vertragen. Wer einziges Kind seiner Eltern ist, wird leicht ein bißchen Einsiedler.“

„Sie hätten man in ein Korps eintreten sollen, oder in irgend 'ne andere Verbindung."

„Meinen Sie? ... Ich hab das auch mal gedacht und sogar versucht ... Aber es war nichts für mich. Ich fühlte mich da manchmal noch einsamer, als wenn ich allein war."

„Aber es hätte Ihnen sicher gut getan."

„In mancher Hinsicht vielleicht ... In anderer, fürcht ich, auch wieder nicht. Alles paßt nicht für alle ... Nun muß ich mal so als Einspänner verbraucht werden."

„Hat solche Einspännerei nicht ihre großen Gefahren?" fragte sie nach einer Pause nachdenklich.

„Wieso?"

„Ich meine, wird aus so einem Einspänner nicht gar zu leicht ein Egoist?"

„Das wollen wir nicht hoffen!"

„Ich denke doch ... Wer sich immer so in seine eigenen Gedanken und Träume einspinnt, steht gewiß in Gefahr, diese für allzu wichtig zu halten."

„Wie kommen Sie darauf? Mach ich Ihnen wohl den Eindruck, als ob ich das täte?"

„Das wollte ich damit nicht sagen. So genau kenn ich Sie ja gar nicht mehr. Ich dachte nur an eine Pensionsgenossin in Lausanne, die sich immer von uns andern zurückhielt. Zuerst meinten wir, sie hätte so viel in sich, daß wir alle ihr nicht genügen könnten, und sahen mit 'ner Art von scheuer Ehrfurcht zu ihr hinauf. Auf einmal kam's aber heraus, daß sie nichts als eine eingebildete dumme Gans war. Da haben wir uns verschworen, ihr das Leben nach Kräften sauer zu

machen, und das ist ihr, glaub ich, nicht übel bekommen... Vor allem, möcht ich meinen, ist solche Abschließung auch nicht gut für einen, der Pastor werden will. So einer muß doch wohl aus sich herausgehen können..."

„Vor allem, glaub ich, muß er in sich hineingehen können..."

„Ach so—o... hm... ja gewiß... aber dann auch wieder aus sich heraus... Ich glaube, Ihrem Vater ist das auch zu wenig gegeben. Ein Glück, daß Ihre Mutter seine Frau geworden ist. Die ergänzt ihn wunderschön."

Er sah sie erstaunt an und nickte dann zustimmend: „Sie haben recht, vollständig recht."

„Denken Sie aber, bitte, nicht von mir," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich keinen Freund gefunden habe, weil ich die Menschen verachte. Ich habe mich im stillen immer nach einer rechten Freundschaft gesehnt. Aber ich bin von Haus aus gar zu schwerfällig; das muß auch wohl väterliches Erbe sein. In Berlin saß ich in einer Vorlesung viermal die Woche neben einem lieben Menschen, der mir sehr sympathisch war, und wartete von Tag zu Tag, daß er mit einer Annäherung den Anfang machen sollte. Aber er tat es nicht, wahrscheinlich weil er genau so ein Nachtwächter war wie ich; denn daß er mich auch ganz gern hatte, glaubte ich zu bemerken. So ging das Semester hin. Als aber das neue kam und ich ihn suchte, nunmehr fest entschlossen, um seine Freundschaft zu werben, da war es zu spät; er hatte inzwischen die Universität verlassen.

So hab ich Pechvogel den Anschluß verpaßt. Nun bin ich natürlich schon zu hoch in die Semester gekommen und muß an andere Dinge denken... Aber ich möchte wirklich nicht, daß Sie mich für einen Egoisten und Menschenverächter halten. Denn ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, das können Sie mir dreist glauben, als den Menschen einmal nach bestem Vermögen zu dienen."

Sie blickte verwundert von ihrer Arbeit auf, lächelte und sagte: „Nun seien Sie man zufrieden. Vor mir haben Sie es nicht nötig, sich weiß zu waschen. Ich hab noch nie was Schlechtes von Ihnen gedacht."

Hoch und blau wölbte sich der Sommerhimmel über der weiten, roten Heide. Das Immengesumm wurde leiser, das Gezirp der Grillen lebhafter. Wie wohl tat diese klingende Stille nach dem Getöse der Millionenstadt!... Mit der Gespielin aus frohen Jugendtagen am blühenden Hügel zu liegen, ihr die zarten Rispen zu reichen, auf ihre schlanken, weißen Finger zu sehen, die sie mit dem Faden umwickelten und festbanden, zuweilen verstohlen den Blick zu erheben zu den von feinen Wimpern überschatteten Augen — der schönste Traum konnte einem nichts Lieberes vorgaukeln...

„Was wollen Sie die langen Ferien über zu Hause anfangen?" fragte Eva endlich, ein Schweigen, das seinetwegen noch gern ein Weilchen hätte anhalten können, brechend.

„Arbeiten," sagte er entschlossen, „ich hab mir tüchtig was vorgenommen... Sie glauben gar nicht, wie prächtig es sich auf meinem Dachstübchen studiert."

„Oh, das kann ich mir recht gut denken."

Er sah sie an. „Kennen Sie meine Bude denn?"

Sie lächelte schelmisch. „Ja, Ihre Mutter hat sie mir neulich mal gezeigt."

„So—o? Riesig gemütlich, nicht wahr?"

„O ja... ganz nett... Nur etwas zu viel alte Scharteken."

„Bitte sehr, das sind für mich alles wertvolle Andenken! Wenn ich an den Wänden hinblicke, werden hundert liebe Erinnerungen wach."

„Hm, ist möglich... Das Tuch, das ich Ihnen als Kind mal sticken mußte, haben Sie da ja auch aufgehängt."

„Versteht sich."

„Die Fliegen haben es freilich bös mitgenommen."

„So—o?... Dann werde ich Mutter bitten, daß sie es mal mit in die Wäsche nimmt. Die Farben können das doch vertragen?"

„Natürlich."

„... Wissen Sie noch, was ich Ihnen für das Tuch gegeben habe?"

„Eine Spange aus der Heidenzeit, ganz voll Grünspan."

„Bitte, Patina oder Edelrost, mein Fräulein! Haben Sie das Ding noch?"

„Hm..."

„Nein?"

„Nee."

„Verloren?"

„Ich habe es meiner Freundin geschenkt."

„Was soll denn die damit?“

„Sie hat einen Bruder, der solche Altertümer sammelt.“

„Dafür hatte ich es Ihnen aber eigentlich nicht geschenkt... Wenn ich das geahnt hätte, hätte ich es lieber behalten.“

„Hätten Sie ja tun können...,“ sagte sie schnippisch, indem sie die Achseln zuckte. „Ich hab's Ihnen ja nicht abverlangt.“

Es war eine leichte Verstimmung zwischen ihnen, und eine Weile blieb es still...

„Wissen Sie das Neueste?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Nee. Bitte, sagen Sie's mir.“

„Ich bin Expektantin des Klosters Marienbrunn geworden.“

„Was heißt das?“

„Wenn dort einige ältere Damen Platz machen, krieg ich jährliche Revenüen, und wenn ich will, kann ich da auch wohnen.“

„So... hm...“

„Dazu dürfen Sie mir dreist gratulieren.“

„Denken Sie sich das so nett, als Klosterfräulein in so 'nem alten Gemäuer zu sitzen?“

„Warum nicht, Marienbrunn soll ganz reizend liegen, und man ist da auch unter seinesgleichen.“

„Hm... unter seinesgleichen,“ brummte er. Über dieses Wort ärgerte er sich ein wenig. Ein erkältender Hauch wehte ihn daraus an.

Nach einigen Sekunden sagte er: „Ich glaube, es

dauert mir doch etwas zu lange, bis Sie mit Ihrem Korb ganz fertig sind. Was meinen Sie, wenn ich jetzt zu Muttern ginge?"

Er hoffte, sie sollte ihn zurückhalten. Aber sie sagte gelassen: „Ganz wie Sie wünschen. Anbinden kann ich Sie nicht." Dabei machte sie etwas wie eine entlassende Handbewegung.

Einen Augenblick wartete er, ob sie nicht wieder einlenken werde. Als sie das nicht tat, huckte er sein Gepäck auf, lüftete seinen Hut und ging grollend seiner Wege.

Nach zwei Ruhetagen zog Erich sich auf sein Dachstübchen zurück und stieg in Kants „Kritik der reinen Vernunft" und in Schleiermachers „Glaubenslehre" hinein. Zur Erholung gönnte er sich jeden Nachmittag nach dem Kaffee einen anderthalbstündigen Spaziergang.

Als er — es war bereits Mitte September geworden — einmal von diesem zurückkehrte, sah er nicht weit vorm Dorfe den Rittmeister in den Kartoffelfeldern auf Rebhühner jagen. „Junger Gottesmann," rief dieser ihm zu, „nehmen Sie mich ein bißchen mit!"

Er blieb stehen und erwartete Herrn von Branken, der seine Flinte überhängte und mit den wiegenden Schritten des korpulenten älteren Herrn langsam herankam. Als sie sich die Hände gegeben hatten, gingen sie miteinander dem Dorfe zu.

„Na, junger Freund, was machen wir?" begann der Rittmeister. „Mopsen uns wohl manchmal ein bißchen bei Muttern?"

„Durchaus nicht," versicherte Erich ernsthaft, „zu ge-

sammeltem Studium kommt man in den Ferien meist besser als im Semester."

„Mensch, können Sie denn immer noch nicht genug Bibelsprüche und Gesangbuchverse? Ich sollt meinen, endlich müßte es langen."

Erich ärgerte sich über diese Verkennung seines Studiums und suchte nach einer Entgegnung, die, ohne die Höflichkeit gegen den älteren Mann zu verletzen, doch seiner Unzufriedenheit deutlichen Ausdruck geben sollte. Doch ehe er eine solche fand, fuhr der andere fort: „Ich hätte sonst wohl 'ne kleine Arbeit für Sie. Von Ihrem Vater hörte ich, Sie hätten vor einem Jahr den Inhalt einer wurmstichigen Kirchenlade geordnet und dabei allerlei Interessantes zur Geschichte unseres Kirchspiels gefunden. Stimmt das?"

Erich bejahte.

„Sie interessieren sich also für solche Schosen und haben gewiß Übung im Lesen alter, verschnörkelter Handschriften."

„Etwas wohl."

„Nun, dann sind Sie mein Mann. Mein Familienarchiv befindet sich nämlich in einem geradezu trostlosen Zustande; neulich, als ich zufällig ein Schriftstück brauchte, mußte ich mich halbtot danach suchen. Hätten Sie wohl Lust, versteht sich gegen Entgelt, mir den Wust zu ordnen und zu inventarisieren?"

„Wie viel Zeit würde die Sache etwa beanspruchen?" fragte Erich vorsichtig.

„Hab keine Ahnung. Das beste ist, Sie treten gleich mal mit ein und sehen sich die Bescherung an."

Als sie im Herrenhause ankamen, führte Herr von Branken seinen Begleiter durch sein Arbeitszimmer in ein anstoßendes, modrig riechendes Gemach, das durch ein kleines efeuumranktes Fenster nur mäßig erhellt wurde. Die wurmstichigen Regale waren mit vergilbtem und verstaubtem Papier vollgestopft. Am Fußboden lagen Fetzen von Mäusefraß umher, irgendwo raschelte auch einer der zerstörungslustigen Nager von dannen.

„Es ist allerhöchste Zeit, daß hier eingegriffen wird," sagte der Hausherr grimmig, indem er das Fenster aufstieß, „sonst verköttelt mir das Deubelszeug die ganze Familienüberlieferung."

Erich zuckte die Schultern und sagte bedenklich: „Hier gründlich Wandel zu schaffen, würde doch wohl mehr Zeit kosten, als ich dafür aufwenden kann."

„Ach was," versetzte Herr von Branken, „nun fangen Sie junger Mensch nicht schon an, mit ihrer Zeit zu geizen. Das ganze Leben liegt ja noch vor Ihnen. Übrigens, wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen auch eine Hilfskraft zur Verfügung stellen. Meine Tochter hat doch oft genug Langeweile; die dürfen Sie tüchtig mit herannehmen."

„Hm ... zu zweien würde es ja allerdings schneller gehen," meinte Erich, indem er den Zeigefinger nachdenklich an die Nase legte. „Vielleicht darf ich mir die Sache morgen früh mal etwas genauer ansehen, um Ihnen dann endgültigen Bescheid zu geben ... Sollte es Ihrem Fräulein Tochter wohl schon um acht Uhr passen?"

„Versteht sich. Finden Sie sich nur rechtzeitig ein."

Am andern Morgen Punkt acht Uhr war Erich zur Stelle, und zwar bereits fest entschlossen, den Auftrag zu übernehmen. Kant und Schleiermacher für einige Tage in die Ecke zu stellen, war ihm nicht gar so schwer geworden. Am Ende fiele allerlei Kulturgeschichtliches ab, tröstete er sich; denn für dieses wie für das Geschichtliche überhaupt hatte er mit der Zeit immer lebhafteres Interesse gewonnen. Daß die ihm in Aussicht gestellte Gehilfin wesentlich zur Erhöhung seiner Freudigkeit beitrug, wollte er vor sich selber nicht recht wahr haben.

Eva trat in schlichtem grauen Morgenkleide an, das ihr gut stand, und er hatte den Eindruck, daß ihr die Arbeit ebenfalls nicht unangenehm war.

Nachdem Herr von Branken die beiden in das Archivzimmer geführt hatte, fragte er, wie der „Herr Archivrat" die Sache anzugreifen gedächte. Erich nahm die Miene des Fachmanns an und erklärte, er halte es für das beste, zunächst den Bestand auseinander zu suchen, etwa für das laufende Jahrhundert nach Jahrzehnten, für die ältere Zeit nach halben Jahrhunderten. „Trennen Sie lieber nach Generationen," sagte der Rittmeister, „mit Hilfe meines Stammbaums, der dort an der Wand hängt. Für jeden meiner Ahnen nehmen Sie einen besonderen Umschlag und schreiben Namen, Jahr der Gutsübernahme und des Todes darauf. Wir lassen die Tür zu meinem Zimmer offen, damit Sie besseres Licht haben. Wenn Sie etwas zu fragen haben, rufen Sie mich nur."

Er begab sich nach nebenan, und die beiden machten

sich an ihre Aufgabe. Jedes Konvolut trug Eva, ehe sie es öffneten, an die frische Luft, um es tüchtig auszuklopfen und abzustäuben. Einige trugen noch Spuren früherer Ordnung; im allgemeinen lagen die verschiedenartigsten Papiere, Meiereibriefe, Pachtverträge, Eheverschreibungen, Testamente, Aufzeichnungen über Ernte- und Jagdergebnisse, Briefe mannigfaltigsten Inhalts kunterbunt durcheinander. Man arbeitete erst bis gegen zehn Uhr, dann, nach einer kurzen Frühstückspause, bis Mittag. Die Stunden verstrichen wie im Fluge.

„Wann wollen wir fortfahren?" fragte Eva leise, als Erich sich erhob, um zum Mittagessen zu gehen.

„Ich denke, morgen früh um acht," versetzte er.

„Nicht heute nachmittag?"

„Warum?"

„Oh... dann geht Vater auf die Jagd, und wir stören ihn nicht, wenn wir uns bei der Arbeit mal ein bißchen unterhalten."

„Hm, schließlich ist es mir einerlei... Gut, also bis nach dem Kaffee!"

Als sie halb vier Uhr die Arbeit wieder aufnahmen, hatten sie das Reich für sich allein.

Nachdem sie in ihrer Unterhaltung das eine und andere berührt und bald wieder verlassen hatten, fragte Eva auf einmal: „Wollen Sie uns nicht bald mal 'ne Predigt halten?"

Er schüttelte den Kopf. „Damit pressiert's mir ganz und gar nicht."

„Oh, ich dachte, es mal zu probieren, müßte doch ganz

interessant sein. Ich möchte wohl mal sehen, wie die Kanzel Ihnen steht."

Nach einer Pause sagte er mit umwölkter Miene: „Ich weiß überhaupt noch nicht gewiß, ob ich Pastor werden kann."

„Was? Wie? ... Ist das Examen denn so schrecklich schwer?"

„Die Examina sind ein Kinderspiel. Aber die inneren Schwierigkeiten sind zu groß."

„Die inneren Schwierigkeiten?"

„Ja ... wissen Sie, die Wissenschaft, auch die theologische, ist im beständigen Fortschreiten. Die Kirche dagegen ist eine sehr konservative, beharrende Macht. Daraus ergeben sich große Spannungen. Nicht für die Herren Professoren; die kümmern sich meist nicht viel um die Gemeinden. Auch nicht für die Gemeinden; was fragen die nach den Professoren? Aber für uns arme Theologen, die wir von den Professoren herkommen und den Gemeinden dienen sollen."

„Hm ... Was wollen Sie denn aber sonst werden?"

„Wenn Sie schweigen können — denn ich habe noch nicht einmal mit meinen Eltern hierüber gesprochen — vielleicht schlage ich die akademische Laufbahn ein. Im kirchengeschichtlichen Seminar ist der Professor auf mich aufmerksam geworden und hat mir dazu Mut gemacht."

„Werden Sie dann auch mal Professor?"

„Wenn es glückt, ja. Aber das hat natürlich noch gute Weile."

„Hm, wenn ich mir das recht überlege, zum Professor hätt' ich auch reichlich so viel Lust als zum Pastor ...

Wissen Sie, was Georg sagte, als er zum letztenmal auf Urlaub hier war?"

„Na?"

„Sie müssen's aber nicht übelnehmen. Er meinte, zum Pastor wären Sie eigentlich zu schade."

Erich brauste auf: „So'n schnodderiger Schnack sieht dem Bengel grade ähnlich. Für das Pfarramt, wenn man es genau nimmt, sind die besten noch lange nicht gut genug. So 'n lustiger Leutnant sollte lieber bei seinen Pferden und Hunden bleiben, aber seine Nase nicht in Dinge stecken, die ihn nichts angehen, und von denen er keinen blassen Dunst hat!"

Sie machte ein erschrockenes Gesicht und versuchte ihn zu beruhigen: „Nun doch man nicht so hitzig. Sie wissen ja selber, daß mein Bruder manchmal etwas unbesonnen in den Tag hinein redet. Hätt' ich doch bloß meinen Mund gehalten!"

„Nein, es ist ganz gut, daß Sie offen Farbe bekennen. Ich hab mich gestern auch schon gräßlich ärgern müssen. Ihr Vater meinte spöttisch, ich hätte nun ja wohl bald genug Gesangbuchverse und Bibelsprüche gelernt, um eine Predigt zusammenzuleimen. Wenn ich mich nicht mit Gewalt beherrscht hätte, hätte er eine ungezogene Antwort weggehabt."

„Aber nun regen Sie sich bloß nicht so fürchterlich auf. Sie werden doch noch Spaß vertragen können."

„Es gibt Dinge, in denen es für mich keinen Spaß gibt," eiferte er, eine Akte von sich stoßend. Dann versank er in Stillschweigen.

Eine geraume Zeit verstrich, ehe er wieder das Wort nahm.

„Fräulein Eva," begann er in völlig beruhigtem Tone, „ich möchte gern mal etwas ausführlicher mit Ihnen über diese Dinge sprechen. Das heißt natürlich nur, wenn es Ihnen recht ist."

„Bitte," sagte sie einfach.

„Aber nur, wenn Sie sich wirklich dafür interessieren," fuhr er fort, indem er einen mißtrauischen Blick zu ihr hinübersandte.

„Ich kann nur sagen," versetzte sie ruhig, „daß ich Ihnen aufmerksam zuhören werde. Wenn Ihnen das nicht genügt, lassen Sie es lieber bleiben."

Er stützte einen Augenblick den Kopf nachdenklich in die Hand, um dann, die Stirn in Falten ziehend, zu beginnen:

„Es läßt sich nicht vermeiden, daß ich etwas weiter aushole... Die ernste Wissenschaft ist sich darüber einig, daß der Trieb zur Religion zu den Uranlagen der menschlichen Natur gehört. Darum ist immer Religion gewesen, und wird Religion auch immer sein... Die Religion ist an der Aufwärtsentwicklung unseres Geschlechts in allererster Linie beteiligt, ist ein Kulturfaktor ersten Ranges, die Mutter der edlen Künste und jedes höheren Geisteslebens, Gemeinschaft bildend wie nichts anderes, um aufs Geratewohl nur einiges herauszugreifen. Auf der andern Seite aber, sie kann auch Scheiterhaufen anzünden, entsetzliche Glaubenskriege entfachen, dem Kulturfortschritt eiserne Klammern umlegen, das Geistesleben erdrosseln. Sie ist also, um

einen Vergleich zu gebrauchen, ganz ähnlich wie das Feuer eine segensreiche, aber auch eine sehr gefährliche Himmelsmacht."

Als er so weit in seinem religionsphilosophischen Vortrag gekommen war, blickte er zu seiner Zuhörerin hinüber. In ihrem Gesicht drückte sich Verwunderung und Befremden aus.

„Sie verstehen mich doch?" fragte er etwas betreten.

„Oh ... ich glaube, so ungefähr ..." sagte sie gedehnt. „Sie reden freilich mächtig gelehrt," fügte sie hinzu, indem ein Lächeln über ihre Züge huschte, „beinah, als ob Sie schon 'n richtiger Professor wären."

Ohne auf diese Bemerkung einzugehen, fuhr er ernsthaft fort: „Was ich meine, wird schon deutlicher werden, wenn ich das eben allgemein Gesagte auf unsere besonderen Verhältnisse anwende, die Ihnen ja auch bekannt sind. Wir haben hier in der Heide vor zwei Jahrzehnten eine tiefgehende religiöse Bewegung gehabt, die sich an den Namen Ludwig Harms knüpft. Ludwig Harms war ein großer Religiosus, vielleicht der größte, der unserem engeren Stamme je geschenkt wurde. Ein Mann mit einer Seele glühend von Gottes- und Menschenliebe, hat er in unserem Lande ein Feuer angezündet, das vielleicht Jahrhunderte nicht ganz auslöschen werden. Tausenden, die unter den Bann seines mächtigen Wortes und seiner starken Persönlichkeit gerieten, hat er den Stoß zu einer ewigen Bewegung gegeben. Er hat eigentlich erst das Christentum in das Lüneburger Platt übersetzt, hat in mehr als einer Beziehung die Volkssitte umgeschmolzen — was das heißen will,

kann nur der recht ermessen, der da weiß, wie ungeheuer zäh, im Guten wie im Bösen, diese ist —, hat seine an der Scholle klebenden, schwerfälligen Bauern, die wohl kaum wußten, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, für ein zunächst doch recht fern liegendes, um nicht zu sagen abenteuerliches Ziel, wie es die Christianisierung fernster Heidenvölker doch ist, nachhaltig begeistert, kurz er hat nach allen Richtungen auf die Volksseele einen außerordentlich tiefen Einfluß ausgeübt... Es gibt natürlich Menschen, die mit dem Lebenswerk eines solchen Mannes fertig werden, indem sie sagen: Dieser Pfaff hat die guten Heidjer zu Muckern und Kopfhängern gemacht. Aber so etwas kann nur jemand behaupten, der niemals echte geistliche Söhne und Töchter von Vater Harms kennen gelernt hat. Denken Sie doch bloß an unsern Sattelhofbauern. Mir geht jedesmal das Herz auf, wenn ich den Mann bloß sehe. Er ist durchaus Bauer geblieben, markiert nicht im geringsten den Ökonomen oder Gutsbesitzer, aber von dem dumpf Bäurischen, das so oft zwischen seinesgleichen und unsereinem eine unübersteigbare Schranke aufrichtet, findet sich bei ihm auch nicht die Spur mehr. Sein feiner Herzenstakt, seine Großzügigkeit bei aller Bescheidenheit machen ihn zu einem Edelmenschen, den jeder, der ihn kennt, liebhaben muß. Überhaupt unser stolzes, freies Großbauerntum und ein innerlich verstandenes und erfaßtes Christentum, wo diese beiden sich verbinden, da gibt es herrliche Menschen, wie man sie suchen soll in der Welt... Oder die alten Brooksleute, die nicht weit von der Straße

nach Tordingen, hart an der Grenze unseres Kirchspiels, einsam auf der Hingstheide wohnen. Es sind sogenannte ‚kleine Leute', mit einer einzigen Kuh, Sie werden kaum von ihnen gehört haben; denn viel Redens machen sie nicht von sich. Ich lernte sie ganz zufällig kennen, als ich an einem heißen Sommertage auf dem Marsch zur Bahnstation bei ihnen einkehrte und um ein Glas Wasser bat. Seitdem trete ich fast jedesmal, wenn ich des Weges komme, unter ihr Dach. Sie sollten mal sehen, wie wunderbar zart und rücksichtsvoll das kinderlose grauköpfige Ehepaar miteinander umgeht; es ist eine wahre Erquickung, das zu beobachten. Es gibt kaum einen Ort der Welt, wo mir so im tiefsten Herzen wohl ist als in ihrem niedrigen Stübchen, wenn man mir nach der Wanderung dort Milch und Brot, Butter und Honig vorsetzt und die beiden Alten mit glücklichem Lächeln zusehen, wie es mir schmeckt. Es ist merkwürdig, jedesmal, wenn ich von ihnen gehe, fühle ich eine leise Beschämung und muß gute Vorsätze fassen ... Und solche Menschen gibt es hier noch viele. Die, welche durch die kirchlichen Streitigkeiten in den Vordergrund geschoben sind, sind meist nicht gerade die besten. Die besten halten sich, wie überall in der Welt, ein wenig zurück. Aber dann glänzt so ein tiefes, stilles Auge vor einem auf, und man sagt sich mit freudigem Entzücken: Da ist auch mal wieder ein Mensch, der seine Seele gefunden hat ... Es steht mir über allen Zweifel fest, daß diese unsere Besten nicht wären, was sie sind, ohne die religiöse Bewegung, die von Hermannsburg in unsere Gemeinde herübergegriffen hat. Freilich — und nun

kommt die Kehrseite der Medaille — solche ekelhaften Pharisäer wie diesen Bullwinkel und Konsorten hätten wir ohne Hermannsburg wohl auch nicht. Diese Leute haben keine Ahnung, worum es Ludwig Harms im tiefsten zu tun war, sondern hängen sich an seine Schranken und Schwächen, die er wie jeder Mensch natürlich auch gehabt hat, übertreiben diese ins Ungeheuerliche, so daß sie schließlich als die reinen Karikaturen evangelischer Frömmigkeit in der Welt herumsteigen... Sehen Sie, so erleben wir hier in unsern kleinen Verhältnissen beides, die Segenskraft und die üblen Begleiterscheinungen einer religiösen Bewegung... Haben Sie mich bis hierher so ziemlich verstanden?"

„Ja ja," rief sie lebhaft, „bitte, fahren Sie fort."

„Ja... sehen Sie... damit nun die Segenskräfte, die in der Religion, oder ich will jetzt lieber einfach sagen im Christentum — denn eine andere Religion kommt für uns nicht in Frage — liegen, recht wirksam werden, und damit die Gefahren, die entstehen, wenn dieses falsch verstanden wird, vermieden werden, muß es Menschen geben, die das sittlich religiöse Leben pflegen. Dazu genügt es nicht, daß einer die Bibel und das Gesangbuch auswendig lernt, und erst recht nicht, daß er sich eine fix und fertige Dogmatik in den Kopf quält. Das gibt dann Pastoren wie diesen Johann Nieweg. Ich hab eigentlich den Eindruck, daß er im Grunde ein ganz guter und ehrlicher Kerl ist; aber um eine Gemeinde zu leiten, dafür hat er einfach nicht genug gelernt, und er muß sich treiben lassen, wie die von seinen Bauern, die das größte Maul haben, blasen... Ein

richtiger Pastor muß die Geschichte des Christentums ganz genau kennen, damit er das Ursprüngliche und Ewige von dem zeitlich Bedingten und mit der Zeit Vergehenden unterscheiden kann. Er muß die menschliche Seele fein studieren, um zu ahnen, wohin ihr tiefstes Sehnen geht. Er muß seine Zeit verstehen, damit er das alte Evangelium so darbieten kann, daß die Kinder seines Jahrhunderts es als eine Gotteskraft empfinden. Kurz, er muß so viel lernen, daß er überhaupt nicht auslernen kann... Warum habe ich Ihnen dies alles nun so erzählt?... Weil ich gern möchte, daß Sie über den Beruf, den ich mir so halb und halb erwählt habe, ein klein wenig höher denken als Ihr Herr Vater und als der Bruder Luftikus... Wissen Sie, wer mich zuerst auf den Gedanken gebracht hat, Pastor zu werden?... Niemand anders als Sie. Sie haben das natürlich vergessen, ich aber nicht. Es war im ersten Winter, nachdem unsere Familien durch die unglückliche Separation auseinander gekommen waren. Wir hatten uns zufällig auf dem Eise getroffen und saßen auf der Rasenbank vor unserer Hütte im Werleworth... Da brauchen Sie gar nicht so ungläubig zu lächeln. Ob Sie es nun glauben oder nicht, als Junge hab ich auf Ihr Wort immer viel gegeben."

„Davon hab ich nie etwas gemerkt," lachte sie leise.

„Schon möglich," versetzte er. „So was ein Mädchen merken zu lassen, läßt der Jungenstolz nicht zu, aber wahr ist's doch. Darum kann ich es auch nicht ertragen, daß Sie jetzt auf einmal mitleidig auf mich herabsehen."

„Aber bester Mensch, davon ist doch gar keine Rede! Es ist ja schrecklich, wie empfindlich Sie geworden sind."

„Bitte, bitte! Die Art und Weise, wie Sie den dummen Schnack von Georg anführten, mußte mich auf den Gedanken bringen, daß Sie ihm halb und halb zustimmten."

Auf das höchste verwundert rief sie: „Aber hören Sie mal! Neulich meinten Sie, die Einspännerei hätte für Sie keine Gefahren. Heut belehren Sie mich eines andern. Sie sind von einer Empfindlichkeit und Reizbarkeit, daß man ja gar nicht mehr wagen darf, ein Wort zu sagen, weil man immer bange sein muß, Sie zu beleidigen."

Er machte ein verblüfftes Gesicht. Dann sagte er unfreundlich kurz: „Wir vergessen beide ganz, wozu wir eigentlich hier sind," und griff mit beiden Händen in den vor ihm liegenden Papierwust. —

Im Abenddunkel, bei unangenehm feuchtkalter Luft, während ein böiger Wind alle Augenblick in die Bäume stieß und zuweilen kurze Regenschauer vor sich her trieb, schritt Erich, in seinen Mantel gehüllt, den väterlichen Garten auf und ab. Das unfreundliche Wetter war ihm gerade recht; es paßte vortrefflich zu seiner Gemütsverfassung.

Er war mit sich unzufrieden, in einem Maße, wie seit langem nicht mehr. Der Vorwurf, den Eva gegen ihn erhoben hatte, hatte ihn tiefer getroffen, als er sich selber gestehen wollte. Und je länger er darüber nachdachte, desto mehr mußte er ihr recht geben. Hier drohten Gefahren, vor denen man auf der Hut sein mußte. Wohin

solche Reizbarkeit, wenn einer ihr nachgab, führen konnte, sah er ja deutlich genug an seinem Vater, bei dem sie mit den Jahren zugenommen hatte, und der durch sie den Seinen manche bittere Stunde machte.

Aber auch mit Eva war er nicht recht zufrieden. Ob sie ihn wirklich verstanden hatte? Ein eigentliches Echo war ihm aus ihren Worten doch nicht entgegengeklungen ...

Nun ja, vielleicht durfte man an ein junges Mädchen von neunzehn Jahren in dieser Hinsicht nicht allzu große Ansprüche stellen ... Wie wenig hatte er selbst im gleichen Alter von diesen Dingen geahnt! ...

Aber mit solchen Erwägungen konnte er seinen Wunsch, ihr für die ihn bewegenden Fragen das Verständnis zu wecken, nicht zur Ruhe bringen.

Er überlegte hin und her, wie er heute nachmittag seine Sache besser hätte machen können. Es kam ihm auch mehr als ein guter Gedanke, von dem er lebhaft bedauerte, daß er ihm nicht früher eingefallen war. Diese morgen nachklappen zu lassen, das hatte nun aber doch wohl nicht viel Zweck ...

Sollte er ihr von jener Wanderrast im Schwabenland erzählen, und von anderen ähnlichen Erlebnissen, die als Merksteine seiner inneren Entwicklung aufragten? .. Nein. In Versammlungen der verschiedensten religiösen Gemeinschaften, die er im Lauf der letzten Jahre besucht hatte, war er wiederholt Zeuge derartiger Konfessionen gewesen, und stets hatte er sie als ein ungesundes Bloßlegen der Wurzeln, als einen Mangel an seelischer Keuschheit, peinlich empfunden.

So erwog er hin und her, wie er ihr beikommen könnte, bis er auf einmal stehen blieb, die Hand an die Stirn legte und einem Gedanken nachging, der ihm einen Weg zu zeigen schien.

Drei stattliche Sammelbücher hatte er von der Unterprima bis jetzt mit Lesefrüchten gefüllt. Wenn er aus diesen Aussprüchen, die sich zum größten Teil mit der religiösen Frage beschäftigten, die tiefsten und inhaltreichsten auswählte, sie in ein Heft schriebe und dieses ihr überreichte? ... Das wurde ja auch eine Art Bekenntnis, aber ein mehr mittelbares, bei dem jene Bedenken wegfielen. Das konnte sie dann in aller Ruhe lesen, und nachher sprachen sie vielleicht über das eine und andere miteinander. Ja ja, das war eine famose Idee.

Er eilte sofort auf sein Zimmer, zündete die Lampe an und nahm seine Sammelbücher vor. Oh, sie enthielten in Fülle, was für seine Zwecke wie gemacht schien: Worte von Augustin, a Kempis, Luther, Paskal, Schleiermacher, Carlyle, Robertson, Kingsley und vielen anderen. Einstweilen strich er, was ihm in erster Linie verwendbar schien, mit dem Rotstift an. Fast ausschließlich wählte er solche, die es aussprachen, daß die Religion es nicht so sehr mit dem Kopf als mit der Seele, nicht so sehr mit dem Intellekt als mit den tiefsten Kräften des Gemüts zu tun habe. Das waren ja zugleich Worte, die seinem tiefsten Lebensfühlen Ausdruck gaben und ihm einen Weg aus dem theologischen Wirrwarr zu zeigen schienen. Indem er sie halblaut vor sich hin las, ließ er sie erneut auf sich wirken und

wünschte ihnen mit glühender Seele, daß sie demnächst ebenso stark auf die wirken möchten, für die er sie zusammensuchte ... Draußen wurde der Wind stärker, heulte um das Haus, peitschte Regenschauer gegen das kleine Fenster. Aber je wilder draußen und je tiefer in der Nacht, desto traulicher wurde es drinnen im Schein der grünumschirmten Lampe, und desto stiller und gesammelter lauschte der junge Mensch den Stimmen, die aus seinen geliebten Blättern zu ihm redeten, und auf das Echo, das sie in seinem Innersten weckten. Und dabei war es ihm, als lausche Seite an Seite mit ihm ein anderes junges Menschenkind, und das verlieh diesen nächtlichen Stunden zu ihrem seelischen Reichtum auch noch eine wundersame Süße. —

Am nächsten Morgen merkte Eva sofort, daß in ihrem Arbeitsgenossen von der Mißstimmung, in der sie am Abend vorher auseinander gegangen waren, auch nicht die Spur zurückgeblieben war. Es schien ihr vielmehr, als ob ein stiller, warmer Glanz auf seinem Wesen ruhte, und sie hatte das Gefühl, daß dieser ein Widerschein innerer seelischer Stimmung war. — Zu einem Gespräch, abgesehen von einigen kurzen Worten über die Arbeit, die sie unter den Händen hatten, kam es nicht. Man ließ sie auch keine Viertelstunde allein. Wenn Herr von Branken einmal nicht in seinem Zimmer war, setzte Tante Ulrike mit ihrer Stickerei sich immer recht schnell dorthin. So blieb es auch an den folgenden Tagen.

Abends schrieb Erich bis tief in die Nacht an seinem Heftchen, und als er es nach fünf Tagen fertig gestellt

hatte, fand sich auch bald eine Gelegenheit, es zu überreichen.

„Fräulein Eva," begann er stockend, indem eine feine Röte in seine Wangen stieg, „wir haben am ersten Tage über allerhand wichtige Dinge miteinander gesprochen, und wenn ich mir auch alle Mühe gegeben habe, mich klar und deutlich auszudrücken, so ist mir das doch wohl nicht immer gelungen; denn das ist viel schwieriger als man denkt. Ich weiß aber, daß Sie sich für diese Fragen interessieren, und darum hab ich Ihnen einiges aufgeschrieben ... nicht meine eigene Weisheit, sondern Worte von Männern, die für die Stimme Gottes in der Natur, in der Geschichte und in der eigenen Brust ein besonders feines Ohr gehabt haben."

Er griff in die Tasche und zog sein Büchlein heraus.

„Bitte, lesen Sie," fuhr er fort, „in diesen Blättern nur, wenn es einmal um Sie und in Ihnen ganz still geworden ist, am besten vielleicht abends, ehe Sie sich zur Ruhe legen. Denn die Stimmen, die Ihnen da entgegenklingen werden, sind zum großen Teil recht leise Stimmen, die den Lärm des Tages nicht vertragen."

Sie hatte das Buch, auf das höchste überrascht, genommen und ließ die Blätter durch ihre Finger gleiten. „Oh, was haben Sie sich meinetwegen für Arbeit gemacht ...," begann sie endlich, aber in diesem Augenblick ging die Tür zu dem anstoßenden Zimmer, sie verstummte jäh und verbarg seine Gabe in einem Aktendeckel.

Er warf ihr einen dankbaren Blick zu.

Sobald die Gelegenheit günstig war, nahm sie das

Büchlein unter ihre Schürze und ging, um es in Sicherheit zu bringen. —

Die nächsten Tage kam sie mit keinem Wort auf seine Gabe zurück. Er glaubte aber zu bemerken, daß sie nachdenklicher und in sich gekehrter war als früher. Ein paarmal stellte sie Fragen, die möglicherweise durch sein Heft angeregt sein konnten, aber ganz sicher war ihm das nicht. Gegen ihn war sie von einer gleichmäßigen achtungsvollen Freundlichkeit. Zuweilen fragte er sich auch, ob er sich da täusche oder ob sie wirklich, wie ihm manchmal scheinen wollte, von Tag zu Tag lieblicher und schöner würde.

Die Arbeit war unterdessen wacker fortgeschritten und nahte sich ihrem Ende. Da aber sollte sie eines Tages durch einen kleinen Zwischenfall recht unangenehm abgebrochen werden.

An einem Morgen zu Beginn des Tagewerks — Herr von Branken war verreist und wurde erst am Mittag zurückerwartet, Tante Ulrike hatte ihr Kopfweh noch im Bette festgehalten — geriet Erich über ein Schriftstück, das er nicht, wie die meisten andern, nach schneller allgemeiner Kenntnisnahme des Inhalts registrierte, sondern mit lebhaftem Interesse zu lesen begann. Dabei trat ein Lächeln auf seine Züge, das seiner Mitarbeiterin auffiel, so daß sie mit einigem Befremden fragte: „Was haben Sie denn da erwischt?"

„Bitte, noch einen Augenblick," sagte er, „dann sollen Sie alles erfahren."

Es dauerte aber noch eine geraume Weile, und ihre Ungeduld wurde auf das höchste gespannt.

Endlich warf er das Papier auf den Tisch, schüttelte den Kopf und rief: „Nicht zu glauben!"

„Mensch, was haben Sie denn bloß?" fragte sie verwundert und ärgerlich.

„Ein Skandal," rief er, „ein böser Familienskandal hat sich zugetragen. Denken Sie, vor gut hundert Jahren ist eine Tochter Ihres Hauses so ehr- und pflichtvergessen gewesen, sich mit einem simplen Herrn Müller, der nur Konrektor an der Domschule in Verden war, zu verheiraten. In diesem famosen Papier rechnet der Herr Papa nun mit ihr ab. Er enterbt das ungeratene Kind zwar nicht ganz, aber er kürzt ihr die Mitgift und setzt ihr Erbteil auf ein Drittel herab."

„Lassen Sie mal sehen!" Sie griff über den Tisch und riß das Papier mit einer kurzen, hastigen Bewegung an sich.

Als sie es gelesen hatte, fragte er mit überlegenem Lächeln: „Nun? Was meinen Sie dazu?"

„Ich finde es etwas indiskret von Ihnen, daß Sie, nachdem Sie erkannt hatten, um was es sich handelte, diese Blätter ruhig zu Ende gelesen haben."

„Na nu? Warum?"

„Weil es sich um eine intime Familienangelegenheit handelt."

„Nun bitt ich Sie aber um alles in der Welt! Erstens bin ich hier zurzeit wohlbestallter Archivar, für den es in diesem Mäusefraß überhaupt keine Geheimnisse gibt. Und zweitens gehört diese Begebenheit doch längst der Geschichte an. Die Menschen sind zu Staub geworden, ihre Liebe wie ihr Zorn ist verglüht... Übrigens ziehe

ich vor Ihrer Urtante den Hut. Daß sie so tapfer dem Zuge ihres Herzens gefolgt ist, rechne ich ihr hoch an. Tun Sie das etwa nicht?"

Sie war über und über rot geworden. „Man kennt die näheren Umstände nicht," sagte sie zögernd. „Und wir alten Familien denken über solche Dinge auch anders," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

„Wir alten Familien! Da haben wir glücklich mal wieder das alte Lied. Wie oft hat Ihr Bruder als dummer Junge mir das schon vorgesungen! Dabei tat er immer, als ob sein Ahn schon mit Herzog Wittekind gegen Kaiser Karl ins Feld geritten wäre. Ich freue mich, daß ich durch das Herumsuchen in dieser Makulatur einen kleinen Einblick in diese mysteriösen Dinge bekommen habe. Ein Lüneburger Herzog hat einem treuen Dienstmann mal ein kleines Lehen gegeben — voilà tout!... Wir Heydenreichs können unsere Vorfahren auch mehr als zwei Jahrhunderte zurück verfolgen, und die ganze Zeit haben wir auf Kanzel und Katheder dem Lande gedient. Der erste unseres Namens, von dem wir wissen, hat eine unter den Greueln des Dreißigjährigen Krieges zerstreute Gemeinde gesammelt, die verwilderten Gemüter zur Ruhe gebracht und wieder an Zucht und Ordnung gewöhnt. Ich glaube, darauf könnten wir uns ebenso viel einbilden als andere Leute auf ihre Ahnen, die im Mittelalter Raubritter gespielt haben!"

Er hatte sich so in Eifer geredet und sie ihm so erschrocken zugehört, daß keines von beiden das leise Gehen der Tür zum anstoßenden Zimmer gehört hatte.

„Herrr — Heydenreich!“

Entsetzt flog Erich herum. Vor ihm in der Tür stand Tante Ulrike, steif wie ein Stock und ganz Hoheit; ihre dunklen Augen schossen Blitze.

„Herr Heydenreich, ich bin soeben unfreiwillig Zeuge gewesen, wie Sie sich nicht entblödeten, meine Familie zu beleidigen, unerhört zu beleidigen. Leider ist mein Bruder nicht daheim, um Ihnen die gebührende Antwort zu geben. In seinem Namen ersuche ich Sie, unser Haus sofort zu verlassen.“

„Tante Ulrike!“ rief Eva entsetzt.

„Schweig, Kind! Herr Heydenreich? Muß ich mein Ersuchen wiederholen?“

Erich nahm seinen Hut und drückte sich zum Hause hinaus wie ein geprügelter Hund. —

Am Abend brachte der herrschaftliche Diener ihm folgenden Brief:

„Werter Herr Studiosus!

Einliegend übersende ich Ihnen vierzig Mark in Papier, mit freundlichem Dank für Ihre Arbeit zwischen meinen Papieren. Es tut mir leid, daß Sie diese nicht zu Ende führen können, aber ich darf es meiner Schwester, deren Nerven zurzeit sehr der Schonung bedürfen, nicht antun, Sie darum zu bitten. Übrigens glaubt meine Tochter nunmehr in wenigen Tagen allein mit dem Krempel fertig zu werden. — A propos, für einen Friedensapostel, der Sie ja demnächst sein wollen, scheinen Sie sich recht temperamentvoll geäußert zu haben, obgleich das Zeugnis meiner beiden Gewährsleute darüber nicht völlig

übereinstimmt. Aber etwas Überschuß an Temperament hab ich bei jungen Menschen immer ganz gern gehabt. Und die Hörner werden Sie sich schon noch ablaufen. Also darum weiter keine Feindschaft nicht!

Mit Gruß und Handschlag

Ihr v. Branken.

Einen Tag fuhr Erich noch fort, sich innerlich zu ohrfeigen. Dann vergrub er sich tiefer denn je in Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft.

Als einige Jahre still ins Land gelaufen waren, geschah es, daß Rittmeister von Branken, der in seinem Leben nie ernstlich krank gewesen war, auf das Krankenlager geworfen wurde. Er hatte sich lange gesträubt, ehe er sich endlich niedergab, und tat es mit der festen Hoffnung, nach einigen Tagen der Bettruhe munter wieder aufstehen zu können. Seine Schwester sah die Sache aber mit ernsteren Augen an und ließ bald den Arzt rufen. Nachdem dieser ein kurzes, aber heftiges Unwetter geduldig über sich hatte ergehen lassen, durfte er den Kranken, der beständig versicherte, es habe nichts auf sich, untersuchen. Draußen erklärte er Tante Ulrike, es handle sich um ein ernstes inneres Leiden, von dem ihr Bruder wohl nicht wieder aufstehen werde. Es werde aller Voraussicht nach auch wohl recht schnell verlaufen, weshalb er dringend raten müsse, die Kinder möglichst bald kommen zu lassen.

Zuerst erschien Eva, die den Winter bei Verwandten in Hannover zubrachte. Sie trat mit verweinten Augen an das Bett ihres Vaters; denn kurz vorher hatte sie von der Tante erfahren, wie es um ihn stehe. Der Kranke tröstete sie zuversichtlich: „Weine nicht, mein Mädchen, und laß dich von Tante Ulrike, die ihr ganzes Leben eine Schwarzseherin gewesen ist, nicht ins Bocks-

horn jagen. Diesmal hol ich's noch wieder, ich hoffe sogar, daß nicht alle Hasen, die bis jetzt so gut weggekommen sind, sich in die Schonzeit hinüberretten sollen." Als aber am nächsten Morgen auch der Sohn an sein Bett trat, wurde er stutzig und fragte, plötzlich begreifend: „Hat der Medizinmann mich wohl zum Tode verurteilt?" Georg antwortete ausweichend, aber der Vater las die Wahrheit von seinem Gesicht und sagte: „Das ist eine ganz neue Situation, in die ich mich erst hineinfinden muß. Geh erst mal 'raus. Wenn ich klingele, komm wieder und bring die andern beiden mit."

Nach einer kleinen halben Stunde rief die Klingel, und die beiden Kinder traten mit Tante Ulrike ein. Nachdem sie sich vor das Lager des Kranken gesetzt hatten, begann dieser:

„Ich weiß nun und fühl's auch, daß es mit mir Matthäi am letzten ist. Ich hätt' ja noch gern ein paar Jährchen mitgemacht, aber wie Gott will . . . Du, mein Junge, wirst nun wohl den Dienst quittieren müssen. Ich wünsche aber, daß du, bevor du dein Erbe antrittst, auf ein Jahr zu meinem Freunde, dem Freiherrn von Scherenburg auf Scherenburg gehst. Er ist der tüchtigste Land- und Forstwirt, den ich kenne, und wenn du bei ihm ordentlich die Augen aufmachst, hast du für deinen künftigen Beruf mehr, als wenn du drei Jahre in Halle oder Bonn herumbummelst . . . Du, liebe Ulrike, verwaltest dem Jungen wohl so lange die Klitsche. Wenn er aber seine Frau hier einführt, ziehst du dich doch wohl besser in dein Stift zurück, damit du nicht als eine

Art böser Schwiegermutter das Glück der jungen Ehe zu stören brauchst. Ich danke dir für alles, was du an mir und den Kindern getan hast... Was dich betrifft, Eva, so ist es mir ein beruhigender Gedanke, daß dein Stiftsplatz in Marienbrunn kürzlich frei geworden ist. Ich denke, du wirst schon bald dorthin übersiedeln und dich für die Folgezeit so einrichten, daß du den größeren Teil des Jahres dort, den kleineren hier in deiner Heimat zubringst. Ob sich dir noch einmal andere Lebensaussichten eröffnen, weiß ich nicht, will es aber von Herzen wünschen... So, das wäre das... Nun hol mir das Bild deiner seligen Mutter, das auf meinem Schreibtisch steht, und stell es mir hier auf das Nachttischchen, daß ich es vor Augen habe. Und dann laßt mich erst mal allein. Ich fühle mich etwas angegriffen und will versuchen, ein Viertelstündchen zu schlafen..."

Ein halbes Jahr nach dem Hinscheiden des Rittmeisters erhielt Frau Pastor Heydenreich eines Morgens einen Brief, der den Poststempel Marienbrunn und auf der Rückseite das in Siegellack gedrückte Wappen ihrer Jugendfreundin Hildegard von Sönkeburg trug. Diese hatte als armes adliges Fräulein ihre Versorgung in jenem Damenstift gefunden und es im Lauf der Jahre dort zur Würde der Äbtissin gebracht. Jüngst hatte die Pastorin ihr durch Eva von Branken einen Gruß geschickt, für den sie sich nun wohl bedanken wollte. Die eifrige Hausfrau steckte den Brief unerbrochen in die Tasche und fuhr ruhig fort, ihre jungen Mädchen über die kulinarische Behandlung der Mak-

karoni zu belehren, und erst als sie damit fertig war, setzte sie sich in der Wohnstube an ihren Nähtisch, um in aller Gemächlichkeit zu lesen, was Hildegard von Sönkeburg ihr mitzuteilen hatte. Es dauerte aber nicht lange, so flogen ihre Hände, und die grallen Augen hasteten erregt über das Papier. Die Äbtissin schrieb mit ihren großen, aristokratisch steilen Buchstaben:

Liebe Emma!

Ich habe mich gefreut, durch unsere jüngste Chanoinesse nach langer Zeit einmal wieder von Dir zu hören. Eva Branken hat mir gewissenhaft Bericht erstattet, und ich kann mir von Deinen Lebensumständen jetzt ein ziemlich klares Bild machen. Ihr müßt dort ja recht unangenehme Jahre verlebt haben. Wenn die Bauern wild werden, muß eine feste Hand über ihnen sein. Und die hat Dein Mann wohl nie besessen. Ich hab ihn zwar nur einmal flüchtig gesehen, glaube aber Menschenkenner genug zu sein, um behaupten zu können, daß er nichts weniger als eine Herrschernatur ist.

Nun möchte ich anfragen, ob Ihr nicht Lust hättet, Euch auf Eure alten Tage noch mal in ruhigere und angenehmere Verhältnisse versetzen zu lassen. Dann wäre es nämlich jetzt Zeit.

Ich habe demnächst dem Konsistorium einen Geistlichen für die hiesige Stiftspfarre zu präsentieren, da der jetzige Inhaber sich Alters wegen pensionieren läßt. Das ist nun gar nicht leicht für mich. Denn unter Euch Pastoren gibt es — nimm mir das nicht

übel — allerhand seltsame Käuze und wunderliche Heilige. Der eine fühlt sich berufen, seine Gemeinde von Grund aus aufzuwühlen und auf den Kopf zu stellen; das lieben wir hier nicht, denn wir möchten unsere Ruhe haben. Der zweite möchte einen kleinen Papst markieren, was in einer Bauerngemeinde ja sein Gutes hat; aber in einem Damenkloster ist das nicht angebracht, denn da will und muß die Äbtissin das Heft in Händen behalten. Der dritte sympathisiert mit liberalen Tendenzen; das paßt natürlich absolut nicht in unsern Kreis. Dem vierten endlich hat die Kinderstube gefehlt. Es versteht sich auch von selbst, daß wir längst nicht jede Pastorin brauchen können, wenn anders der angenehme gesellschaftliche Verkehr, der zurzeit zwischen Kloster und Pfarre besteht, erhalten bleiben soll.

Unsere Dechantin möchte gern einem entfernten Verwandten die Stelle zuwenden, aber dazu kann ich meine Einwilligung nicht geben. Man hat ohnehin mit allerhand kleinen Eifersüchteleien seine liebe Not, und wenn da nun so ein junger, unvermählter Pastor, noch dazu von altem Adel, aufstiege, wäre es jedenfalls, bis er gewählt hätte, und vielleicht bis weit darüber hinaus, um den Seelenfrieden und die Harmonie unseres Klosters geschehen. Also ich möchte lieber einen älteren und glücklich verheirateten Ehemann, und habe zu Deinem Gatten das Zutrauen, daß er der Mann ist, gewisser Schwierigkeiten, welche die hiesige Stellung mit sich bringt und die ich bereits andeutete, durch Takt und Mäßigung Herr zu wer-

den. Was ihn vielleicht für einen Bauernpastor weniger geeignet macht, läßt ihn mir für unsere besonderen Verhältnisse um so geeigneter erscheinen. Am meisten empfiehlt es ihn natürlich, daß er Dich zur Frau genommen hat. Zeige mir das Weib, das du dir zugesellet hast, und ich sage dir, wer du bist. — Es wär doch hübsch, wenn wir unsere durch Zeit und Entfernung etwas gelockerte Jugendfreundschaft zu guter Letzt noch ein bißchen wieder fester knüpfen könnten.

Haus und Garten halten zwar, wie die junge Branken mir sagt, den Vergleich mit Euren jetz'gen nicht aus. Aber für ein Ehepaar, das seinen einzigen Sohn groß hat, langt es, sollt ich meinen, und für einige junge Mädchen, die anzubändigen Dir ja Lebensbedürfnis zu sein scheint — das kommt, mein Kind, weil Du keine leiblichen Töchter hast — wird sich auch noch Platz finden. Außer uns Damen und unserer Dienerschaft gehört die Familie des Rentmeisters und das Klostergut nebst zwei Vorwerken zu unserer Gemeinde, die somit nicht viel über hundert Seelen zählt, so daß Du eine Überarbeitung für Deinen Mann nicht zu befürchten brauchst. Schon aus diesem Grunde, weil die Gemeinde so winzig ist, möchte ich keinen jüngeren Herrn. Der würde mir ja einfach verkommen!

Länger als fünf Tage Bedenkzeit kann ich Euch nicht lassen. Grüß Deinen Mann von mir.

Deine alte Freundin

Hilde.

Die Pastorin ließ den Brief in ihren Schoß sinken und starrte zum Fenster hinaus.

Auf einmal ging ein freudiger Glanz über ihre Züge. Alles in ihr rief ein freudiges Ja.

Plötzlich aber verdüsterte sich ihr Gesicht. Es war ihr eingefallen, daß sie sich über einige Wendungen des Briefes geärgert hatte. Sie suchte diese wieder auf und fühlte sich nun in ihrer Standesehre nicht wenig gekränkt. Ein spitzer Absagebrief, dachte sie, würde die einzig richtige Antwort sein, und sie spürte nicht übel Lust, diesen sofort zu schreiben.

Aber ... übereilen durfte man sich in einer so wichtigen Sache doch auch nicht ... Die etwas freie Ausdrucksweise der Freundin brauchte man am Ende nicht gar so tragisch zu nehmen. So war die Hilde immer gewesen ... Ernster Erwägung war die Sache immerhin wert ...

Wie lange war es doch ihr und ihres Mannes sehnlichster Wunsch gewesen, durch eine Versetzung den unerquicklichen Ummersloher Verhältnissen zu entgehen, wenn sie in den letzten Jahren auch alle und jede Hoffnung aufgegeben hatten. Wenn es nun doch noch Gottes Wille sein sollte? ... Ohne Zweifel würde eine Veränderung auch jetzt noch etwas Erfrischendes und Verjüngendes haben ... Ihres Mannes Predigtweise paßte sicher besser für eine beschauliche Klostergemeinde als für Lüneburger Bauern, die derbere Kost verlangten. Vielleicht war es auch für diese gut, wenn sie einen Pastor bekamen, der nicht die ersten Kämpfe mitgemacht und von dieser Zeit eine gewisse Verbitterung behalten hatte.

Da ihr Adolf gerade über Land war, um die Schule eines der Außendörfer zu revidieren, mußte sie sich einige Stunden gedulden, bis sie die Sache mit ihm besprechen konnte. Und in dieser Zeit wurde es ihr immer gewisser, daß man ein solches Anerbieten nicht von der Hand weisen dürfe. Bald fing sie sogar schon an, in Gedanken zu packen und allerhand Dinge für eine Versteigerung auszurangieren.

Als ihr Mann zurückgekehrt war, gab sie ihm den Brief zu lesen und setzte sich ihm gegenüber, um dessen Eindruck auf ihn zu beobachten. Ein Zucken, das über sein Gesicht lief, jagte ihr einen heftigen Schreck ein. Sie hätte ihn ja auf die eigentümliche Ausdrucksweise der Freundin etwas vorbereiten müssen. Zu töricht, daß sie in der ungeduldigen Freude ihres Herzens daran gar nicht gedacht hatte!

„Unverschämtes Frauenzimmer!" Das Papier flog, in ein Knäuel zusammengedrückt, auf den Tisch.

„Unverschämtes Frauenzimmer!" wiederholte er grimmig. „Was sich das bloß einbildet! Wir haben genug zu tun gehabt, mit der einen Tante Ulrike leidlich auszukommen, und nun sollen wir uns in ein ganzes Nest von solchen adligen Klucken setzen? Nee, Gnädigste, wir danken gehorsamst. Hundertmal so gern will ich meine Bauern in Schlaf predigen als Ihnen und Ihren ältlichen Jungfrauen, die den ganzen Tag nichts zu tun haben als ein bißchen zu sticken und zu klatschen, nach dem Munde zu reden und mich von Ihnen durchhecheln zu lassen... Du hast ihr doch hoffentlich schon die gebührende Antwort zukommen lassen... Nein? Ha, ich

sehe, du bist anderer Meinung! ... Bitte, Emma, gib dir keine Mühe. Du schreibst ihr kurz und bündig hin: ‚Mein Mann dankt‘, und damit basta!“

Frau Emma merkte, daß hier einstweilen nichts zu machen war und zog ab wie ein Lohgerber, dem sämtliche Felle weggeschwommen sind. Ihr einziger Trost waren die fünf Tage Bedenkzeit.

Am Abend vorm Zubettgehen tippte sie ganz vorsichtig mal wieder an. Sie wurde zwar zur Ruhe verwiesen, aber in ziemlich milder Form, woraus sie schloß, daß doch ein kleiner Haken haften geblieben war.

An den beiden folgenden Tagen bekam ihr Mann morgens und nachmittags zum Kaffee Scheibenhonig, der in diesem Jahre sehr rar und teuer war, und zur Mittags- und Abendmahlzeit seine Lieblingsgerichte, diesmal noch extra liebevoll zubereitet. Und am Abend des dritten Tages stieg sie gegen neun Uhr zu ihm auf das Studierzimmer, um zum Hauptsturm auf die Festung anzusetzen.

Sie wandte ihre ganze Frauenklugheit auf, ihren Angriff zu verdecken. „Es ist doch ganz merkwürdig,“ begann sie, „wenn man nach so langen Jahren einmal wieder von einer alten Freundin hört ... Schade eigentlich, daß du Hildegard nie recht kennen gelernt hast ...“

„Nachdem ich ihren Brief gelesen habe,“ versetzte er überraschend sanft, „trage ich danach durchaus kein Verlangen.“

„Nein, mein Lieber,“ fuhr sie fort, „aus einem einzigen Brief lernt man ein so kompliziertes Wesen wie

Hilde nicht recht kennen. Gewiß, die Adligen haben ihre besonderen Mucken. Aber haben wir Pastoren die etwa nicht? Überhaupt, welcher Stand hätte die nicht? Wie oft haben wir schon Pastoren und Pastorenfrauen kennen gelernt, die uns schlimm auf die Nerven gefallen sind!"

Er nickte.

„Und ich meine, eigentlich darfst du es meiner Freundin nicht so schrecklich übel nehmen, wenn sie, die aus ihrem Herzen noch nie eine Mördergrube gemacht hat, in dem vertraulichen Brief an eine Jugendfreundin ihre Eindrücke einmal offen ausspricht. Ich glaube bestimmt, wenn wir beide mal hinreisten, und du lerntest sie kennen, würde sie dir gar nicht so übel gefallen ... Und dann könnten wir uns dort ja alles in Ruhe ansehen."

„Frau," seufzte er, „bist du denn die alten dummen Grappen immer noch nicht aus dem Kopfe los?"

„Für mich sind das keine Grappen. Ich glaube bestimmt, dieser Ruf kommt von Gott."

„So bist du schon immer gewesen, Kind. Wenn du zu irgend etwas Lust hast, muß es mit Gewalt von Gott kommen!"

„Ja, meinst du denn nicht, daß wir in dem Zug unseres Herzens manchmal Gottes Stimme hören dürfen?"

Da er schwieg, fuhr sie nach einer Weile fort: „Wenn wir unsere letzten Lebensjahre noch einmal so recht in Frieden zubringen könnten, und auch mit etwas weniger Arbeit für dich, wäre das nicht dankbar anzunehmen?... Unsere wackeren Ummersloher in allen Ehren, aber vor gebildeten Zuhörern zu predigen, das ist doch auch

nicht zu verachten. Manche Feinheiten, die den Bauern entgehen, werden doch von solchen erst nach Gebühr geschätzt. Und ich glaube, deine Art ist für eine Gemeinde, wie wir sie dort finden würden, gerade wie geschaffen ... Wenn du mir etwas Wunderschönes zum Geburtstag schenken willst, laß uns wenigstens mal hinreisen. Das verpflichtet zu nichts, und hier braucht es ja niemand zu erfahren."

Er schüttelte den Kopf, und sie ließen das Thema fallen.

Am andern Morgen kam wieder ein Brief aus Kloster Marienbrunn, und zwar von Eva von Branken. Diese schilderte die Lieblichkeit der Gegend, das trauliche alte Klosterkirchlein, versicherte, die meisten Damen wären recht nett, und sie fühle sich dort recht wohl. Der Brief kam Frau Emma sehr gelegen. Als sie ihn ihrem Mann vorgelesen hatte und eben wieder anfangen wollte, ihm zuzureden, sagte er schon von selbst: „Gut, damit du endlich zur Ruhe kommst und mir später keine Vorwürfe machen kannst, wollen wir morgen hinreisen. Aber wenn mir die Verhältnisse dort nicht zusagen, quälst du mich auch nicht länger, nicht wahr?" Das versprach sie mit Freuden, und am folgenden Tage machten sie sich auf die Reise nach Marienbrunn.

Die Äbtissin nahm das Ehepaar sehr liebenswürdig auf. Frau Emma war von den klösterlichen Verhältnissen entzückt, ihr Mann fand sie immerhin recht annehmbar, so daß er vor der Abreise der Frau Domina erklärte, er werde ihr sehr dankbar sein, wenn sie ihn präsentieren wolle.

Als die Sache in Ummersloh ruchbar wurde, bekam die Pastorin lebhafte Vorwürfe zu hören. Ihrem Mann sprachen nur einige sanft ihr Bedauern aus.

Es dauerte nicht lange, so konnten die Möbelwagen in Wirklichkeit gepackt werden. Als diese über das Ummersloher Pflaster davon ratterten, hängten sich einige Jungens — separierte und landeskirchliche gemischt — hinten an und zerzausten bei der entstehenden Rangelei die Lieblingspalme der Pastorin vor deren Augen. Diese vergoß darob Tränen zornigen Schmerzes und stieß in der Erregung heraus: „Gott sei Dank, daß wir aus diesem ruchlosen Nest wegkommen!" Als sie dann aber zum letztenmal durch die ausgeräumten Zimmer ging, in denen sie doch so manche frohe und glückliche Stunde zugebracht hatte, schossen ihr Tränen anderer Art in die Augen, und von dem Wagen, der sie zur Bahn bringen sollte, ließ sie das feucht geweinte Taschentuch zu den Nachbarn wehen, die vor ihre Häuser getreten waren und ihnen nachwinkten. Sogar einige von der anderen Gemeinde beteiligten sich daran. Das rührte die gute Pastorin, und sie schluchzte, an ihren Mann gelehnt: „Es bleibt dabei, wie ich immer gesagt habe: die Heideleute sind doch ein prächtiger, treuherziger Menschenschlag, und ich hätte nie gedacht, daß mir der Abschied so schwer werden würde."

Einige Wochen später schrieb Eva von Branken an ihren Bruder, Landwirtschaftsvolontär auf Schloß Scherenburg, folgenden Brief:

Lieber Georg!

Deine Zeilen habe ich erhalten. Ja, es ist keine leichte Aufgabe für Dich, der Du noch so jung und wenig erfahren bist, für unser liebes Ummersloh den rechten Mann zu finden. Aber es freut mich von Herzen, daß Du sie so ernst nimmst. Es ist ja freilich auch für Dich selbst längst nicht gleichgültig, wen Du demnächst da auf der andern Seite der Werle als Nachbar sitzen hast.

Du darfst mich nun nicht auslachen, wenn ich Dir mit einer Idee komme, die mich nun einmal gepackt hat und gar nicht wieder loslassen will .... Wie wär's, wenn Du unsern alten Jugendfreund Erich Heydenreich präsentiertest?

Es mag im allgemeinen nicht gut sein, wenn einer da, wo er jung gewesen ist, Respektsperson werden soll. Aber in diesem besonderen Falle hat das, glaube ich, keine Bedenken. Da wir drei immer zusammen verkehrten, ist er mit der Dorfjugend wenig in Berührung gekommen, so daß man ihm keine schlimmen Streiche nachsagen kann. Wenn einmal etwas vorgekommen ist, hat man sicher, und mit Recht, Dir die Schuld gegeben. Und später, als wir auseinander waren, lebte er ja als der richtige Einsiedler.

Ich würde Deine Aufmerksamkeit nicht auf ihn lenken, wenn er das etwas unfreundliche, verschlossene Wesen seines Vaters geerbt hätte. Aber er ist sicher viel mehr der Sohn seiner Mutter, und darum wird er mit jeder Gemeinde gut auskommen, auch mit unseren zurzeit etwas bockbeinigen Heidjern. Daß er

von Haus aus ein friedlicher und verträglicher Knabe ist, weiß niemand besser als Du selbst, und ich glaube außerdem zu wissen, daß auch sein Studium ihn nicht zu einem kirchlichen Heißsporn, sondern zu einem bescheidenen, stillen, innerlichen Menschen gemacht hat. Die Theologie ist ihm, glaub ich, nicht ganz leicht geworden. Aber das ist vielleicht gerade gut und bewahrt ihn davor, daß er den Mund nicht so fürchterlich voll nimmt und nicht solche widerliche Selbstgewißheit zur Schau trägt, wie zum Beispiel Freund Nieweg und andere, die einem hier und da über den Weg gelaufen sind. — Erich hat beide Prüfungen mit „Gut" bestanden. Das erstemal, als ich ihn predigen hörte, war er noch sehr ängstlich. Wir alle standen große Angst um ihn aus, eine Frau wurde sogar ohnmächtig, und richtig blieb er einmal stecken, und ein paarmal noch wieder beinah. Na ja, es muß ja zuerst auch keine Kleinigkeit sein. Ein Jahr später ging die Sache aber schon recht glatt, und er hielt uns eine Predigt, die ich Dir heute beinah noch nacherzählen könnte, was doch gewiß ein gutes Zeichen für sie ist... Manchmal, wenn ich einen Pastor höre, kommt es mir vor, als ob der Mann oben auf einem ganz hohen Berge stände und seinen Zuhörern tief unter sich im Tale in einem fort zuriefe: „Hier oben ist es wunderschön." Man hat dann wohl halb und halb den guten Willen, aber man kommt doch nicht recht hinauf, weil der Berg sehr steil ist und der da oben einem den Weg nicht richtig zeigt. Bei Erich aber war das ganz anders. Wie ein guter Schweizer

Bergführer gesellte er sich im Tale zu uns Wanderern und begann den Aufstieg mit uns. An schwierigen Stellen reichte er einem hilfreich die Hand. Was man hier und da gedacht, gefühlt oder heimlich gewünscht hatte, sprach er so ehrlich und klar aus, daß man förmlich erschrak. Und ehe man sich dessen recht versah, war man mit ihm auf der Höhe, sah die Alltagsdinge winzig klein unter sich liegen und blickte in den unergründlich tiefen Himmel hinein.

Seine Mutter, die ich gestern nachmittag halb im Scherz fragte, ob Erich nicht seines Vaters Nachfolger werden wollte, stieß den Gedanken mit Händen und Füßen von sich. Aber die Entscheidung liegt ja bei Dir und bei Erich, und ich denke, wir drei stehen zu unserem Dorf, in dem wir eine so glückliche Jugend verlebt haben, doch etwas anders als sie, die es erst als erwachsene Frau kennen gelernt und dort viel Unangenehmes erlebt hat.

Pastors sind vor vierzehn Tagen eingeführt. Er hat einigermaßen enttäuscht, die Damen hätten wohl lieber einen jüngeren und frischeren gehabt. Sie dagegen, wie Du Dir leicht denken kannst, hat sich die Herzen im Sturm erobert. Ihre Urwüchsigkeit und Lebhaftigkeit wirkt in der etwas gestandenen Klosteratmosphäre geradezu erfrischend. Zurzeit wetteifern die beiden Fraktionen, in die unsere Damen auseinandergehen, sie zu sich herüber zu lotsen. Hoffentlich riecht sie den Braten und bleibt unparteiisch. Ich bin recht froh, daß ich sie hier habe. Mit einer verheirateten Frau und Mutter ist doch immer ein ganz anderes Umgehen.

Erich ist, wie Dir bekannt sein wird, augenblicklich Hauslehrer bei einer gräflichen Familie in Kurland. Seine genaue Adresse weiß ich nicht, ich geh aber gleich zu seiner Mutter hinüber und suche sie aus ihr herauszulocken. Dann trag ich sie mit Bleistift nach. Wenn Du Dich mit ihm in Verbindung setzen solltest, darfst Du natürlich nichts davon merken lassen, daß ich mit Dir in dieser Angelegenheit korrespondiert habe. Solltest Du jemand anders wissen, der Lust hat und Dir geeignet erscheint, würde ich selbst raten, diesem den Vorzug zu geben. Aber wenn Du Erich nimmst, brauchst Du wenigstens nicht die Katze im Sack zu kaufen. Laß bald mal hören, wie Du Dich entschieden hast.

Es grüßt Dich herzlich

Dein Schwesterchen.

Eines Nachmittags, als Erich sich von dem Unterricht seiner beiden jungen Grafen auf sein Zimmer im zweiten Stock des Schlosses Lobau zurückzog, fand er folgenden Brief vor:

Lieber Erich!

Hochwürdiges Konsistorium hat mich getreten, einen Pastor für Ummersloh zu präsentieren, und ich möchte die Sache möglichst beschleunigen. Denn lange darf ich die Herde nicht ohne Hirten lassen, damit inzwischen nicht der andere Schäfer mit der Schlinge umhergeht und etzliche Schafe für seinen Schafstall einfängt. Da ich nun wenig Fühlung mit

Eurer Couleur habe, Dich aber als einen anständigen Kerl von Kindesbeinen an schätze, auch von jemand, auf dessen Urteil ich etwas gebe, Deine Predigtgabe habe rühmen hören, möchte ich zunächst mal bei Dir anfragen.

Gestern hatte ich ein Schreiben vom Sattelhofbauern mit einigen Dutzend Unterschriften, Kreuzen und Klexen, das für Dich petitioniert und mich beinah in meiner Absicht, Dir die Pfründe zuzuwenden, irre gemacht hätte. Denn diese Herrschaften sind in den letzten Zeiten etwas anmaßend geworden, und man muß ihnen gelegentlich mal zeigen, wer eigentlich Herr im Hause ist. Aber ich halte es doch nicht für recht, gerade Dich das entgelten zu lassen.

Es sind mir übrigens schon zwei schwarze Brüder auf den Präsentierteller gesprungen. Der Brief des einen macht einen ganz netten Eindruck; der andere ist mir verdächtig, weil er sich gar zu sehr empfiehlt. Vor diesen beiden hast Du jedenfalls den Vorzug.

Zum Schluß sollst Du noch wissen, daß ich mich gestern mit dem süßesten Mädchen der Welt verlobt habe. Ich brauchte nicht weit herum zu suchen; denn meine Annemarie ist die Nichte meines hiesigen Chefs, die vor vierzehn Tagen hier zu Besuch angereist kam. Sieh auch man zu, daß Du bald so was, so 'n büschen fürs Herz findest. Dann ist's für meine Frau in Ummersloh etwas geselliger. Junge, es wäre fein, wenn wir demnächst den fidelen Jugendbetrieb in etwas veredelter Form wieder aufnehmen könnten!

Dein wohlaffektionierter Georg, Kirchpatron.

Erich wurde durch diesen Brief in die größte Aufregung versetzt. Er lief eine Weile wie wild in seinem Zimmer herum und stürzte dann die Treppen hinunter ins Freie. Nach einer kleinen Stunde kam er mit der fertigen Antwort im Kopfe zurück und setzte sich sofort hin, sie niederzuschreiben:

Lieber Georg!

Zunächst meinen herzlichen Glückwunsch zu Deiner Verlobung. Das ist ja mächtig fix gegangen. Du bist und bleibst doch ein Hauptkerl.

Was nun die eigentliche Veranlassung Deines Schreibens betrifft, so muß ich gestehen, daß die Verlockung, Pastor von Ummersloh zu werden, für mich nicht gerade groß ist. Es gibt wohl kaum eine Gemeinde in der hannoverschen Landeskirche, in der die kirchlichen Verhältnisse so verfahren sind, wie eben dort. Überdies würde ich ein solches Amt nie aus Deinen Händen hinnehmen, zumal Du Dir dabei in der Rolle des großmütigen Wohltäters zu gefallen scheinst. Das Großartige lag Dir ja immer gut, und ich sehe, darin hast Du Dich noch nicht geändert. Immerhin sollst Du bestens bedankt sein, daß Du an mich gedacht hast.

Mit bestem Gruß Dein Erich.

Einige Tage später begannen die Sommerferien, und Erich ritt mit seinen beiden Zöglingen in Begleitung eines Dieners und eines Jägers eine halbe Tagereise ostwärts, wo sein Graf inmitten bedeutender Waldungen ein Jagdhaus besaß. Hierin sollten die jungen Herrn, während ihre Eltern in Deutschland reisten,

einige Wochen jagen, in dem nahen Flusse fischen und baden, überhaupt sich einer größeren Ungebundenheit in der freien Natur erfreuen. Erich hatte solche Waldwochen vom letzten Sommer her in angenehmster Erinnerung und sah ihrer beschaulichen Stille mit Freuden entgegen. Die Bücher, die er in dieser Zeit studieren oder lesen wollte, hatte er mit gutem Bedacht ausgewählt.

Am fünften Tage dieses Aufenthalts in der Waldeinsamkeit kam ein Bote aus dem Schloß mit frischen Lebensmitteln. Für den Herrn Kandidaten zog er einen Brief aus der Ledertasche.

Als Erich auf dem Umschlag Evas feine, klare Handschrift erkannte, die vor Jahren bei der gemeinsamen Arbeit im von Brankenschen Familienarchiv sich ihm unvergeßlich eingeprägt hatte, durchzuckte ihn ein freudiger Schreck. Er eilte mit dem Brief ins Freie, warf sich in den Baumschatten und begann klopfenden Herzens zu lesen:

Sehr geehrter Herr Kandidat!

Sie werden Augen machen, wenn Sie diesen Brief von mir in die Hände bekommen. Aber mein Bruder — wir Geschwister haben uns seit dem Tode unseres Vaters enger aneinander geschlossen — hat mich zu seiner Vertrauten in der Ummersloher Pfarrbesetzungsangelegenheit gemacht, und in dieser muß ich einige Zeilen an Sie richten.

Wie ich höre, hat Georg Ihnen die Pfarre in unserem Heimatdorf angeboten, und Ihre Antwort, in der Sie diese ablehnen, liegt vor mir. Es ist ja mög-

lich, daß Sie gegen die Annahme Bedenken haben, die zu zerstreuen nicht in meiner Macht steht. Aber aus dem etwas gereizten Ton Ihres Briefes schließe ich einstweilen, daß mein Bruder Ihnen in einer Weise geschrieben hat, die Ihr Selbstgefühl verletzt hat und vielleicht in erster Linie an Ihrer Absage schuld ist. Sollte dies der Fall sein — er behauptet freilich, er wäre diesmal ausnehmend artig gewesen, aber in der Beziehung traue ich ihm nicht recht — also, sollte es der Fall sein, so möchte ich Sie herzlich und dringend bitten, seine Worte nicht auf die Goldwage zu legen. Sie vertrugen, wie Sie wissen, das früher nicht und vertragen das auch heute noch nicht recht. Er gibt sich gern etwas grand, worüber wir beide als Kinder uns ja oft genug geärgert haben. Mit Vorliebe macht er leider faule Witze über die Pastoren und die Kirche, was wohl daher kommt, daß wir in Ummersloh allerhand tolle Dinge erlebt haben, die wirklich zum Spott herausfordern. Sie dürfen ihn aber deshalb nicht für einen Menschen halten, dem nichts heilig ist. Damit täten Sie ihm bitter unrecht. Das weiß ich seit der Stunde, da wir unserem Vater die Augen zugedrückt haben. Von diesem muß er die satirische Ader auch wohl geerbt haben. Vater konnte sich ganz ähnlich ausdrücken, so daß Leute, die ihn nicht genauer kannten, ihn leicht falsch beurteilten. Also nehmen Sie, bitte, solche kleine Entgleisungen nicht gar zu tragisch (und seien Sie nicht gar zu empfindlich — darüber hab ich Ihnen früher schon mal 'ne kleine Predigt gehalten, wissen

Sie noch?). Es wär doch jammerschade, wenn an ein paar dummen Schnäcken, die dem Jungen so unversehens aus der Feder geflossen sind, eine Sache scheitern sollte, die für das Dorf, in dem wir unsere Jugend verlebt haben, von größter Bedeutung werden könnte. Denn Sie sind von Natur sanft und verträglich (wenn auch, wie gesagt, zuweilen etwas reizbar, aber das mag sich inzwischen ja schon gebessert haben), und das ist von großer Wichtigkeit für eine Gemeinde, die durch Zank zerrüttet ist. Sie haben ferner für unsere Bauersleute ein liebevolles Verständnis... Woher ich das weiß? Meinen Sie, ich hätte unsere Gespräche damals am Hünengrab und in unserem Archiv ganz vergessen? Also, wenn es irgend zu machen ist, müssen Sie Pastor von Ummersloh werden! In dem Büchlein, das Sie damals für mich zusammenstellten und in dem ich immer gern wieder blättere, finden sich auch einige Aussprüche über die Herrlichkeit des evangelischen Pfarramts in unseren Tagen. Bitte, nun benutzen Sie die sich bietende Gelegenheit, die Wahrheit dieser schönen Worte praktisch zu erproben. Oder haben Sie noch immer so große Rosinen im Sack vom Professorwerden und dergleichen? Dann schütten Sie die ruhig in die Newa, oder was da in Rußland sonst für ein Fluß fließt. Warum wollen Sie noch immer Hausmeier bei zwei Grafenjungens spielen? Und wer weiß, wie lange Sie das noch müßten, wenn Sie jetzt nicht zugreifen! Kandidaten soll es augenblicklich ja so viel geben, daß man die Straßen damit pflastern könnte.

Freilich, eins kann ich völlig verstehen: daß Sie, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, das Amt nicht gern aus Georgs Händen hinnehmen möchten. Aber da ließe sich vielleicht ein Ausweg finden, und ich bin überzeugt, daß ich meinen Bruder für diesen gewinnen würde. Wie wär's, wenn Georg Sie und zwei von den fünf Herren, die sich bis jetzt gemeldet haben, zu Gastpredigten aufforderte, der Gemeinde die freie Wahl ließe und sich verpflichtete, den Gewählten der Behörde zu präsentieren? Dann wären sowohl die Rechte des Patronats als auch die Interessen der Gemeinde gewahrt, und Sie könnten ohne die geringsten Bedenken mittun. Ja? Bitte, geben Sie mir schleunigst zusagende Antwort, und dann soll Georg es so machen.

Ich bin hier in Marienbrunn recht gern. Nur die Untätigkeit lastet manchmal etwas auf mir, und dann denk ich gern an unser Dorf zurück. Was die Heimat einem wert ist, das merkt man erst recht, wenn man ihr fern sein muß, und wenn sich eine Gelegenheit bietet, etwas von der Schuld ihr gegenüber abzutragen, soll man sie mit Freuden benutzen. Deshalb habe ich auch alle entgegenstehenden Bedenken überwunden und Ihnen diesen Brief geschrieben, in dem Vertrauen, daß Sie ihn genau so verstehen werden, wie er gemeint ist.

Mit besten Grüßen

Eva von Branken.

Nachschrift. Ihre Eltern wissen nichts von dieser zwischen uns dreien schwebenden Sache, und es ist

auch wohl eben so gut, wenn sie einstweilen noch nichts davon erfahren. —

Sobald Erich diesen Brief zu Ende gelesen hatte, eilte er in die Küche des Jagdhäuschens, wo er den Überbringer wacker die vom Mittag übrig gebliebene Erbswurstsuppe auslöffelnd fand. „Wann brechen Sie wieder auf?“ fragte er hastig. „In einer Stunde,“ gab der Bote zur Antwort.

Hui, dann galt es schnell einen Entschluß zu fassen. Denn wenn der Mann die Antwort nicht mitbekam, war tagelang keine Gelegenheit, etwas in den Postkasten zu befördern.

Er begab sich wieder ins Freie und schritt unter hohen Buchen auf und ab. Bald schaute er an den glatten, grauen Stämmen hinauf in das durchleuchtete Grün, bald irrte sein Blick über den mit Sonnenlichtflecken besprenkelten Waldboden hin. Den Brief trug er dabei immer in der Hand und las ihn ein zweites, ein drittes Mal...

Er riß die Uhr aus der Westentasche. O weh, in zehn Minuten war die Stunde herum. Er lief ins Haus zurück, steckte schnell den Kopf in die Küche, um dem Boten zu sagen, daß er einen Brief mitnehmen solle, und sprang auf sein Zimmer. Nachdem er einen Bogen Papier aus der Schreibmappe gerissen, begann die Feder, von bebender Hand geführt, zu kritzeln:

Sehr geehrtes Fräulein von Branken!

Ihr Brief findet mich, mit einiger Verspätung, mitten in einem Urwalde, meilenweit von der nächsten menschlichen Ansiedelung entfernt. Ich erhielt

ihn erst vor einer Stunde und habe noch keine Zeit und Ruhe gefunden, mir die Sache nach allen Seiten zu überlegen. Aber die Antwort muß gleich mit dem Boten zurück, sonst müßten Sie zu lange auf sie warten. Ihr Schreiben hat, glaub ich, all meine Bedenken zerstreut, ganz gewiß weiß ich es aber noch nicht. Aber ich glaube doch, wenn die Gemeinde mich wählen sollte, würde ich mich freuen. Wenigstens kommt mir das im Augenblick so vor. Wenn ich mich noch anders besinnen sollte, würde ich an Georg direkt schreiben, ev. telegraphieren. Dafür wäre es ja auch nach einigen Tagen noch früh genug. Herein! Der Bote klopft eben an die Tür. Entschuldigen Sie gütigst die miserable Schrift und den konfusen Stil!

Ihr dankbar ergebenster

Erich Heydenreich.

Der Mann zog mit diesem Brief und einem Fünfzigkopekenstück als Trinkgeld schmunzelnd ab. Vor der Tür des Jagdhauses stehend sah Erich ihm nach, bis er im Walde verschwunden war. Dann kehrte er in seine Stube zurück und warf sich erschöpft auf das Feldbett.

Auf einmal kam ein Rückschlag. War es recht, daß ein erwachsener Mensch einen wohlerwogenen Entschluß durch den Brief eines jungen Mädchens so schnell über den Haufen werfen ließ? Er vergegenwärtigte sich wieder alle Gründe, mit denen er seinerzeit die Ablehnung vor sich gerechtfertigt hatte. Deren Gewicht war so groß, daß er sich seines übereilten Schreibens an Eva jetzt schämte. Allen Ernstes erwog er auch schon den Wortlaut eines an Georg abzusendenden Tele-

gramms. „Es bleibt bei meinem ersten Entschluß," das war wohl die einfachste Form.

Aber dann las er wieder Evas Brief. Nein, so einfach war die Sache doch nicht... Sie mußte noch einmal gründlich ganz von neuem überlegt werden, mit allem Dafür und Dawider. Das ging draußen in der Waldeseinsamkeit gewiß am besten.

Er überzeugte sich, daß er auch Georgs Schreiben in der Brieftasche bei sich trug, nahm Hut und Stock und trat wieder ins Freie hinaus.

Indem er langsam einen schattigen Weg dahinschritt, tauchte plötzlich ein Erinnerungsbild vor seiner Seele auf. Er sah sich in einem Berliner Studentenstübchen fünf Treppen hoch im Schein einer altväterischen Kuppellampe sitzen. Während unter ihm der Strom des Weltstadtlebens brauste, hatte er sich tief in die Schriften eines griechischen Kirchenlehrers des fünften Jahrhunderts vergraben. Dessen Meinung über eine theologische Frage jener Zeit fein säuberlich herauszuheben und darzustellen — was war das für ein stillbeglücktes Arbeiten gewesen, jene Winterabende und halben Nächte hindurch... Auf Grund jenes Aufsatzes hatte ein verehrter Lehrer den Gedanken an den akademischen Beruf in ihm angeregt, und ganz aufgegeben hatte er ihn auch heute noch nicht. Er hatte sich seitdem die Geschichte der alten Kirche zum Spezialstudium erwählt, und unter den Büchern, die mit ihm ins Waldhäuschen gewandert waren, befanden sich mehrere, die es sich zur Aufgabe machten, jene Zeit aufzuhellen. Aber zu einer endgültigen Entscheidung hatte er sich bis jetzt nie aufraffen

können; denn andererseits lockte es ihn doch auch wieder aus der Stille der Studierstube ins Leben, zu den lebendigen Menschen der Gegenwart, ihnen mit dem, was er sich innerlich gewonnen hatte, zu dienen.

Und nun rief man ihn. Es rief ihn die Jugendfreundin, es riefen ihn die schlichten, treuen Menschen seiner Heimat. Er griff in die Tasche und holte Georgs Brief hervor... „Gestern hatte ich ein Schreiben vom Sattelhofbauern mit einigen Dutzend Unterschriften, Kreuzen und Klexen, das für Dich petitioniert." Er sah sie im Geiste vor sich, den ehrwürdigen Vater Wöhrenbeck vom Sattelhof, das wackere Ehepaar Broocks von der Hingstheide, bei dem er als Schüler und Student so manches liebe Mal eingekehrt war, und viele andere... Ihnen allen mit einem harten Nein zu antworten, das war gar nicht leicht...

Aber vielleicht mußte es doch sein. Denn konnte er jenen Menschen etwas geben? Ihre religiösen Vorstellungen waren ein gut Teil massiver als die seinen. Manches, was ihm Bild und Gleichnis für etwas auf andere Weise nicht Ausdrückbares bedeutete, war für jene starre Lehrsatzung, die man um seiner Seelen Seligkeit willen wörtlich für wahr halten mußte... Wenn sie wüßten, wie sehr bei ihm all diese Dinge sich noch im Fluß befanden, ob sie dann auch noch die Hände nach ihm ausstrecken würden?...

Aber sollte man die Gemeinden solchen hemdärmeligen Gesellen wie diesem separierten Pastor Nieweg überliefern, oder ausschließlich jene recht zahlreichen Leute in ihr wirken lassen, die in sechs bis acht Se-

mestern die Theologie schlecht und recht wie jedes andere Brotstudium absolviert hatten, ohne mit den religiösen und kirchlichen Problemen je ernstlich gerungen zu haben? Durfte man das, wenn man seine Kirche lieb hatte? Wenn man überzeugt war, daß sie nicht berufen war, nur altehrwürdige Überlieferungen zu pflegen, sondern vor allem dazu, das Gottesreich bauen zu helfen, durch die Wirren der Gegenwart den Menschen eine Führerin zu sein einer lichteren und seelisch reicheren Zukunft entgegen?

Wenn jemand, wie Eva schrieb, „liebevolles Verständnis" für jene Menschen hatte, auch für ihre Wunderlichkeiten und Schranken, wenn er überzeugt war, in der Richtung des tiefsten Lebenswillens mit ihnen eins zu sein, sollte er dann nicht trotz allem mit gutem Gewissen als ihr Seelsorger zu ihnen gehen dürfen?...

Ähnliche Fragen hatte er sich auch früher schon gestellt, aber mehr im allgemeinen und im Hinblick auf die theologischen Schwierigkeiten, und da war ihm eigentlich immer ein halbes Nein als Antwort geworden. Zum erstenmal richtete er diese Frage nun an sich in Beziehung auf eine bestimmte Gemeinde, und zum erstenmal faßte er dabei das Ganze des Pfarrerberufs ins Auge. Beides brachte es mit sich, daß er das Gewicht dieser Frage ernster und tiefer empfand denn je, und daß er, um eine befriedigende Antwort zu finden, tiefer in sich hinabsteigen mußte als früher bei den allgemeinen theoretischen Erwägungen. Und nun kam aus seinem tiefsten Innern ein freudiges, zuversichtliches Ja.

Ein Flüßchen versperrte seinen Weg. Es hätte die Werle sein können, dort, wo diese am Werleworth hinfließt. Und auf einmal sah er das Dorf in ihrem grünen Tale vor sich, und die ehrwürdige Kirche, und den traulichen Pfarrhof im Schatten der prächtigen alten Bäume. Er legte sich am Ufer nieder, sah dem Ziehen der glitzernden Wellen zu und träumte sich in eine glückliche Zukunft hinein.

Nach einer Weile nahm er Evas Brief wieder vor. Jetzt, wo er aus der quälenden Ungewißheit heraus war, hatte er erst rechte Freude an ihm. Als er das von den „großen Rosinen" las, machte er lächelnd mit der Hand eine Bewegung, als ob er aus dem Ärmel etwas in den Fluß schüttelte... Wie verständig sie schrieb, und welch herzliche Wärme doch aus jeder ihrer Zeilen sprach... Ob lediglich das Interesse für die Ummerslober Gemeinde ihr die Feder geführt hatte?... Oder?... Schweig still, mein Herze...

Aber das Herz schlug in freudiger Erregung, und still zu schweigen, das fiel ihm gar nicht ein.

Georg von Branken an seine Schwester:

Liebe kleine Evatochter!

Du bist ein ganzer Racker und in kirchlichen Dingen so klüftig, daß sie Dich zum Hilfsarbeiter im Konsistorium machen sollten. Ich muß Dir recht geben, daß es in gegenwärtigen Zeitläuften nicht geraten ist, den Ummerslohern wider Willen einen Pastor auf die Nase zu klemmen. Ich werde also ausnahmsweise der

Gemeinde zwischen Erich und zweien der übrigen Bewerber die Wahl lassen. Hoffentlich finde ich die Unbegabtesten heraus, damit der Sieg Deines Favoriten nicht in Frage gestellt wird. Dieser kann die letzte Predigt nehmen, und wenn er Amen gesagt hat und die Leute von seinen Worten noch warm sind, drücke ich ihnen die Wahlzettel in die Hand. Ich werde mich nämlich persönlich zum Schlußakt dieses Pastorenschießens einfinden. Du siehst daraus, wie ernst ich meine Pflichten als Kirchenvater auffasse. Dich lade ich hiermit bestens ein, zum Daumenhalten und anschließenden Hurrarufen.

Übrigens wegen Großtuns und ungepflegter Redeweise hat auch meine Annemarie mir kürzlich den Kopf gewaschen, und die kann es noch besser als Du. Es muß also doch wohl etwas dran sein, und ich werde, mit Rücksicht auf den künftigen häuslichen Frieden, so peu à peu versuchen, mich ein bißchen zu demütigen und zu veredeln.

Es küßt Dich Dein Bruder Georg.

A propos, ich wundere mich, daß Du Dich über diese Geschichte so aufregst. Sollte da wirklich bloß die Sorge um das Seelenheil unserer Pisangs im Spiele sein? — — —

Eva an Georg:

Du bist ein ganz ekliger Mensch! Was für einen Pastor Ihr in Ummersloh kriegt, kann mir im Grunde doch völlig egal sein, ich brauch ihn ja nicht zu hören.

Daß man für sein Dorf und für einen alten Jugendbekannten ohne jeden Nebengedanken mal etwas tun kann, begreift einer wie Du natürlich nicht. Bei Eurer Wahl habe ich nichts zu suchen. Du kannst überhaupt lange lauern, bis ich mich mal wieder bei Dir sehen lasse. Auch sollst Du nicht wieder darüber klagen, daß ich mich in Deine Angelegenheiten mische.

Du und Dich bessern? In Deinem Brief merkt man wirklich noch nichts davon. Deine arme kleine Braut tut mir herzlich leid. Ich bin Dir aufrichtig böse.

Eva.

Fünf Tage vor dem Sonntag, der in Ummersloh die Entscheidung bringen sollte, traf Erich bei seinen Eltern in Marienbrunn ein. Sein Vater war noch immer ärgerlich, daß er sich dort zur Wahl gestellt hatte, machte ihm Vorwürfe, weil er in allen Dingen seinem Kopf folge und guten Rat in den Wind schlage, und prophezeite, er würde nie und nimmer gewählt werden, schon als Sohn eines Mannes nicht, der dort so viele Feinde habe. Er zählte auch eine ganze Reihe auf, die sicher gegen ihn stimmen würden. Die Mutter hatte anfangs ebenfalls schwere Bedenken gehabt, diese aber bald überwunden. Jetzt zweifelte sie nicht mehr an dem günstigen Ausgang der Wahl und freute sich, daß ihr Junge so früh in eine so gute Pfarre kommen sollte. Mit den Leuten würde er dann schon fertig werden; in dieser Beziehung hatte sie, wieder im Gegensatz zu ihrem Manne, nicht die geringsten Befürchtungen.

Es war das erstemal, daß Erich das neue Heim seiner Eltern sah, und nachdem man ihn mit Speis und Trank erquickt und dabei die Ummersloher Sache besprochen hatte, führte die Mutter ihn durch das Haus, um ihm die Räume und ihre Einrichtung, auf die sie nicht wenig stolz war, zu zeigen. Sie erwartete natürlich, daß er alles sehr wohnlich und gemütlich finden sollte, und war

enttäuscht, als er ziemlich einsilbig und offenbar zerstreut neben ihr herwandelte und manches, wofür sie besondere Anerkennung hoffte, überhaupt nicht zu sehen schien. Die Predigt sitzt ihm schon im Wege, dachte sie und hielt es für das beste, den Rundgang einstweilen abzubrechen.

Als sie wieder im Wohnzimmer waren, fragte Erich so beiwegelang und in gleichgültigem Tone: „Siehst du Eva von Branken zuweilen wohl mal?"

Über das Gesicht seiner Mutter ging ein Schatten. „Das ist ein ganz komisches Menschenkind," begann sie kopfschüttelnd. „Ich weiß bald nicht mehr, was ich von dem Mädchen halten soll. Bis vor wenigen Wochen kam sie jeden dritten oder vierten Tag zu mir, nannte mich ‚mütterliche Freundin' und war die Liebenswürdigkeit selbst. Plötzlich stellt sie ihre Besuche ein, geht mir geflissentlich aus dem Wege, und wenn wir uns zufällig einmal treffen, tut sie so fremd, daß ich mich jedesmal ärgern muß. Ich hab keine Ahnung, womit ich ihr auf den Fuß getreten haben könnte. Dies merkwürdig wechselnde Benehmen muß wohl in der Familie liegen. Auch ihre Tante konnte manchmal recht freundlich und nett sein, und dann auf einmal wieder so kühl, daß einen innerlich fror. Am besten hält man sich diese Art Leute zehn Schritt vom Leibe. Dann hat man nachher keinen Verdruß."

Erich verbarg sein Erschrecken unter der gleichgültigen Frage: „Kommst du denn mit den andern Damen gut aus?"

„O ja," versetzte die Mutter, „das geht so weit ganz

gut. Es sind recht angenehme darunter. Heut nachmittag stelle ich dich gleich der Äbtissin vor, die sich schon öfter nach dir erkundigt hat ... Jetzt hab ich erst zu tun. Gehst du nicht ein bißchen zu Vater?"

„Och ... Ich will ihn nicht stören, möcht mir ebenso gern die Gegend mal ansehen ... Darf jeder den Klosterhof und Park frei betreten?"

„Jeder nicht, wir natürlich. Wir gehören ja mit dazu."

Die Mutter ging ihren hausfraulichen Pflichten nach. Erich trat ins Freie und strich im Klosterhof und -garten umher, interessiert um sich blickend. In Wirklichkeit suchten seine Augen aber nicht schöne Baumgruppen und altes Mauerwerk, sondern ganz was anderes. Wenn etwas von einem weiblichen Wesen hör- oder sichtbar wurde, klopfte ihm das Herz. Er bekam aber nur einige Jungfern mit weißen Häubchen zu sehen und eine uralte Stiftsdame, die zwischen zwei Stöcken mühselig dahinwankte. Zuletzt faßte er sich Mut und fragte ein hübsches Kammerkätzchen, indem er höflich seinen Hut zog: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo Fräulein von Branken wohnt?"

„Kuck mal einer an, das sind Sie ja, Herr Heydenreich! Guten Tag, guten Tag!" rief das Mädchen freudig überrascht, indem es ohne weiteres seine Hand ergriff und kräftig schüttelte.

„Kennen Sie mich denn?" fragte er verblüfft.

„Aber natürlich! Wie sollte ich Sie nicht kennen! Ich bin doch die Tochter von dem Kuhlengräber in Ummersloh, Badenhops Minna ... Kommen Sie, das gnädige Fräulein wird sich auch sehr freuen. Dort in dem kleinen

hübschen Hause wohnen wir, mit noch einer anderen Dame, wir haben die Etage. O wie freut 'n sich, wenn 'n mal 'n alten Bekannten zu sehen kriegt!"

Erich wußte nicht recht, ob er ihr folgen wollte oder nicht. Aber ehe er sich darüber recht klar wurde, führte Badenhops Minna ihn schon in das Wohnzimmer ihrer Herrin.

Eva stand gegen das Licht, so daß er den Ausdruck ihres Gesichts nicht erkennen konnte. Rasch auf sie zuschreitend, nahm er ihre Hand und sagte: „Fräulein von Branken, ich bin heute morgen bei meinen Eltern angekommen, und mein erstes soll sein, daß ich Ihnen für Ihre freundliche Vermittlung herzlich danke."

„Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" fragte sie, mit der Hand auf einen Stuhl weisend.

Er ließ sich nieder, sie nahm in einiger Entfernung einen Sessel. Nun erst sah er mit Schrecken, daß auf ihrem Gesicht ein kühl abweisender Zug lag.

„Es tut mir leid," begann sie mit einer Stimme, die ihm wie die einer völlig Fremden klang, „wenn ich Sie vielleicht enttäuschen muß. Ich hatte letzte Woche einen Brief von meiner Tante, die mir schrieb, daß der erste Gastprediger den Leuten sehr gefallen hat und seine Wahl mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist... Hoffentlich nehmen Sie sich den voraussichtlichen Mißerfolg nicht gar zu sehr zu Herzen. Wenn man genauer über die Sache nachdenkt, hat es für den Sohn ja in mancher Beziehung auch etwas recht Mißliches, der Nachfolger seines Vaters zu werden, und ich höre, daß Ihre Eltern auch mit Ihrem Entschluß durchaus nicht einverstanden

sind... Entschuldigen Sie, bitte, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten eingemischt habe. Ich habe deswegen schon recht unangenehme Stunden gehabt. Sie haben sich die Hauslehrerstelle in Kurland doch offen gehalten?"

„Ja... Mein Graf will mit der Wiederbesetzung warten, bis er Nachricht hat, wie es mit der Wahl geworden ist."

Sie atmete sichtlich erleichtert auf. „Das ist mir eine große Beruhigung, und ich danke Ihnen, daß Sie mir diese gleich heute morgen gebracht haben. Also noch einmal, nehmen Sie mir, bitte, mein leichtsinniges Eingreifen nicht übel."

„Aber davon ist doch gar keine Rede..." stamerte er.

„Wenn Sie mir noch einen Gefallen tun wollen," unterbrach sie ihn, indem sie vor sich nieder blickte und eine feine Röte ihre Wangen färbte, „so verbrennen Sie den Brief, den ich Ihnen geschrieben habe." Dann erhob sie sich schnell und gab ihm die Hand. Er machte eine linkische Verbeugung und drückte sich zur Tür hinaus.

Kuhlengräbers Minna führte ihn munter plaudernd die Treppe hinunter. „Ich hab 'ne Karte von meiner Freundin, Bokelmanns Mine — sie gehört zu den Bokelmanns, wissen Sie, die in Kirchenvorsteher Niemeyers Häuslingshaus wohnen; was der Vater ist, der tritt ja so 'n bißchen in die Kuhle — die schreibt mir, die Leute freuten sich bannig, daß Sie nun bei Ihnen Pastor werden wollten. Wenn Sie hinkommen, müssen Sie meinen Eltern aber einen schönen Gruß mitnehmen.

Adieu, Herr Heydenreich, oder muß ich schon sagen: Herr Pastor?" — Erich schüttelte trübe das Haupt.

Ducknackig schlich er über den Klosterhof. Es war ihm zumute, als ob man ihm einen Kübel Eiswasser über den Kopf gegossen hätte.

Beim Mittagessen wollte seine Mutter wissen, wie Kloster, Park und Umgegend ihm gefallen hätten. „Ganz nett," sagte er, und sie wartete vergeblich, daß er irgend etwas besonders hervorheben sollte.

Ihre Absicht, ihn schon heute nachmittag der Äbtissin vorzustellen, mußte sie aufgeben. Er behauptete, er hätte die letzte Nacht im Zuge zu wenig geschlafen und sei müde.

Am Abend, als man im Studierzimmer des Vaters beisammen saß, sagte Erich auf einmal: „Was meint ihr, wenn ich meine Bewerbung noch zurückzöge?"

„Kommst du endlich zur Vernunft?" rief Vater Heydenreich triumphierend.

„Pfui!" rief die Mutter empört, „schäme dich, du Quackelhannes! Davon wird nichts. Eine Gemeinde ist zu gut dafür, um sich von solchem Jüngling an der Nase herumführen zu lassen. Ob du gewählt wirst oder nicht, ist mir gleich; jedenfalls sollst du, wo die Sache einmal so weit gediehen ist, deine Pflicht tun! Was ist denn bloß mit dir? Vor deiner allerersten Predigt warst du nicht halb so sehr aus dem Leim wie diesmal."

Er seufzte und bat bald um die Erlaubnis, schlafen gehn zu dürfen. —

Am Sonnabend machte er die Reise mit dem Zug, den Georg ihm kategorisch vorgeschrieben hatte. Auf

dem Bahnhof in Tordingen nahm dieser ihn in Empfang. Er war gekommen, um ihn selbst nach Ummersloh zu kutschieren. Unterwegs hatte er so viel zu erzählen, daß sein neben ihm sitzender Gast lange kein Wort anbringen konnte. Sobald sich aber die Möglichkeit bot, fragte er trübselig: „Hat's überhaupt noch Zweck, daß ich meine Predigt halte?"

„Was? Wie? Wo?" rief Georg wie aus den Wolken gefallen.

„Ich hörte, die Wahl des ersten Predigers wäre so gut wie sicher."

„Wer hat dir denn das erzählt?"

„Deine Schwester."

„Ei, woher weiß das Kind das denn so genau?"

„Deine Tante hat ihr geschrieben."

„Ha ha, ach so ... Na, weißt du, Tante Ulrikens Schützling bist du ja nie gewesen. Ich weiß nicht, was sie eigentlich gegen dich hat, aber alte Tanten haben so ihre Antipathien, mit denen man sie ruhig zufrieden lassen muß ... Ich bin seit vorgestern zu Hause, habe mich bei den verschiedensten Leuten erkundigt und will dir offen sagen, wie die Sache liegt. Der Mann vom letzten Sonntag ist erledigt. Er hat so genuschelt, daß kein Mensch ihn verstanden hat und zuletzt alle sanft entschlummert sind. Aber Nummero eins hat ohne Frage imponiert, erstens durch seine ‚gewaltige Statur', zweitens durch seine ‚barbarsche Ausgabe'. Andere aber wollen auch behaupten, er habe ‚nicht tief genug gepflügt'. Also: viel Geschrei und wenig Wolle. Es kommt demnach darauf an, daß du diesen Knaben aus-

stichst. Junge, ich erwarte eine Predigt von dir, bei der einem Hören und Sehen vergeht. Vor allem mußt du uns mit dem Teufel recht gruseln machen; das haben wir hierzulande am liebsten. Und wenn du tüchtig auf die Separierten schimpfst, kriegst du einen Stein überher ins Brett."

„Ach, Georg," sagte Erich gequält und vorwurfsvoll.

„Pardon!" rief der andere erschrocken, „da bin ich schon wieder mal in meine alte Melodie verfallen, und das soll ich ja nicht mehr. Alle Welt wäscht mir neuerdings deswegen den Kopf, Eva ist mir zur Abwechslung sogar mal ernstlich böse und hat meine Einladung, deinen morgigen Triumph mitzufeiern, schnöde abgelehnt. Du darfst mir das aber nicht übelnehmen; ich freu mich zu doll, daß ich dich alten Bengel endlich mal wieder habe."

Er schlug Erich mit der flachen Hand auf die Schulter, daß es schmerzte, und schloß dann: „Nun will ich aber auch den Mund halten; du willst gewiß noch ein bißchen über deine Predigt maikäfern." —

Am Abend zog Erich sich gleich nach Tisch zurück. Georg konnte seinen Übermut doch nicht recht bändigen, und Tante Ulrike war wenig liebenswürdig. In der Nacht schlief er nur einige Stunden, und am Morgen bat er sich den Kaffee auf sein Zimmer, um vor dem Gottesdienst keinen Menschen mehr zu sehen.

Es war der vierzehnte Sonntag nach Trinitatis, mit der Epistel Gal. 5, 16—24.

Der junge Prediger hatte sich weder bemüht, den Text homiletisch auszuschöpfen noch seinen Inhalt in eine

gekünstelte Einteilung zu pressen. Die in seiner ersten Hälfte aufgezählten groben Sünden für diesmal ruhig beiseite lassend, hatte er sich auf einen einzigen Vers beschränkt: Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Bei der Ausarbeitung der Predigt in der Stille des kurischen Waldes hatte die Gemeinde, vor der sie gehalten werden sollte, ihm deutlich vor der Seele gestanden; doch war jede Anspielung auf die Kämpfe des letzten Jahrzehnts peinlich vermieden.

Anfangs sprach er stockend und nicht kräftig genug. Es entging ihm auch selbst nicht, daß eine leise Enttäuschung sich seiner Zuhörer bemächtigte. In der dritten Bank rechts setzte sich sogar schon jemand zum Schlafen zurecht. Auf einmal entdeckte er aber hart neben einem Pfeiler das Gesicht seines Freundes Broocks von der Hingstheide. Das war ganz vertrauensvolle Erwartung und andächtige Hingabe. Er blickte einige Sekunden unverwandt in dessen Augen, und da war es, als ob aus ihnen etwas in ihn überströmte. Er spürte es selbst, daß seine Stimme wärmer und herzlicher wurde. Er brauchte nicht mehr nach den auswendig gelernten Sätzen seines Konzepts zu fahnden. Wie aus einem in seinem Innern geöffneten Quell strömten ihm die Gedanken und Worte auf die Lippen. Jetzt sah er auch, daß er die Gemeinde im Bann hielt. Auch der Schläfer hatte den Kopf wieder gehoben. Dann hörten alle derartigen Beobachtungen auf. Er ging völlig in seiner Sache auf. Zwischen ihm und der andächtig

lauschenden Gemeinde waltete ein unmittelbares Verhältnis gegenseitigen Gebens und Nehmens...

Nach dem Amen antwortete die Gemeinde mit dem Verse Zinzendorfs: Herz und Herz vereint zusammen. Der Gesang war wirklich ein Echo, das nicht nur von den Lippen kam. Eine hohe, heilige Freude durchzuckte die Seele des Predigers, und abwechselnd lief es ihm heiß und kalt über den Rücken...

Sobald die Orgel das Schlußlied einleitete, verließ er die Sakristei und eilte durch die stillen, menschenleeren Straßen dem Gute zu. Er war recht froh, daß er, ohne angesprochen zu werden, sein Zimmer erreichte.

Hier stellte er sich an das offene Fenster und sah in den sommerlichen Park hinaus. Die Erregung von der Kanzel her wirkte in ihm noch fort. Daß eben jetzt drüben die Entscheidung über seine Zukunft fiel, daran dachte er kaum.

Plötzlich erklangen auf dem Flur rasche, laute Schritte. Er sprang auf. Und schon kam Georg mit einem „Hurra Viktoria!" ins Zimmer gestürzt, schloß ihn in die Arme, drückte einen Kuß auf seine Backe und sprang wie närrisch mit ihm in der Stube herum: „Einfach glänzend gewählt, Junge! Nur vierzehn Querköpfe haben dem Posaunenbläser ihre Stimme gegeben. Du hast deine Sache aber auch einfach großartig gemacht. Erst wollte es nicht recht, und mir wurde schon ganz schwummerig. Aber als du erst in Gang kamst... Junge, Junge! Mensch, wo hast du das bloß her? Ich hab den Feldpropst der Armee mal gehört, ich sage dir, der ist gegen dich der reine Waisenknabe... Gleich wollen wir junge

Rebhühner schmausen und einen Buddel Burgunder dazu trinken. Vorher aber laß uns noch fix den Schreibebrief an das Konsistorium aufsetzen, du mußt mir helfen, daß ich den richtigen Dreh damit kriege. Junge, Junge, ich wollte bloß, meine Annemarie hätte dich gehört! Du mußt nämlich wissen, die ist ziemlich religiös."

So warf er es wie Kraut und Rüben heraus. Erich merkte ihm an, daß seine Freude echt war, und dieses Gefühl schwemmte alles hinweg, was die langen Jahre zwischen ihnen gestanden hatte.

Als das Präsentationsschreiben aufgesetzt war, sagte Georg: „Nun müssen wir auch wohl gleich an Eva schreiben. Sie wird sich ebenfalls diebisch freuen, weil sie doch ihre Finger so ein bißchen dazwischen gehabt hat. Aber halt, du bringst ihr die Nachricht gewiß morgen viel lieber persönlich hin!"

Erichs Gesicht verfinsterte sich. „Schreib nur," sagte er, „ich weiß nicht, ob ich direkt nach Marienbrunn reise. Vielleicht besuche ich unterwegs noch Verwandte." —

Den Nachmittag über ließ Georg seinem Gast, von einem Stündchen nach Tisch abgesehen, wenig Ruhe. Er schien das Bedürfnis zu fühlen, die Jahre, während derer sie einander fremd gewesen waren, nun durch das Berichten aller möglichen Erlebnisse und durch Dutzende von Anekdoten dem alten Freunde lebendig zu machen, der bald seinen Spaß daran hatte, bald sich ein bißchen ärgerte, obgleich er das eigentlich gar nicht wollte. Zuletzt wurde er von dem allen so mürbe, daß er sich nach etwas Ruhe und Einsamkeit förmlich sehnte, und als

man zu Abend gegessen hatte, nahm er eine günstige Gelegenheit wahr, sich stillschweigend zu drücken.

Langsam und der Stille, die nun auf einmal um ihn war, von Herzen froh, schritt er die Herrenhofsallee dahin. Als er bei der Werlebrücke aus dem Schatten heraustrat, blieb er an ihr Geländer gelehnt eine Weile stehen und sah nachdenklich auf die Stätte seines künftigen Wirkens, die in feiertäglichem Abendfrieden vor ihm lag...

Endlich setzte er seinen Weg in das Dorf hinein fort.

Er kam an einem Hause vorüber, vor dem ihm als Kind immer gegraust hatte. Hier hatte in den ersten Jahren der Separationsbewegung jener Altenteiler sich erhängt, dessen Tat damals so erschütternd auf sein Gemüt gewirkt hatte. Was mochte bis zu dem schrecklichen Entschluß in der Seele dieses Mannes vorgegangen sein...

In einem andern Hause lebten Mann und Frau in Unfrieden. Von der Straße aus hatte er einmal gehört, wie sie sich prügelten, das Kreischen der Frau gellte ihm noch in den Ohren...

Aus einem offenen Fenster vernahm er ein Ächzen. Der alte Wedemeyer, der hier mit einer schwachsinnigen Tochter hauste, war also wohl krank. Er hatte früher auf dem Pfarrhof Holz gehackt, und Erich kannte ihn gut. Ohne langes Besinnen trat er ein. Und als er nach zehn Minuten die armselige Kate verließ, nahm er die frohe Gewißheit mit, daß die Erinnerung an seinen Besuch und Zuspruch einem seit langem bettlägerigen Hiob über ein paar schwere Leidensstunden leichter hinweghelfen werde.

Was für Aufgaben hier doch überall auf ihn warteten! Sie reichten gewiß völlig aus, ein kurzes Menschenleben auszufüllen und reich zu machen ...

So war er auf Umwegen zur Pfarre gekommen, und mit einer ganz wunderlichen Empfindung trat er in den Garten, der demnächst sein eigen sein sollte. Lange saß er auf der Kastanienbank am Flusse und horchte auf das Rauschen von der Mühle her. Bald dachte er vergangener Tage, bald richtete er stille Fragen an die Zukunft. —

Mitte November zog der junge Pastor, nachdem man ihn in Hannover zum Predigtamt ordiniert hatte, in Ummersloh ein, begleitet von einer Cousine seiner Mutter, die ihm den Haushalt führen wollte. Diese besaß einige Möbel, andere hatten die Eltern hergegeben, einige Stücke waren neu angeschafft, so daß man die paar Räume, die man brauchte, leidlich ausstatten konnte. Zum Arbeitszimmer wählte Erich nicht das unfreundliche, von Bäumen verdunkelte Nordzimmer im Obergeschoß, das sein Vater inne gehabt hatte, sondern ein freundliches, helles Zimmer mit voller Südsonne zu ebener Erde. Als Junggesell hatte er ja freieste Wahl.

Sobald die Unruhe des Einführungstages vorüber war, begann Erich mit Hausbesuchen in der Gemeinde. Um den Anschein zu vermeiden, als behandle er die Menschen verschieden, je nachdem wie sie sich zu seinem Elternhause gestellt hatten, nahm er Straße bei Straße und Haus bei Haus vor. Es war inzwischen Winter

geworden, und so traf er die meisten zu Hause. Die ersten paar Male, als er Leute über die Bibel oder ein Andachtsbuch gebückt fand, freute ihn das, bald aber stutzte er, und als er die Entdeckung machte, daß eine alte Frau, die ganz in ihre Andacht versunken schien, die Hauspostille über Kopf vor sich liegen hatte, wußte er, daß die Leute, wenn er in Sicht war, die frommen Bücher schnell zur Hand nahmen, um ihrem neuen Pastor eine kleine Freude zu bereiten. Da gab er die strenge Reihenfolge auf, erschien unerwartet bald hier, bald da, und fand nun Bibel und Andachtsbücher überall friedlich auf dem Bücherbrett stehen. —

Eines Nachmittags, als er am Hause des separierten Kollegen vorüber kam, sagte er sich, es möchte ganz gut sein, wenn er diesem einmal seine Aufwartung machte. Und er beschloß, das sofort zu tun.

Pastor Nieweg zeigte sich sehr verblüfft, als der unerwartete Besuch bei ihm eintrat.

„Ich wollte mich Ihnen gern vorstellen," begann der junge Pastor, „da ich annehme, daß wir beide trotz allem schließlich doch in einer Richtung wirken möchten. Ich freue mich, daß der Gegensatz in den letzten Jahren weniger scharf zutage getreten ist als früher, und gedenke meinerseits alles zu meiden, was ihn wieder verschärfen könnte."

Pastor Nieweg räusperte sich verlegen und sagte: „Bitte, nehmen Sie Platz."

Anfangs wollte die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen. Bis der ältere die Titel einiger Bücher nannte und seinen Gast fragte, ob er diese gelesen habe.

Erich mußte verneinen.

„Die Bücher," fuhr der andere mit Wärme fort, „sind mir von einem Freunde geschickt worden, der in Amerika Pastor ist und der genuin lutherischen Missourisynode angehört. Sie sind sehr klar und überzeugend geschrieben, und ich habe viel Segen von ihnen gehabt. Wenn ich Ihnen vielleicht das eine oder andere leihen dürfte . . ."

„Vielen Dank, Herr Pastor," beeilte Erich sich zu erwidern, „ich habe die erste Zeit doch sonst allerlei zu tun. Auch muß ich fürchten, daß die amerikanische Theologie mir nicht recht liegen würde."

„Welche Professoren haben Sie hauptsächlich gehört?" fragte Nieweg nach einer kurzen Pause.

Erich nannte einige Namen, und es waren solche darunter, bei denen ein Erschrecken über die Züge des Freikirchenmannes ging.

„Es muß sehr schwer sein für einen ungefestigten jungen Menschen," sagte er mit einem leisen Seufzer, „sich in all diesem Wirrwarr menschlicher Meinungen seinen kindlichen Glauben zu bewahren."

Der salbungsvolle Ton ärgerte Erich, und er versetzte mit einiger Schärfe: „Ich bin in dieser Beziehung völlig entgegengesetzter Meinung. Es ist für jeden jungen Menschen sehr heilsam, wenn er sich recht gründlich mit den theologischen und kirchlichen Problemen, die unsere Zeit bewegen, auseinandersetzen muß und nicht gar zu schnell auf einem sogenannten ‚Standpunkt' zur Ruhe kommt."

Pastor Nieweg machte große, runde Augen und sagte

überlegen: „Sie sind noch sehr jung, mein Lieber. Wenn Sie erst reifer sind und im Amt Erfahrungen gesammelt haben, werden Sie über diese Dinge anders denken."

Erich sah ein, daß die Fortsetzung dieses Gesprächs zu nichts führen konnte. Er ging zu irgend etwas Gleichgültigem über, um sich dann möglichst bald zu empfehlen.

Pastor Nieweg sagte Tags darauf mit bedauerndem Achselzucken zu einigen seiner Leute: „Die guten Landeskirchlichen! Wenn sie wüßten, was ihr Pastor auf den ungläubigen Universitäten alles hat anhören müssen, die Haare würden ihnen zu Berge stehen! Und ob seine Seele von dem Gift ganz unberührt geblieben ist?"

Diese Worte wurden eifrig weitergegeben und erreichten auch die Ohren der Landeskirchlichen.

Da bekamen manche einen großen Schreck, und nun fiel ihnen nachträglich auch allerlei auf. Ob der junge Pastor die reine Lehre genügend betonte? Ob er die Sünden scharf genug strafte? War es nicht verdächtig, daß bislang nicht ein einziges Mal die Hölle vorgekommen war? Und warum kniete er wohl nicht nieder bei dem stillen Gebet auf der Kanzel vor der Predigt?

Andere nahmen ihren Pastor gegen solche Nörgeleien aber lebhaft in Schutz. Ob denn in einer Predigt alles dran kommen könne? Ob jeder alles genau so machen müsse, wie der andere? Wer das nicht merke, daß dem jungen Menschen sein Amt Herzenssache sei, der solle sich nur einsalzen lassen.

Alle aber stimmten darin überein, daß der Pastor „als Mensch“ sehr nett sei. Von seinem Vater hätte er so gut wie gar nichts, dafür aber um so mehr von seiner Mutter. Und den Separierten gegenüber konnte man ihn überhaupt nicht genug loben. Wenn bei einem Leichenbegängnis oder einer Hochzeit Freikirchliche zugegen waren und es dem Prediger dann einmal so recht gelang, war man stolz auf ihn und beobachtete mit Genugtuung den Eindruck seiner Worte auf den Gesichtern der Gäste.

Als der Frühling kam, zog Tante Ulrike sich in das Damenstift zurück, dessen Präbende sie schon seit langem genoß, und Georg führte seine Annemarie auf das Gut seiner Väter. Die junge Frau gewann sich durch ihre Anmut und Natürlichkeit die Herzen im Handumdrehen. Da sie und Erichs Tante Gefallen aneinander fanden, kam zwischen Gut und Pfarre bald ein reger Verkehr zustande. Erich fand, daß Georg in die allerbeste Schule gekommen war. Er wurde jetzt wirklich zusehends manierlicher und gesetzter. Manchmal, wenn der Junggesell Zeuge des jungen Eheglücks war, regte sich in ihm etwas wie Neid gegen den Freund, und er sagte sich trübselig. für ihn würde es so etwas wohl niemals geben. Aber die Arbeit in der Gemeinde und das wissenschaftliche Studium, das er auch jetzt keineswegs vernachlässigte, haben ihn immer wieder schnell über solche Stimmungen hinweg.

Jakob Bullwinkel hatte von jeher die Unterscheidungslehren innerhalb des lutherischen Kirchenwesens genau studiert und dadurch mit der Zeit im Haarespalten eine schöne Übung erlangt.

Eines Tages gegen Ende einer Kirchenvorstandssitzung räusperte er sich bedeutungsvoll und nahm darauf das Wort: „Wir haben separiert, haben uns mit großen Kosten unsere schöne Kirche gebaut und bezahlen das viele Geld für einen Pastoren, damit wir in diesen letzten Zeiten des Abfalls das lautere lutherische Gotteswort, wie der teure Ludwig Harms es verkündigt hat, zu hören kriegen. Ist das so, oder hab ich unrecht?"

Er sah sich herrisch im Kreise um. Gegen eine solche Behauptung konnte niemand Widerspruch erheben.

„Gut," fuhr er fort, „also das ist so. Da muß ich nun um des Gewissens willen hier etwas sehr Unangenehmes vorbringen... Unser Pastor hat leider nicht so gut fortgefahren, wie er angefangen hat. Ich erhebe gegen ihn die Anklage, daß er falsche Lehre führt."

Er machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Alle Kirchenvorsteher machten entgeistete Augen und hatten den Mund offen. Dem Pastor fiel die Drohung ein, die Bullwinkel ihm vor Jahren zugerufen hatte: „Diesen Tag werde ich Ihnen gedenken." Er wurde dunkelrot im Gesicht.

Der Ankläger fuhr fort: „Unser Pastor lehrt nicht mehr hermannsburgisch, sondern missourisch. Da ist vor allem die Lehre von der ‚Gnadenwahl‘.“ Er legte die Abweichung in diesem Punkt ausführlich dar, um dann kürzer noch zwei andere Lehren zu behandeln, in denen jener ebenfalls auf den Holzweg geraten sei. Dann wandte er sich feierlich an den Angeklagten und fragte: „Herr Pastor Nieweg, was haben Sie hiergegen zu sagen?“

Dieser stürzte zu seinem Schreibtisch und holte die Bibel. „Ich kann Punkt für Punkt nachweisen,“ rief er erregt, „daß meine Lehre die Schrift für sich hat.“

Bullwinkel machte eine abwehrende Handbewegung. „Darauf können wir uns nicht einlassen. Auf die Heilige Schrift hat sich noch jeder Ketzer berufen, und wir wissen aus der Versuchungsgeschichte des Herrn Christus, daß sogar der Satan das Wort Gottes im Munde führt, wenn es ihm nach der Mütze ist. Wir sind lutherisch und hermannsburgisch, und was sie da in Amerika aus der Bibel herauslesen, das geht uns hier in der Lüneburger Heide ganz und gar nichts an. Ich frage unseren Pastor vor versammeltem Kirchenvorstand, ob er seine falsche Lehre widerrufen will.“

„Was fällt Ihnen ein!“ schrie der Pastor, seiner nicht mehr mächtig, „ich habe nichts verkündigt, als was meine in Gottes Wort gegründete Überzeugung ist.“

„Ich frage noch einmal: Wollen Sie widerrufen?“

„Nein! Ich habe nur die Antwort, die Luther auf dem Reichstag in Worms gegeben hat: Es ist nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu tun. Eher laß

ich mir den Kopf abhacken, als daß ich mich dazu hergebe."

„Vom Kopfabhacken ist hier keine Rede, aber ich muß Sie daran erinnern, daß Sie auf Kündigung angestellt sind, und die Gemeinde wird sehen, was sie mit Ihnen anfängt. Wir können unmöglich das viele Geld ausgeben und schließlich doch noch Irrlehre von der Kanzel hören, womit unsere Seelen und die Seelen unserer Kinder vergiftet werden. Bis jetzt habe ich geschwiegen, weil ich immer noch hoffte, Sie sollten in sich gehen. Aber länger den Mund zu halten, das geht gegen mein Gewissen als Kirchenvorsteher."

Wohl versuchten einige der anderen Kirchenvorsteher, zum Frieden zu reden, aber ihren Worten fehlte Kraft und Nachdruck; denn erstens verstanden sie von den in Frage stehenden strittigen Fragen zu wenig, und dann fürchteten sie auch Bullwinkel und seinen zwar nicht großen, aber rücksichtslosen Anhang. —

Erich erfuhr von diesen Vorgängen durch den Sattelhofbauern. Er nickte nachdenklich zu dessen Bericht und sagte: „Die alte Geschichte. Womit jemand sündigt, damit wird er gestraft." —

Die Aufregung innerhalb der freikirchlichen Gemeinde war ungeheuer. Überall wurden die fraglichen Punkte besprochen, wurden Bibel, Bekenntnisschriften und Harms' Predigten gewälzt, wurde für und wider Partei ergriffen. Bullwinkel ging von Haus zu Haus und betrieb offen die Kündigung. Schließlich fand eine Gemeindeversammlung statt, die zwar dem Verlangen Bullwinkels und seiner Freunde nicht nachgab, aber dem

Pastor eine ernste Verwarnung erteilte, worauf dieser kurz und bestimmt erklärte, er werde nach wie vor dem Worte Gottes und seinem Gewissen folgen.

Von jetzt an war es im Gottesdienst manchem nur darum zu tun, die sich etwa wieder hervorwagenden Ketzereien zuerst zu riechen.

Eine gute Weile wurde aber nichts Verdächtiges laut. Bis eines Sonntags der Pastor über nichts anderes predigte als über die Gnadenwahl. Er nahm kein Blatt vor den Mund, pries die Missourier, weil sie diesen schwierigen Lehrpunkt ins rechte Licht gestellt hätten, und tadelte die gängige lutherische Auffassung mit rücksichtsloser Schärfe. Seine Freunde wechselten erschrockene Blicke. Auf Bullwinkels breitem Gesicht erschien ein hämisches Lächeln. Der Mann lieferte sich ja selbst ans Messer; mehr konnte man wirklich nicht verlangen.

Aber nach dem Amen, und nachdem für eine glückliche Entbindung gedankt, auch ein Brautpaar aufgeboten war, kam eine kleine Überraschung:

„Ich habe der christlichen Gemeinde mitzuteilen," las der Pastor in geschäftsmäßigem Ton von einem Zettel ab, „daß ich einen Ruf an eine lutherische Gemeinde in Nordamerika erhalten habe und daß ich ihm folgen werde. Ich hoffe in dem freien Amerika die Freiheit zu finden, ohne Schielen nach rechts und nach links meinem in Gottes Wort gebundenen Gewissen zu folgen. Mein Amt in der hiesigen freikirchlichen Gemeinde lege ich hiermit nieder."

Es ging eine sichtbare Bewegung durch die Gemeinde.

überall sah man sich erschrocken und dumm an. Beim Schlußgesang hatte die Orgel fast allein das Wort.

Als der Pastor in der Sakristei verschwunden war, stürzten zwei Kirchenvorsteher hinter ihm drein.

„Aber Herr Pastor," rief der eine, „das werden Sie uns doch nicht antun!"

„Ich habe diese Bullwinkelei gründlich satt," lautete die Antwort.

„Vor dem Mann brauchen Sie nicht bange zu sein. Sie haben hier mehr Freunde als Sie denken."

Nieweg zuckte die Achseln.

„Wir wollen gern fufzig Taler auflegen," nahm der andere Kirchenvorsteher das Wort, „wenn Sie nur bleiben!"

„Dies Anerbieten kommt zu spät. Drüben kriege ich mehr Dollars, als hier Mark."

„Aber Sie müssen doch eine Kündigungsfrist inne halten!"

„Wo steht das geschrieben? Verklagen Sie mich doch, wenn Sie Lust haben. Nach der Behandlung, die ich von der Gemeinde erfahren habe, glaube ich ihr keine Rücksicht mehr schuldig zu sein."

So verhandelte man in der Sakristei, und draußen wogte die Menge durcheinander, die Angelegenheit leidenschaftlich besprechend. Manch böser Blick flog zu Jakob Bullwinkel hinüber, der inmitten seiner Getreuen stand. „Heute sind ja wohl dem Blindesten die Augen aufgegangen," prahlte er über den Platz. „Und solchen Kerl wolltet ihr mit Gewalt behalten! Ihr könnt mir gar nicht dankbar genug sein, daß ich diesem Erzketzer die Larve vom Gesicht gerissen habe."

„Wir haben man noch keinen Pastor wieder," rief jemand ihm zu.

„Ha, das soll nicht lange dauern," rief er zuversichtlich. „Wir schreiben die Stelle sofort in unserem Kirchenblatt aus. Dann melden sich mehr als genug, und wir suchen uns den besten aus."

Die Stelle wurde dreimal ausgeschrieben, aber es lief keine einzige Meldung ein. Von befreundeter Seite wurde dem Kirchenvorstand bedeutet, er müsse das Gehalt aufbessern, und mit schwerem Herzen legte er fünfzig Taler, und als das nicht zog, noch einmal die gleiche Summe auf. Endlich erschien ein Bewerber. Als er aber das kleine, billig gebaute und durch Frau Trinas Kinder bös verwohnte Haus zu Gesicht bekam, schüttelte er den Kopf und verschwand wieder. Bullwinkel reiste nach Hermannsburg, um einen der Missionszöglinge zu verführen; aber die wollten alle dem einmal erwählten Missionarsberuf treu bleiben.

So kam die Gemeinde in große Verlegenheit, und es blieb schließlich nichts übrig, als mit dem nächsten freikirchlichen Pastor — der jedoch immerhin drei gute Wagenstunden entfernt wohnte — das Abkommen zu treffen, daß dieser jeden dritten Sonntag nach Ummersloh herüberkäme, und auch zwischendurch, wenn er zu besonderen Amtshandlungen begehrt werde. An den übrigen Sonntagen mußte man sich mit einem Lesegottesdienst behelfen. Das war zwar manchen nicht recht, aber man tröstete diese, eine vorgelesene Predigt von Ludwig Harms sei immer noch erbaulicher, als was die meisten Pastoren frei aus ihrem Eigenen brächten,

zumal die von der neumodischen Sorte, bei denen man nie wisse, wie man mit ihnen dran wäre.

Drei der Kirchenvorsteher hatten den Mut, je einen Sonntag probeweise die Vorlesung zu übernehmen. Vater Drewes machte seine Sache würdig und schlicht, aber er verbiesterte wiederholt in den Zeilen, und außerdem hatte er das Unglück, beim Umschlagen einmal mit seinen harten Arbeitsfingern zwei Blätter für eins zu greifen. Das fiel zwar nur wenigen auf, aber unter diesen seinem Freunde Bullwinkel, der dafür sorgte, daß es allgemein bekannt wurde. Ein zweiter besaß gar zu wenig Stimme, und die alten Leute klagten, sie hätten kein Wort verstanden. Dagegen, als Bullwinkel sein Probestück abgelegt hatte, war man einig, daß er seine Sache ganz famos gemacht habe. Seine Stimme dröhnte wie die des abgefallenen Nieweg am Bußtag, und bis in die letzten Winkel der Kirche konnte man jedes Wort verstehen. Ein alter Knabe meinte sogar, wenn man die Augen zumache, könnte man beinah denken, man höre Ludwig Harms selbst reden; so natürlich könnte Bullwinkel ihm das nachmachen. Nun mochten zwar nur ganz wenige den Mann leiden, aber man tröstete sich, eigentlich höre man ihm ja gar nicht zu, sondern dem seligen Ludwig Harms, und wer Bullwinkel und seine schiefe Nase nicht ansehen möchte, könnte die Augen ja zukneifen. So wurde bis auf weiteres ihm als dem Sieger in der Konkurrenz die Abhaltung der Lesegottesdienste übertragen.

Das war nun recht etwas für Freund Bullwinkel. Er suchte sich die kräftigsten Predigten aus und las sie

am Sonnabend zwei- bis dreimal durch, um sie recht zur Wirkung bringen zu können. Dazu nahm er schnell ein gesalbtes Wesen an und trug sich in seiner Kleidung möglichst pastoral. Bald hielt er es auch für seine Pflicht, sich auf die Seelsorge zu stürzen. Das Trösten der Kranken lag ihm zwar nicht, aber den Sündern die Leviten zu lesen, daß ihnen Hören und Sehen verging, dafür hatte er eine leidenschaftliche Vorliebe. Man war in dieser Beziehung unter Pastor Nieweg ja einiges gewohnt worden, aber wenn Bullwinkel einen unter vier Augen vornahm, das kam doch noch anders. Nur schade, daß längst nicht alle Neigung verspürten, sich dessen Grobheiten gefallen zu lassen. Man fragte: „Was fällt diesem unverschämten Kerl eigentlich ein? Wer hat ihn zum Richter über uns gesetzt?" Und wenn der unerwünschte Seelsorger einmal an den Verkehrten kam, wurde er übel abgetrumpft. Die Unzufriedenheit nahm stark überhand, und hier und da steckte man bald die Köpfe zusammen, um zu beraten, wie man dieser geistlichen Tyrannei ledig werden könnte.

Ein Hauptgegner des Vizepastors war Vater Drewes. Dieser hatte es Bullwinkel nicht vergessen, daß er ihm Tochter, Schwiegersohn und Großkinder über das große Wasser geschickt hatte. Auch empfand er es unliebsam, daß er selbst, der eigentliche Gründer der Gemeinde, immer mehr an die Seite gedrängt wurde von einem Manne, der verhältnismäßig geringe Opfer gebracht und seine Stellung nur durch sein großes Maul und sein rücksichtsloses Draufgängertum erobert hatte. Bullwinkel war auch schuld daran, daß man ihn mit dem

Hause, das er für seinen Schwiegersohn erbaut hatte, bei dessen Fortziehen entgegen der Vereinbarung einfach sitzen ließ, so daß er froh sein mußte, als er es für vierzig Taler an einen pensionierten Landgendarm vermieten konnte. Eine Zeitlang hatte er sogar daran gedacht, die Gemeinde zu verklagen, und nur, weil er nichts Schriftliches in Händen hatte und Aufsehen und Ärgernis vermeiden wollte, es schließlich doch unterlassen. Wie war doch alles so ganz anders gekommen, als er sich es früher gedacht hatte!

Eines Tages hörte er gelegentlich der Beerdigung einer Nachbarsfrau eine schlichte, warmherzige Ansprache des landeskirchlichen Pastors. Diese gefiel ihm sehr, und er gestand sich, den Mann möchte er wohl öfter hören. Den ganzen Tag beherrschte ihn eine nachdenkliche Stimmung, und am Abend nahm er Thomas a Kempis „Nachfolge Christi" vor. Dies Büchlein erweckte mit seiner Sprache echter Frömmigkeit in ihm die Frage: Hast du in diesen letzten zehn Jahren in der Nachfolge deines Herrn wirklich Fortschritte gemacht? Er mußte sie mit Nein beantworten. Ja, es wollte ihm fast scheinen, als ob er in der Hauptsache eher zurückgekommen wäre. Das betrübte ihn ehrlich, zumal der Tod der Nachbarin, der sehr plötzlich eingetreten war, ihm sein vielleicht auch nicht mehr fernes Ende vor die Seele rückte. — Von da an konnte es geschehen, daß er den Bullwinkelschen Gottesdiensten fern blieb und die Stunden über Arnds „Wahrem Christentum" oder Scrivers „Seelenschatz" zubrachte.

Einige Zeit später traf er draußen vor dem Dorf zu-

fällig den jungen Pastor, und — wie es kam, das wußte er nachher selbst nicht recht — auf einmal trat er auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Als die beiden einige Minuten über alltägliche Dinge miteinander gesprochen hatten und dann jeder seines Weges ging, brummte der Bauer, indem ein warmer Schein über sein Gesicht lief, vor sich hin: „'n lütten famosten Bengel... Schade, daß er nicht separiert ist... Wenn so'n Pastor 'n büschen Bildung hat, das ist doch gar nicht zu verachten."

Der alten Gemeinde bereiteten die Nöte ihrer Stiefschwester natürlich aufrichtige Genugtuung, und die Separierten mußten sich manchen Spott über „Herrn Pastor Bullwinkel" gefallen lassen. Aber da trat plötzlich ein Ereignis ein, das den Separierten Gelegenheit gab, sich auch ihrerseits der Schadenfreude hinzugeben.

Die Ummersloher Kirche war ehrwürdig und alt. Eine Chronik aus dem siebzehnten Jahrhundert wollte wissen, sie sei im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an Stelle einer Kapelle erbaut, die Karl der Große auf einer heidnischen Kultstätte errichtet habe. Jedenfalls war die Kirche sehr alt und fing an, baufällig zu werden, so daß man wiederholt zu kostspieligen Reparaturen hatte schreiten müssen. Auch war schon hier und da der Gedanke an einen Neubau aufgetaucht.

Eines Morgens nun kam die Magd des Küsters vom Betglockenziehen mit der Meldung zurück, in der Kirchmauer wäre ein großer Riß.

Der Küster — jener alte Kantor, der einst mit Heydenreich Vater Prömen eingesammelt hatte, war schon

vor Jahren gestorben — ging hin, besah sich den Schaden und holte den Pastor.

Der Pastor machte ein bedenkliches Gesicht und ließ den Maurer kommen.

Der Maurer steckte ein Sachverständigengesicht auf, um dann sein Gutachten dahin abzugeben, mit einer Kelle Zement sei da nichts getan. Die Seitenmauer scheine unter dem Druck des Gewölbes auszuweichen. Es müsse an die Baupolizei geschrieben werden.

Der Pastor berief noch an demselben Tage den Kirchenvorstand, zeigte den Riß und teilte mit, was der Maurermeister gesagt habe.

August Niemeyer meinte, das würde wohl nicht so schlimm sein. Der Maurer spekuliere gewiß auf einen Neubau, wobei er ebensogut zu verdienen hoffe, wie sein Konkurrent bei der separierten Kirche. Ein anderer Kirchenvorsteher wußte über die Höhe dieses Verdienstes genauere Angaben zu machen. Das in die Breite gehende Gerede unterbrach der Pastor mit der bestimmten Erklärung, er werde unverzüglich Anzeige erstatten. Denn wenn ein Unglück geschehe, wie man es sich gar nicht ausmalen dürfe, treffe ihn in erster Linie die Verantwortung. Die Bauern wunderten sich über die entschiedene Sprache ihres jungen Pastors und erhoben weiter keine Einwendungen.

Zwei Tage später erschien ein Baurat, untersuchte die Kirche gründlich und beantragte wegen Einsturzgefahr die sofortige Schließung, die von der Behörde auch umgehend verfügt wurde.

Da gab es in der Gemeinde bestürzte Gesichter, bei

den Separierten aber sehr vergnügte. Denn diese wußten aus eigener Erfahrung, was es heißt, eine Kirche bauen, und gönnten es den andern von Herzen, daß sie das auch einmal kennen lernten.

Im Pfarrhause fand eine Kirchenvorstandssitzung nach der andern statt, und der junge Pastor wußte manchmal nicht, wo ihm der Kopf stand. Nicht einmal über den Platz, wo die neue Kirche gebaut werden sollte, war man sich einig. Genau die Hälfte der Männer stimmte für den alten, die Hälfte für einen neuen. Da hätte ja nun freilich die Stimme des Pastors als des Vorsitzenden den Ausschlag geben können, aber dieser konnte sich nicht entschließen, einer der beiden Parteien zum Siege zu verhelfen; denn es lag ihm alles daran, daß der Beschluß einstimmig gefaßt würde, damit alle fernerhin freudig mitarbeiten könnten. Die Verhandlungen machten ihm um so mehr Not, als die Geschäftsführung überhaupt nicht seine starke Seite war, und einige der Kirchenvorsteher, Niemeyer voran, ihn deutlich merken ließen, daß sie sich in praktischen Dingen ihm überlegen fühlten. —

In dieser unerquicklichen Zeit saß der junge Pastor eines Abends in der Studierstube und schrieb einen langen Brief an seine Eltern, in dem er ihnen einmal gründlich das Herz ausschüttete, als die Haustür klingelte und bald darauf an seine Tür geklopft wurde. Auf das Herein erschien die würdige, hohe Gestalt des Sattelhofbauern.

„So spät noch so lieber Besuch? Das ist mal nett," rief Erich freudig überrascht. Denn er hatte in diesen

Tagen öfters an den Alten gedacht und sich schon vorgenommen, nächstens wieder einmal zu ihm zu gehen, um seine Meinung über die schwebenden Fragen kennen zu lernen.

„Ja," sagte der Alte, „diesmal komme ich in der Nacht... wie Nikodemus..."

„Und haben auch so Schweres auf dem Herzen?"

„Hm... wie man's nimmt... Aber mehr geschieht es aus Furcht vor dem Volk. Ich wollt nicht gern, daß mich einer zu sehen kriegte."

„Vater Wöhrenbeck so 'n Angstmeier?" lachte Erich, „das ist mir ja ganz neu."

Der Bauer schüttelte etwas unwillig den Kopf. „Für diesmal wollen wir es mit dem Spaß genug sein lassen, lieber Herr Pastor. Denn es handelt sich um 'ne große und wichtige Sache."

Erich nötigte seinen Gast in das Sofa und nahm erwartungsvoll ihm gegenüber Platz.

„Es ist etwas im Gange," begann der Sattelhofbauer, geheimnisvoll seine Stimme dämpfend.

„Das ist es leider meistens," seufzte der Ummersloher Pfarrherr.

„Es ist etwas Großes im Gange," wiederholte mit Betonung der Bauersmann. „Herr Pastor, wenn alles so kommt, wie ich hoffe, gebe ich fünf, nein zehn Taler für die Mission."

„Na na..."

„Wenn alles seinen richtigen Gang geht... denken Sie sich bloß, dann brauchen wir überhaupt keine neue Kirche mehr zu bauen."

„Wa—as?“

„Und was noch viel mehr ist, wir können wieder aus der Missionsharfe singen: Wie lieblich ist's hienieden, wenn Brüder treugesinnt, in Eintracht und in Frieden vereint, beisammen sind. Herr Pastor, wär das nicht herrlich?“

„So herrlich, daß man gar nicht wagt, es sich auszumalen.“

„Wenn wir klug und vorsichtig zu Werke gehen, kommt's dahin, davon bin ich fest überzeugt.“

„Aber nun spannen Sie mich nicht länger auf die Folter, sondern kurz und bündig gesagt, was los ist!“

„Na, denn hören Sie zu ... Heute nachmittag so in der Schummerei, als ich grade mit dem Kälberbörnen zu Schick bin, kommt Vater Drewes zu mir, schnackt erst dies und das und sagt dann auf einmal: ... ‚Willem‘, sagt er zu mir, ‚ihr könntet uns wohl unsere Kirche abkaufen‘.“

„Der Mann hatte wohl einen über den Durst getrunken!“

Der Sattelhofbauer schüttelte den Kopf: „Das hat er in seinen jungen Jahren wohl mal getan, als er noch in der Wildbahn lief, aber nun schon mannigen Tag nicht mehr. Sehen Sie, Herr Pastor, die Sache liegt nämlich so: Als die Separierten ihre Kirche bauten, haben sie ja viel durch freiwillige Gaben aufgebracht, aber neuntausend Taler haben sie doch noch leihen müssen; fünftausend hat Vater Drewes hergegeben, und Riekmanns Willem und Winkelmanns Claus jeder zweitausend. Dies Geld haben sie auf die Kirche eintragen lassen, und diese gehört ihnen so lange, bis es abbezahlt ist; das

haben sie sich schriftlich geben lassen. Nun hat es aber in den letzten Jahren mit dem Zinsenbezahlen ein bißchen gehapert. Kirchensteuern bezahlen die Separierten ja nicht, und mit den freiwilligen Beiträgen ist das zuletzt man noch so so gewesen. Auch sonst ist bei ihnen manches nicht mehr, wie es sein sollte. Erst haben sie das Unglück mit dem Pastor gehabt, und dann dieser Bullwinkel! Wenn man einen solchen groben Eichenkeil in einen Holzblock treibt, dann muß er auseinander, wie hart er auch ist, da hilft alles nichts... Wenn jemand tot bleibt, muß der fremde Pastor her, was jedesmal allerhand Geld kostet, und die Kinder müssen länger ungetauft liegen bleiben, als christliche Eltern verantworten können. So haben die Leute keine rechte Freude mehr an der Separation, und die Geldgeber haben gewiß schon öfter gedacht, wenn sie die Kirche auf gute Art los wären und ihr Geld wieder hätten, wäre es ihnen nicht zuwider. Aber so 'n Gotteshaus kann man doch nicht auf den Bott bringen wie 'n anderes Haus, — wer will das kaufen? Da ist Vater Drewes nun auf die klüftige Idee gekommen, ob unsere Gemeinde die Kirche nicht nehmen könnte, wo sie doch grade zufällig eine braucht, und sie hätten dann wohl Lust, wieder umzuseparieren, und die meisten würden das gewiß mitmachen; denn die Leute wären es satt und möchten gern wieder einen ordentlichen Pastor haben. Ich habe zu Drewes gesagt, er sollte Ihnen die Sache mal vorstellen, denn Sie wären ein ganz umgänglicher Mensch. Ja, und sehen Sie, morgen abend werden die drei nun wohl bei Ihnen antreten."

„Und Sie meinen, ich soll auf die Sache eingehen?"

„Ja. Aber nicht so hitzig, erst tüchtig handeln. Je billiger wir die Kirche kriegen, desto besser."

„Hm... Aber was wird das Konsistorium sagen?"

„Das wird froh sein, wenn der Riß hier sich wieder zuzieht und eine separierte Gemeinde weniger ist."

„Kann stimmen... Und Sie meinen wirklich, daß auch die andern wieder zu uns kommen?"

„Alle natürlich nicht. Bullwinkel und die es mit ihm halten werden höllischen Spektakel machen, sich vielleicht auch eine Kapelle bauen. Was kriegen die Menschen nicht alles fertig, wenn sie in Hitze sind! Und es gibt immer Menschen, die etwas Apartiges haben müssen. Aber es schadet ja nichts, wenn die Hauptkrakehler draußen bleiben. Dann haben wir andern wenigstens Frieden."

Erich schüttelte den Kopf: „Man sagt wohl: es passiert nichts Neues unter der Sonne. Aber so was ist gewiß noch nicht dagewesen!"

Er stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, wobei er sich mit den gespreizten Fingern durch die Haare fuhr. Dann blieb er vor dem Bauern stehen, schlug die Hände ineinander und sagte: „Wenn das alles so kommen sollte!..."

„Es ist ja noch nicht ganz so weit," versetzte der Bauer mit etwas bedenklichem Gesicht. „Alles kommt darauf an, wie morgen abend hier auf Ihrer Stube die Verhandlung abläuft. Die Männer wollen Ihnen nämlich erst einige Fragen vonwegen Ihrem Glauben vorlegen."

„Wozu denn das?" rief Erich verwundert.

„Ja, wissen Sie, es ist ihnen noch nicht ganz klar, ob sie das Geschäft auch mit gutem Gewissen machen können. Da muß der heilige Geist Ihnen Weisheit und Verstand geben, recht zu antworten. Und die Hauptsache ist, daß Sie recht freundlich mit ihnen sind; darauf geben unserer Art Leute viel. Aber deshalb hab ich keine Angst, Sie sind nett gegen jedermann, und wenn Sie dafür nicht bekannt wären, wär überhaupt kein Mensch auf so 'nen Gedanken gekommen. Ich hab mich mächtig gewundert, wie Vater Drewes Sie gestern abend herausgestrichen hat. Sie haben vor 'nem halben Jahr auf dem Felde ja wohl mal ein Wort mit ihm geschnackt... Also, bitte, seien Sie auch morgen abend recht menschenfreundlich, und schelten Sie vor allem nicht auf Hermannsburg. Wir wissen nun ja, daß nicht alles, was von Hermannsburg kommt, gut ist, aber die Leute hängen doch nun einmal daran, und darin muß man sie schonen. Aber Sie werden schon selber wissen, was Sie zu sagen haben und was nicht, und nun will ich machen, daß ich zu Muttern komme."

Er hatte sich schon erhoben, und Erich geleitete ihn bis zur Gartenpforte.

Das Mondlicht lag auf dem ehrwürdigen Gotteshause und spiegelte sich in seinen Fensterscheiben.

Vater Wöhrenbeck blieb, in den Anblick versunken, stehen und seufzte: „Oh... es wird einem doch bannig schwer, daß das alte, liebe Haus nun bald abgebrochen werden soll..."

„Kann's mir denken," sagte Erich, „wo Sie in ihm

getauft, konfirmiert und getraut und so manches Jahr drin aus und ein gegangen sind."

„Herr Pastor," rief der Bauer plötzlich in lebhaftestem Tone, „ich will Ihnen mal was sagen! Wenn wir umziehen, nehmen wir alles, was nicht fest sitzt, mit ... den Altar ... und den Predigtstuhl ... und den Taufstein, und das Kruzifix, und die Bilder. Ja?"

„Hm, das könnte man überlegen ... Freilich die Bilder, die finde ich eigentlich nicht besonders schön ..."

„O Herr Pastor! Kann es wohl schönere Bilder geben? ... Wie unser Heiland da auf Gabbatha, das ist Hochpflaster, steht und so 'n gräßlicher Kriegsknecht die Geißel über seinem blutigen Rücken schwingt ... Und wie der Engel Gabriel mit dem Lilienstengel zu der Jungfrau Maria tritt und zu ihr sagt: Gegrüßet seist du, Maria, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern ... Mich dünkt, wenn ich diese Bilder in der alten neumod'schen Kirche nicht an den Wänden sehen könnte, würd es mir gar nicht recht sein, als ob ich in 'nem Gotteshause wäre."

Erich klopfte dem treuen Manne auf die Schulter und sagte: „Vater Wöhrenbeck, wir werden uns im Kirchenvorstande die Sache ernsthaft überlegen ... Ich denke, Ihr Wunsch wird Ihnen erfüllt werden."

Er sah dem Greise, dessen Silberhaar im Mondlicht glänzte, bewegt nach, wie er die hell beschienene Straße wacker dahinschritt, bis er um die nächste Ecke verschwunden war.

Als er wieder in sein Zimmer kam, blieb er mitten drin stehen, schüttelte den Kopf und sagte: „Was der

alte Knabe sich da zusammengeträumt hat, das kann es ja gar nicht geben ... Ist ja einfach unmöglich! ...“

Den angefangenen Brief an seine Eltern legte er zur Seite, und es dauerte nicht lange, so debattierte er schon mit den drei Dickköppen, die ihn morgen abend besuchen wollten. Das konnte ein nettes Tänzchen werden ...

In der Nacht fand er nur wenig Schlaf. Wenn er eben hinüber war, rückten drei unheimliche Gestalten ihm im Traum so dicht auf den Leib, daß er erschrocken aufwachte.

Am nächsten Vormittag war er mit dem besten Willen nicht imstande, etwas Ernsthaftes anzugreifen. Bald war er im Garten, bald bei seiner nichtsahnenden Tante in der Küche. Die wunderte sich sehr über solche Pottkiekerei, die sonst gar nicht seine Weise war.

Am Nachmittag trug er seine Unruhe auf die weite Heide hinaus, aber er brachte sie auch wieder mit nach Hause.

Die Abendstunden krochen dahin wie Schnecken langsam, und als es vom Kirchturm halb neun schlug, fürchtete er allen Ernstes, die drei möchten sich die Sache anders überlegt haben. Aber da meldete die Hausglocke Besuch, worauf er auf den Flur hinaustrat und die Männer, nachdem er sie durch Handschlag begrüßt hatte, in sein Zimmer führte. Alle drei staken in ihren langen Abendmahlsröcken und machten Gesichter, in denen Feierlichkeit und Verlegenheit sich die Wage hielten. Als sie, die beiden ältesten im Sofa, Platz genommen hatten, stellte er eine Kiste Zigarren vor sie hin und bat, sich zu bedienen. Zwei langten nach einigem Zögern zu,

Vater Drewes aber sagte, er rauche nur Pfeife, wobei er die linke Seite seines Rockes zurückklappte, um zu zeigen, daß er sie nicht zu Hause vergessen habe. Erich reichte ihm das brennende Streichholz zuerst.

Bald pafften alle drei, was das Zeug hergeben wollte. Man hätte denken können, sie wollten sich in den Tabakswolken wie in einer Tarnkappe verbergen.

Endlich räusperte Vater Drewes und sagte aus seinem dicken Pfeifenqualm heraus: „Sie haben Ihr Studierzimmer wohl unten im Hause ...“

„Jawohl.“

„Hm ... Zu Ihrem Vater mußte man immer die Treppe hinaufsteigen.“

„Jawohl. Ich habe dies Südzimmer gewählt, weil ich die Sonne liebe.“

„Hm ja ... Sonne ist gut ... die Sonne ist auch sehr gesund ...“

Nach einer Pause fragte der Bauer: „Na, Herr Pastor, mögen Sie hier in Ummersloh denn wohl sein?“

„Danke,“ versetzte Erich, „es ist ja meine Heimat, und mit der Gemeinde komme ich bis so weit, Gott sei Dank, gut aus. Das ist ja immer die Hauptsache.“

„Ja, das ist die Hauptsache,“ wiederholte Vater Drewes mit einem leisen Seufzer, worauf er wieder in Schweigen versank.

Endlich erbarmte Erich sich seiner Gäste, die offenbar durchaus nicht den richtigen Anfang finden konnten, indem er leichthin fragte: „Haben Sie Aussicht, bald einen Pastor wieder zu bekommen? Es wäre für die Gemeinde doch gewiß besser als der jetzige Notbehelf.“

„Gewiß wäre das besser," rief Vater Drewes, sichtlich aufatmend, „viel besser sogar. Aber separierte Pastoren sind heutzutage rar. Wir haben schon öfters darum geschrieben, haben zweimal eine Reise gemacht und das Gehalt mächtig aufgebessert, aber es hat alles nichts geholfen."

„Und wenn man einen hat," fiel Hofbesitzer Riekmann ein, „weiß man auch immer noch nicht, was man hat. Sie haben wohl gehört, wie wir mit diesem Nieweg zu Schick gekommen sind. Ich will nicht viel über ihn sagen, weil sein Schwiegervater hier neben mir sitzt, aber finden Sie das schön von dem Mann, daß er da auf einmal anfängt, andere Lehren zu verkündigen, als die, wofür er angestellt ist?"

Erich antwortete ausweichend: „Ich habe mit Bedauern gehört, daß das Verhältnis zwischen Ihrem früheren Pastor und der Gemeinde zuletzt nicht mehr so war, wie man wünschen muß. Man darf aber zu seiner Entschuldigung sagen, er hatte keinen ganz leichten Stand, und seine Ehrlichkeit und Überzeugungstreue verdient immerhin Anerkennung."

„Das sage ich auch," stimmte Vater Drewes freudig bei, „und das hab ich immer gesagt."

„Mag sein," gab Riekmann zu, „dann will ich lieber sagen, er war schwach begabt und hatte nicht genug gelernt. Sonst hätte er sich von diesen alten amerikanischen Büchern doch wohl nicht unterkriegen lassen."

„Er war mächtig begabt!" brauste Drewes auf, und er wollte erregt fortfahren, als der Pastor ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm legte und freund-

lich fragte: „Meine Herren, sind Sie heute abend zu mir gekommen, um sich über Ihren früheren Pastor zu streiten? Sollte es nicht besser sein, wenn Sie das gelegentlich unter sich abmachten?“

Drewes und Riekmann machten verblüffte Gesichter. Claus Winkelmann, der seinen Mund gehalten hatte, nickte Erich billigend zu.

Es entstand eine längere Verlegenheitspause. Ein Glück nur, daß man was zu schmöken hatte.

Endlich hatte Vater Drewes sich so weit besonnen und gesammelt, daß er wieder das Wort nehmen konnte. „Herr Pastor,“ begann er nach längerem vorbereitenden Räuspern, „wenn Sie es nicht für ungut nehmen wollen, möchten wir Ihnen gern einmal einige Fragen vorlegen.“

„Bitte,“ sagte Erich mit einer ermunternden Handbewegung.

Vater Drewes grabbelte in seiner Hosentasche, aus der er dann einen zerknitterten Streifen Papier zutage förderte.

„Ich habe mir,“ begann er, nachdem er sich seine Hornbrille auf die Nase gesetzt hatte, „die verschiedenen Punkte ein bißchen aufgeschrieben, daß ich sie nicht durcheinander mengeliere; denn ich bin die letzten Jahre manchmal nicht mehr so ganz kopffest... Wir möchten gern wissen: Erstens, glauben Sie, daß die Bibel vom ersten bis zum letzten Buchstaben das vom heiligen Geist eingegebene Gotteswort ist, ohne jeden Fehler und Irrtum? Zweitens, glauben Sie an einen persönlichen Teufel? Drittens, was werden Sie tun, wenn

Ihnen das Konsistorium eines Tages verbietet, das reine lutherische Gotteswort zu verkündigen?"

Erich sah auf das höchste erstaunt von einem seiner Gäste zum andern und ließ schließlich den Blick auf dem Fragesteller ruhen: „Hab ich eben geträumt, oder richtig gehört? ... Wie in aller Welt kommen Sie, Kirchenvorsteher einer fremden Gemeinde, die der meinen feindlich gesinnt ist, dazu, mir diese Fragen vorzulegen, mir auf solche Weise ein Glaubensbekenntnis abzuverlangen?"

Ganz allmählich schien es Vater Drewes aufzudämmern, daß er die Sache recht taperig angefangen hatte. Er war vollständig durchhin, stieß seinen Sofanachbarn an und sagte: „Komm, Willem, woll'n nach Hause, er will ja nicht mit uns verhandeln."

Aber Willem Riekmann hielt ihn nieder und bat: „Noch einen Augenblick, Jürgen, laß m i ch eben mal ... Herr Pastor, nichts für ungut, aber Drewes Vater sagte ja selbst, er wär nicht mehr ganz kopffest; ist auch kein Wunder, wo er doch schon ins neunundsechzigste geht. Und Sie müssen auch bedenken, wir sind einfache Bauersleute und wissen die Worte nicht so zu setzen, wie die studierten Herrn, die das Reden auf hohen Schulen gelernt haben. Ich muß Ihnen das mal ein bißchen ordentlich ausdeuten, warum wir eigentlich gekommen sind, und da hätte Drewes auch mit anfangen sollen. Sehen Sie, Herr Pastor, das mit der Separation ... die ist ja damals, als Sie, mit Verlaub zu sagen, noch ein Junge waren, davon gekommen, daß die Preußen das mit der Trauung auf einmal anders einrichten

wollten, als das immer so Mode gewesen war. Nun hat Vater Wöhrenbeck, der den Sattelhof hat, uns das alles genau erklärt und auch zu lesen gegeben, was Doktor Luther über das Weltliche und Geistliche im Ehestand geschrieben hat, wie er sich das dazumal aus Ihrem Vater seinem Lutherbuch abgeschrieben hat. Und nun haben wir eingesehen, daß wir deshalb eigentlich gar nicht hätten zu separieren brauchen. Und an die neuen Gesetze und das Standesamt haben wir uns die Jahre her ja so weit auch ganz gut gewöhnt. Und die Separation hat doch auch viel Zank und Unfrieden gegeben... Da sind wir drei nun der Meinung, es wäre doch schön, wenn wir uns wieder vertrügen und wieder eine Gemeinde würden, wie ja auch der Herr Christus sagt: Eine Herde und ein Hirt. Nicht wahr, Herr Pastor, das wäre doch zu wünschen, und dafür sind Sie doch auch zu haben?"

„Unter Umständen, ja."

„Sehen Sie, das dachten wir auch, und deshalb wollten wir gern wieder zur Landeskirche. Aber da ist bloß ein kleiner Haken bei."

„So?"

„Ja, sehen Sie, unsere Kirche steht doch nun einmal da."

„Aber was schadet das? Die bleibt natürlich denen, die separiert bleiben wollen. Es werden's doch nicht just alle machen wollen wie Sie."

Riekmann kratzte sich hinter dem Ohr: „Nee, Herr Pastor, das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Für so 'ne Handvoll Leute ist die Kirche viel zu groß."

„Aber das braucht S i e doch nicht zu quälen."

„Nee, es geht nicht... Wirklich nicht."

Inzwischen hatte Vater Drewes sich so weit gefaßt, daß er wieder in die Verhandlung eingreifen konnte. Er schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Alles was recht ist, Herr Pastor, aber in diesem Stück muß ich Riekmann beipflichten. Es geht wirklich nicht."

„Aber um alles in der Welt, warum denn nicht?"

Drewes schluckte einigemal trocken nieder und mußte stark dabei würgen. „Sie müssen wissen, Herr Pastor, die separierte Gemeinde ist nicht das, was sie auf den Gerichten eine juristische Persönlichkeit nennen."

„Was hat denn das mit unserer Sache zu tun?"

„'ne ganze Masse. Sie sind als junger Mann in solchen rechtsgelehrten Sachen wohl noch nicht recht bewandert, Herr Pastor. Das bedeutet, die Kirche gehört eigentlich gar nicht der Gemeinde, sondern, wenn man es genau nimmt, sozusagen..."

„Na, wem denn?"

„Uns dreien."

„Ihnen dreien, die Sie hier vor mir sitzen?"

„Ja, denn wir haben das Geld hergegeben."

„So ist es. Wir haben's schriftlich."

Alle langten zugleich in die Rocktaschen und brachten Schriftstücke zum Vorschein.

„Aber besten Freunde, was soll ich bloß mit euren Papieren!... Oder wollt ihr mir die Kirche etwa schenken?"

Die drei sahen den jungen Pastor auf das höchste verblüfft an. Es dauerte eine geraume Weile, bis jemand eine Antwort fand.

„Nee ... schenken wohl gerade nicht ... Das können wir uns nicht leisten, wo wir doch alle drei Familienväter sind ... Aber wenn Sie uns die Kirche abkaufen wollten ..."

„Wir meinten, wo Sie doch grade zufällig eine brauchen ..."

„Sie sollten man zugreifen, Herr Pastor. So was wird Ihnen so leicht nicht wieder geboten."

„Aber Sie können Ihrer Gemeinde doch nicht hinter dem Rücken die Kirche verkaufen! ... Zumal da sie zum großen Teil aus freiwilligen Gaben erbaut ist."

„Aber wir haben doch den Risiko getragen und es uns schriftlich geben lassen, daß das Gebäude uns gehört, bis es ganz bezahlt ist."

„Und bis jetzt haben wir noch keine fünf Groschen von unserem Geld wieder gesehen."

„Und die letzten drei Jahre keinen Pfennig Zinsen gekriegt. Da kann es uns wirklich kein Mensch übelnehmen, wenn wir uns so gut helfen, wie wir können."

„Aha! ... Also ich soll Ihnen aus der Patsche helfen und Ihr Geld retten!"

„Aber, Herr Pastor, der Vorteil ist doch auf beiden Seiten. Eine so große, schöne Kirche setzt Ihre Gemeinde Ihnen ganz gewiß nicht hin. Solide gebaut, und nur bestes Material."

„Und bedenken Sie bloß, wie billig!"

„Ja, wir wollen nämlich keinen Pfennig dabei ver-

dienen. Wenn wir nur unser Geld und die Zinsen wieder kriegen. Von dem, was wir geschenkt haben — Drewes hat zum Beispiel umsonst den Bauplatz hergegeben —, ist gar keine Rede."

„Aber, liebe Herren, Sie müssen mir doch zugeben, es ist eine wunderliche Sache, wenn ein Kirchenvorstand der Gemeinde, die ihn gewählt hat, hinter dem Rücken die Kirche verkauft."

„Oh, Herr Pastor, deshalb brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Die meisten haben die Separation gründlich satt, aber natürlich will keiner gern der erste sein, der das vom Munde gibt. Wenn wir drei großen Bauern aber mit dem guten Beispiel vorangehen, Sie sollen man sehen, dann kommen die meisten hinterher."

„Und, Herr Pastor, wir haben unser schönes Geld doch nicht hergegeben, daß Bullwinkel an heiliger Stelle dicke tun und sich mausig machen soll, sondern daß in unserer Kirche Sonntag für Sonntag ordentlich gepredigt wird, wie sich das gehört."

„Das ist doch ganz was anderes, hab ich schon lange gesagt, wenn so 'n richtig studierter Herr Pastor wieder auf dem Predigtstuhl steht. Eine Gemeinde ohne Pastor ist wirklich wie eine Herde ohne Hirten. Sie sollten sich nun man nicht mehr lange besinnen, sondern schlank zugreifen."

Alle drei sahen gespannt und erwartungsvoll auf den jungen Pastor. Ob sie ihn nicht endlich so weit hatten? Dieser aber saß da, den Kopf in die Hände gestützt, und machte zu dem Handel ein höchst bedenkliches Gesicht. Doch da sie im Zureden ihre Gründe erschöpft hatten,

hielten sie es für besser, zu warten, bis er sich zu der Sache äußern würde.

Endlich richtete er sich auf und fragte, zu Vater Drewes gewendet: „Sagen Sie mal, was wollten Sie eigentlich vorhin mit Ihren drei Fragen?“

Drewes wurde verlegen, und es dauerte eine Weile, bis er mit der Antwort zustande kam.

„Hm, sehen Sie, Herr Pastor, dies ist doch nicht bloß 'ne Geldfrage, sondern sozusagen auch 'ne Gewissenssache, und hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht, das können Sie mir dreist glauben. Sie wissen doch wohl selbst, daß es heutzutage viele ungläubige Pastoren gibt, die in Schafskleidern zu uns kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. Und es wäre doch schrecklich, wenn wir so einem in die Klauen fielen.“

„Halten Sie mich für einen reißenden Wolf im Schafskleid?“

„O bewahre, Herr Pastor, wie können Sie so was denken! Was wir bis jetzt von Ihnen gehört haben, bei Trauungen und Begräbnissen, das hat uns so weit ganz gut gefallen, und die Leute sagen ja, daß Sie auch sonst das Wort Gottes ganz erbaulich predigen. Aber wir haben gehört, das täten die liberalen Pastoren manchmal auch, und deshalb wollten wir uns gern sichern... Wenn Sie uns nun auf die drei Fragen, die wir Ihnen vorgelegt haben, eine klare und deutliche Antwort geben wollten, so eine, die weder Hörner noch Zähne hat, so würde das unser Gewissen beruhigen, und wir könnten es den andern Leuten auch erzählen, und es würde uns allen viel leichter werden,

wieder zur Landeskirche zu kommen. Denn das Mißtrauen ist heutzutage groß in der Christenheit."

„Das Mißtrauen ist heutzutage groß in der Christenheit," wiederholte Erich langsam, „da haben Sie ein wahres Wort gesprochen... Gut, ich will Ihnen eine Antwort ohne Hörner und Zähne geben, wenn auch nicht just eine, wie Sie sie erwarten mögen... Wenn Sie Ihr altes Mißtrauen in unsere Gemeinde hineintragen wollen, wenn Sie bei uns nach Gelegenheiten spähen wollen, Anstoß und Ärgernis zu nehmen, dann bleiben Sie um des Himmels willen, wo Sie sind. Ich habe in meiner Gemeinde anfänglich auch mit einigem Mißtrauen zu kämpfen gehabt, aber jetzt bin ich, Gott sei es gedankt, endlich so weit, daß ich ihr Vertrauen habe. Sie vertraut mir, daß ich mein Amt unter ihr so führe, wie ich es vor Gott, dem Herzenskündiger, zu verantworten mich getraue, daß ich ihr nichts vorenthalte, was, wie ich hoffen darf, ihr zu Förderung im inneren Wachstum an dem, der das Haupt ist, Christus, dienen kann, wenn ich auch manches, wonach geistliche oder ungeistliche Neugier fragen mag, still beiseite lasse. Ich gestehe offen, daß Sie mir hundert Fragen vorlegen könnten, auf die ich eine Antwort, die Ihnen genügen würde, nicht geben kann. Aber deshalb glaube ich doch, daß ich das Evangelium von unserem Herrn und Erlöser freudig verkündigen und in seinem Geiste freudig arbeiten kann. Genügt Ihnen das, gut. Genügt Ihnen das nicht, so kann ich's nicht ändern. Ich kann nicht, um Ihnen einen Gefallen zu tun, mir selber untreu werden... Ich weiß, mit welcher Ver-

ehrung Sie an Ludwig Harms hängen, und daß manch einer diesem Manne das Beste verdankt, was ein Mensch einem Menschen verdanken kann. Auch mir ist dieser Name teuer, und ich weiß recht gut, was er für unsere heimatliche Kirche bedeutet. Aber trotzdem kann ich nicht einfach sein Nachtreter und Nachbeter sein. Unser Herrgott hat die Vögel nicht alle zu Papageien geschaffen, die Nachtigall nachzuäffen. Er hat ihnen eigene Stimmen und eigene Lieder gegeben, und sie loben ihn am besten, wenn sie diese froh und hell erklingen lassen. So will auch ich mein eigen Liedlein zur Ehre des Hochgelobten singen, als ein bescheidenes Vögelchen im Busch. Wer's mag, der höre zu. Wer nicht, der gehe weiter. Vielleicht singt anderswo ein Vogel, der ihm besser gefällt... Ich möchte, daß wir uns völlig verständen, liebe Freunde. Wollen Sie Ihr altes Mißtrauen, die üble Kehrseite des Hermannsburger Erbes, in meine Gemeinde tragen, in der jetzt ein schönes Vertrauen Wurzel gefaßt hat, so muß ich Sie herzlich und dringend bitten, draußen zu bleiben und auch Ihr Kirchengebäude zu behalten. Denn vielleicht hörten Sie eines Tages ein Wort, an dem Sie Anstoß nähmen, müßten wieder separieren und wieder bauen. Da wäre es schon besser, Sie behielten, was Sie haben, für beide Teile besser. Sie ersparen sich Ärgernis und unnütze Kosten, und was mich betrifft, so möchte ich solchen Verdrießlichkeiten, wie mein lieber Vater sie hier in Ummersloh gehabt hat, wenn es irgend möglich ist, aus dem Wege gehen. Darum werden Sie es verstehen, wenn ich Sie nicht ohne weiteres mit offenen Armen

aufnehme, sondern Ihnen vorher ein bißchen auf den Zahn fühle. Denn die Sache bloß zu machen, um Ihr gefährdetes Geld zu retten, dafür bin ich mir zu gut und ist mir meine Gemeinde zu lieb ..."

Der junge Pastor stand auf und trank in der anstoßenden Kammer ein Glas Wasser. Als er auf seinen Platz zurückgekehrt war, fuhr er fort: „Sie sind Lüneburger Bauern. Ich bin ziemlich weit in der Welt herumgekommen und habe überall die Gelegenheit benutzt, Land und Leute zu studieren. Da kann ich nun sagen, ich arbeite nirgends lieber als unter Ihnen, deren Leben nicht in Fragen aufgeht wie: Was kosten die Ferkel? Was kosten die Kälber? Aber, aber, aber, ein böses Aber ist dabei. Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie sind Dickköppe, zum Teil prachtvolle Dickköppe, zum Teil aber auch recht unangenehme. Wenn nun aber in Sachen der Religion jeder rücksichtslos seinem dicken Kopf nach will, dann muß sich schließlich jeder vom andern separieren, und hört jede Möglichkeit eines Gemeindelebens auf ... Der Apostel Johannes schreibt einmal: Gott ist größer als unser Herz. Das ist eins der schönsten und tiefsten Worte der ganzen heiligen Schrift. Wenn Gott nun schon größer ist als unser Herz, wie unendlich viel größer wird er dann erst sein als unser Kopf. Nein, er, den aller Himmel Himmel nicht umfassen, der geht in unseren engen Kopf nicht hinein, und wir müssen uns wohl hüten, ihn so lange zurecht stutzen, bis er schließlich doch hineinpaßt; denn dann bleibt zuletzt nichts mehr von ihm übrig, als ein armseliger Götze, der nicht viel mehr wert ist als die,

vor denen die armen Heiden sich in den Staub werfen ... Wir kleinen Menschen können nichts Besseres tun als uns an unseren Herrn und Meister Jesus Christus halten. Der zeigt uns, wohin unseres Herzens tiefstes Sehnen geht. Der hilft uns, daß wir zu seinem Vater aufschauen können als zu unserem Vater, und wenn sein heiliger Geist über unsern kleinlichen, eigensüchtigen, unreinen Geist die Herrschaft gewinnt, können wir brüderlich verbunden unsere Straße ziehen als selige Kinder der ewigen Liebe. Und Größeres kann einem Menschen auf dieser Erde nicht zuteil werden ... So, dies mußte ich mir erst mal vom Herzen reden ... Ich weiß nicht, ob Sie mir nach diesen offenen Worten das Vertrauen, das ich unbedingt verlangen muß, noch schenken können. Wenn nicht, bitte, schiedlich, friedlich."

Die drei Bauern saßen da mit gesenkten Augen. Nur Drewes sandte einen schnellen, scheuen Blick nach dem lebhaft geröteten Gesicht des jungen Pastors, und konnte ihn dann nicht so bald wieder abwenden; denn dessen leuchtende Augen hielten ihn fest ...

Ehe einer der drei eine Entgegnung fand, nahm jener noch einmal das Wort:

„Eine Ihrer Fragen will ich Ihnen nachträglich doch noch kurz beantworten. Sie fragten, wenigstens war das wohl der Sinn Ihrer Frage, wie ich grundsätzlich zu der Frage Landeskirche oder Freikirche stehe. Ich bin weit davon entfernt, die bestehende Landeskirche als die letzte und höchste Form der Gemeinde Jesu Christi anzusehen. Vielleicht empfinde ich ihre Schäden und Gebrechen sogar tiefer als Sie alle. Ich halte es

für sehr wahrscheinlich, daß eine kommende Zeit sie zerbrechen und in irgend einer Form die Freikirche schaffen wird. Aber sollen wir aus irgend einem geringfügigen Anlaß, wie es damals das Zivilstandsgesetz war, sie zerschlagen und eine Freikirche gründen, die weder leben noch sterben kann? Das heißt ja nur, Kräfte zersplittern und unnütz verbrauchen, die zu andern Kämpfen, wo es sich nicht um irgend eine Lappalie, sondern um das Ganze, um Sein und Nichtsein der Kirche, handelt, so bitter nötig sind. Das dient im Grunde nur der Eitelkeit kleiner Parteihäupter, die gern ein bißchen Papst spielen möchten... In Hermannsburg selbst, einem Dorf von nicht zweitausend Einwohnern, haben sie es ja nun glücklich auf vier lutherische Gemeinden gebracht. Da haben die Landeskirchlichen, die Harmsleute und die sogenannten ‚Hessen' jeder ihre Kirchen, und die Missourier versammeln sich auch irgendwo. Das wäre wirklich zum Lachen, wenn man nicht eher darüber weinen müßte, was halsstarrige Rechthaberei da angerichtet hat. Wenn die Hermannsburger Separationen irgend etwas gelehrt haben, so ist es dies, daß wir für die Freikirche noch lange, lange nicht reif sind, und wir Kirchenleute haben deshalb jedenfalls am wenigsten Ursache, zum Abbruch der Landeskirche Hand anzulegen... Ich begrüße es mit Freuden, daß neuerdings, nach dem Tode von Theodor Harms, wenigstens in betreff der Heidenmission zwischen Landes- und Freikirche ein Ausgleich zustande gekommen ist. Wir Landeskirchlichen können also wieder mit gutem Gewissen an diesem Werk, das Ludwig Harms uns hinter-

lassen hat, mitarbeiten, und wir wollen von Herzen hoffen, daß nun wieder ein frischer Zug in die Sache hineinkommt... Aber heute abend handelt es sich ja um unsere eigenen Angelegenheiten... Es wird nun wohl allmählich Zeit, daß Sie sich einmal äußern."

Es dauerte aber eine geraume Weile, bis Vater Drewes, nachdem er mit dem Daumen die Asche in seinem erkalteten Pfeifenkopf zusammengedrückt und mehrmals geräuspert hatte, zu seinen Freunden gewendet endlich begann: „Wenn ich meine Meinung sagen soll, so möchte ich wohl sagen, der Herr Pastor hat diese Sache gründlich studiert, und manches von dem, was er uns da auseinandergesetzt hat, war auch wohl nicht verkehrt, wenn unsereiner auf den Stutz auch nicht gleich alles verstehen kann... Oder seid ihr anderer Meinung?"

Beide schüttelten den Kopf, der eine eifrig, der andere bedächtig und etwas unsicher.

„Ich für mein Teil," fuhr Drewes fort, „habe erst mal genug von dem Streit in Glaubensdingen. Es kommt nicht ganz viel dabei heraus, scheint mir, und die Seele leidet eher Schaden darunter. Die paar Jahre, die ich, will's Gott, noch zu leben habe, will ich lieber in Frieden zubringen und mich auf eine selige Heimfahrt rüsten. Ich dächte auch, der Herr Pastor wäre so ziemlich auf dem rechten Wege, und wir wollen Gott bitten, daß er ihn durch seinen Geist ferner in alle Wahrheit leitet... Herr Pastor, was meine Kollegen sind, die nickkoppen, und so bitte ich Sie, nehmen Sie uns freundlich an... und unsere Kirche dazu."

Er streckte seine große Hand hin, und Erich schlug kräftig ein.

Die Männer atmeten sichtlich auf, als sie endlich so weit waren, und Vater Drewes sagte mit befreitem Lächeln: „Was ich sagen wollte, Herr Pastor, diesen Sonntag geht es wohl noch nicht gut, aber den andern können Sie meinetwegen schon in unserer Kirche auf den Predigtstuhl steigen.“

„Aber bester Mann,“ rief Erich erstaunt, „wo denken Sie bloß hin? Ich allein kann in dieser ganzen Sache doch gar nichts entscheiden. Unser Kirchenvorstand muß den Beschluß doch fassen und das Konsistorium ihn genehmigen. Darüber können leicht einige Monate ins Land laufen.“

„Ah ... So viel Weitläufigkeiten soll das erst noch geben?“ sagte Drewes enttäuscht. „Dann schließen wir die Kirche solange zu.“

„Aber warum denn das?“ fragte Erich verwundert.

„Unser Gotteshaus ist mir für diesen Bullwinkel zu schade,“ sagte Drewes, indem er grimmig seine recht lückenhaften Zähne zeigte.

„Sollte es nicht besser sein,“ fragte der junge Pastor, indem er dem Bauern mit tiefem Ernst in die Augen sah, „wenn wir persönliche Gehässigkeiten in diese Sache möglichst wenig hineinspielen ließen? ... Es ist wahrlich hart genug, daß Sie den Leuten ihre Kirche nehmen. Nun tun Sie es wenigstens in einer möglichst wenig verletzenden Form. Lassen Sie die Gemeinde dort ruhig ihre Gottesdienste halten, bis alles geregelt ist. Wenn Sie morgen im Dorf herumposaunen: ‚Wir haben dem

landeskirchlichen Pastor unsere Kirche verkauft,' gibt es eine fürchterliche Aufregung, man wird Sie Verräter schimpfen, und ich muß sagen, mit einigem Schein des Rechts... Sie fingen doch vorhin bei mir die Sache so fein diplomatisch an, nun versuchen Sie Ihre Kunst mal bei Ihren Leuten, und sehen Sie zu, daß der Wechsel möglichst ohne schwere Erschütterungen vor sich geht. Je ruhiger und geräuschloser alles sich vollzieht, desto besser für den künftigen Frieden unserer Gemeinde. Ich für meine Person kann Ihnen da gar nicht helfen; denn jeden Verdacht der Seelenfängerei möchte ich auf das peinlichste vermeiden."

Vater Drewes machte große, verwunderte Augen. Nach kurzem Besinnen schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch. „Herr Pastor, Sie sind ja man noch ein junger Mann, aber das muß man Ihnen lassen, Einsichten haben Sie wie mancher Alte nicht... Ich muß mich wirklich wundern... Ja, Willem und Claus, denn kommt morgen man mal gleich zu mir, daß wir uns das alles genau überlegen können... Am besten ist wohl, wir sagen erst gar nichts davon, daß wir die Kirche verkauft haben, sondern berufen eine Gemeindeversammlung, lesen das von Doktor Luther vor, preisen den Herrn Pastor ein bißchen an, und dann so weiter. Vielleicht kriegen wir auf diese Weise schon allerlei Leute für das Umseparieren. Und dann kommt das mit der Kirche ja ganz von selbst... Herr Pastor, es ist auch wohl besser, Sie sagen Ihrem Kirchenvorstand die ersten Tage noch nichts von unserem Handel; denn ich weiß nicht recht, ob so einer wie August Niemeyer ganz dicht

halten kann. Aber kriegen tun Sie die Kirche, und an das Konsistorium können Sie schon dreist schreiben, daß die Geschichte nachher nicht gar zu türig geht. Denn die Herrn da oben sind manchmal ein bißchen langweilig; das weiß ich noch von der Zeit her, wo ich mal Kirchenvorsteher war."

Erich saß in Gedanken und schien die letzten Worte nicht mehr gehört zu haben. Die Männer beobachteten ängstlich sein Gesicht.

Endlich begann er: „Ich hab mir die Sache eben noch etwas genauer überlegt und muß nun noch eine Bedingung stellen. Ich bin grundsätzlich dafür, daß die Gemeinden über das, was sie in erster Linie angeht, selbst sich entscheiden. Darum habe ich mich seinerzeit auch wählen lassen, ehe ich dem Patron gestattete, mich zu präsentieren. Ich erkläre also hiermit, daß ich Ihre Kirche nur annehmen werde, wenn sie mir von der Mehrheit Ihrer Gemeinde angeboten wird."

„Aber Herr Pastor," rief Drewes auffahrend, „die Kirche gehört doch uns dreien."

„Dem Buchstaben nach wohl," versetzte Erich ruhig, „moralisch gehört sie der einstweilen noch bestehenden separierten Gemeinde, und ich warte, ob deren Mehrheit sie mir freiwillig abtritt. Dieser Beschluß muß mir schriftlich und mit Namensunterschriften versehen vorgelegt werden... Bitte, geben Sie sich weiter keine Mühe. Dies ist eine Bedingung, auf die ich unter keinen Umständen verzichten kann."

Drewes tat einen schweren Seufzer. „Wir Bauersleute," sagte er kleinlaut, „haben es aber manchmal

ebenso gern, wenn uns eine Sache über den Kopf weggenommen wird."

„Mag sein, aber diese Sache möchte ich Ihnen nicht über den Kopf wegnehmen," versetzte Erich unerbittlich. „Ihre Leute haben sich damals persönlich entschieden, als sie von uns gingen. Nun soll auch ein persönlicher Entschluß sie wieder zu uns zurückführen. Wer sich zu einem solchen nicht aufraffen kann, der mag bleiben, wo er ist."

Die Männer nahmen ziemlich bedrückt Abschied, und trotz der späten Stunde setzten sie sich noch bei Drewes zusammen, um die weiteren Schritte zu beraten. Sie waren sich darüber einig, daß Bullwinkel und seine Freunde von dem, was im Werke war, keinen Wind bekommen dürften. Die würden dann sofort eine Gegenagitation entfalten, welche alles in Frage stellen konnte. Das beste wäre, so kam man schließlich überein, wenn jeder seine nächsten und zuverlässigsten Freunde, von denen er gewiß wußte, daß sie der Separation überdrüssig seien, in Arbeit nehme und durch Handschlag zu unbedingtem Schweigen verpflichtete. Man stellte fest, welche hierfür in Frage kämen, indem man nicht ganz sichere Kantonisten ausschied, und verteilte sie unter sich. Zum Schluß ermahnte Drewes die beiden andern noch, nur abends unter dem Schutz der Dunkelheit sich auf die Beine zu machen.

Als die drei an den nächsten Abenden ans Werk gingen, fanden sie doch mehr Widerspruch und Bedenken, als sie erwartet hatten. Bei den andern drückte eben nicht wie bei ihnen selbst der Geldpunkt nach.

Immerhin war man der Kämpfe und der Bullwinkelschen Tyrannei so weit satt und sehnte sich so sehr nach geordneten Verhältnissen, daß sie doch langsam an Boden gewannen und nach gut acht Tagen es wagen konnten, die Gemeindeversammlung zu berufen. Sie fand im Schiff der Kirche statt.

Bullwinkel wurde in der Tat völlig überrascht. Er hielt, nachdem Vater Drewes mit ein paar ruhigen, trockenen Sätzen seinen Antrag gestellt hatte, eine von ehrlicher sittlicher Entrüstung getragene Rede, schenkte den „Verrätern" nichts und hätte sicherlich Feuer und Schwefel vom Himmel regnen lassen, wenn das in seiner Macht gestanden hätte.

Als er sich ausgetobt hatte, nahm Vater Drewes wieder das Wort. Er warf Bullwinkel unverblümt seine Herrschsucht und geistlichen Hochmut vor, und behauptete, diese wären in erster Linie schuld, daß alles so gekommen sei. Aus der Versammlung antwortete ihm ein kräftiges, vielstimmiges Bravo. Er schloß mit den Worten: „Vater Luther hat einmal gesagt: Ein jeder lern sein' Lektion, so wird es wohl im Hause stohn. Ich glaube, das gilt nicht nur vom Hause, sondern auch von der christlichen Gemeinde. Der Bauer gehört hinter seinen Pflug, und der Pastor auf die Kanzel. So ist das hier früher bei uns immer gewesen, und so soll das auch wieder werden. Wer für meinen Antrag ist, setzt sich auf die rechte Seite vom Mittelgang. Wer gegen ihn ist, geht nach links hinüber."

Die Gemeinde kam in Bewegung. Viele nahmen entschlossen rechts Platz, manche aber erst nach längerem

Zögern und nachdem sie gesehen hatten daß dort sich die Mehrheit bildete. Zuletzt blieb links um Bullwinkel nur ein Häuflein von knapp einem Dutzend Getreuen.

Diese vollführten einen solchen Lärm, daß Drewes unter Berufung auf die Heiligkeit des Ortes um Ruhe bitten mußte. Als das nichts half, zog er ein Papier aus der Tasche und sagte: „Hier hab ich es schriftlich, daß die Kirche mein Eigentum ist. Ich hab hier also Hausrecht. Wer sich nicht anständig betragen will, der muß 'raus."

Der Skandal wurde bei diesen Worten noch ärger. Nun ersuchte Drewes die Tumultanten in aller Form, den Raum zu verlassen. Bei der zweiten Aufforderung erhoben sich einige und bewegten sich zögernd und wiederholt zurückblickend dem Ausgang zu. Bullwinkel stand da, die Fäuste geballt, das Gesicht von ohnmächtiger Wut verzehrt. Endlich stieß er ein paar unartikulierte Töne heraus und schritt hart aufstampfend der Tür zu, die er krachend hinter sich ins Schloß warf.

Drewes atmete erleichtert auf, als er draußen war. Vor den Zurückbleibenden entschuldigte und rechtfertigte er sein und seiner Freunde Vorgehen, sang ein Loblied auf den jungen Pastor und die Vorzüge der Landeskirche, und legte endlich die von jenem verlangte Erklärung vor, die sodann von allen Anwesenden unterschrieben wurde.

Als die Angelegenheit vor den landeskirchlichen Vorstand kam, regte Niemeyer an, man möge versuchen, durch Handeln einen noch billigeren Kaufpreis zu erzielen, als die Gesamtforderung der drei Hypotheken-

gläubiger betrug, aber auf Bitten des Pastors stand man davon ab und tröstete sich mit dem Gedanken, die Übertretenden müßten ja durch ihre Steuern jetzt selbst mit helfen, ihre eigene Kirche zu kaufen.

Das Konsistorium erteilte die Genehmigung, nachdem sein nach Ummersloh entsandter Baumeister begutachtet hatte, das in Frage stehende Gebäude entspreche im ganzen den an ein Gotteshaus zu stellenden Anforderungen, wenn es bedauerlicherweise auch Stileinheit und -reinheit vermissen lasse.

Die Anregung des Sattelhofbauern, die Inneneinrichtung der alten Kirche in die neue zu übernehmen, fand allgemeinen Beifall. Die der letzteren, die infolgedessen billig verkauft werden mußte, war ohnehin nicht viel wert; denn man hatte seinerzeit bei ihr gespart, da zuletzt das Geld knapp geworden war.

Als die Zeit der Übersiedlung herannahte, erhielt der Pastor von seinem Ephorus folgendes Schreiben:

Lieber Herr Amtsbruder!

Ich gebe Ihnen und dem Kirchenvorstand ergebenst anheim, zu der demnächst stattfindenden Einweihungsfeier Ihres Gotteshauses das Königliche Landeskonsistorium sowie das Königliche Konsistorium einzuladen. Ich habe Grund anzunehmen, daß die hohen Behörden gern Vertreter entsenden werden, wie auch ich für meine Person mit Vergnügen teilnehmen werde.

Mit amtsbrüderlichem Gruß

Ihr Hagemeyer, S.

Erich schrieb sofort seine Antwort:

Sehr geehrter Herr Superintendent!

Die erste Einweihung unserer Kirche war, wie ich mich aus meiner Jugendzeit erinnere, ein Fest, wie Ummersloh noch keins gefeiert hat und auch wohl nie wieder eins feiern wird. Mit diesem könnten wir doch in keiner Weise konkurrieren, und um nicht hier und da bittere Gefühle aufkommen zu lassen und um alte Wunden, die langsam zu verharschen beginnen, nicht wieder aufzureißen, halte ich es für das beste, daß wir die Sache möglichst still und im engsten Kreise der Gemeinde abmachen. Ich bitte daher, es mir nicht übel zu deuten, wenn wir zu der Feier keinerlei Einladungen ergehen lassen werden. Eine Notwendigkeit dazu liegt wohl schon deshalb nicht vor, weil wir bei den Behörden um keinerlei Beihilfen eingekommen sind.

Gehorsamst Erich Heydenreich, P.

Vier Tage vor dem Sonntag, an dem die wiedervereinigte Gemeinde in ihr Gotteshaus einziehen wollte, kam Georg von Branken abends spät zu seinem Freunde, warf sich ärgerlich in das Sofa und rief: „Nun denk dir mal so was! Meine Schwester hat unsere Einladung für unser Fest rundweg abgelehnt. Was sagst du dazu?“

Erich zuckte die Achseln und sagte nichts.

„Ich muß in dieser Sache einmal ein offenes Wort mit dir reden,“ fuhr der andere nach einer Pause fort. „Hör es dir stillschweigend an und tu dann, was du

willst. Du weißt, daß Eva es eigentlich ist, die dich hierher expediert hat. Erst hat sie meine Aufmerksamkeit auf dich gelenkt, und als du mir einen Korb gabst, hat sie sich direkt an dich gewandt und dich schließlich ja auch herumgekriegt. Sie legte sich bei der ganzen Geschichte so für dich ins Zeug, daß ich einen gewissen Verdacht nicht unterdrücken konnte, und der Teufel mußte mich reiten, daß ich einmal eine kleine harmlose Anspielung in dieser Richtung machte. Die hat sie mir krumm genommen, und wenn wir uns bei meiner Hochzeit und einige Male an drittem Orte auch gesehen haben, ihr Elternhaus hat die dumme Deern seitdem nicht wieder betreten. Ich kann mir diese andauernde Bockbeinigkeit nur so erklären: sie ist in dich verliebt, fürchtet, ihre Gefühle damals zu sehr verraten zu haben, und ist nun zu stolz, dir wieder unter die Augen zu kommen. In Marienbrunn fühlte sie sich kreuzunglücklich; das dortige Leben ist ihr zu inhaltsleer. Wahrscheinlich tritt sie nächsten Herbst als Probeschwester ins Henriettenstift ein, wie Tante Ulrike mir dieser Tage schrieb. Aber ich habe so das Gefühl, es könnte irgendwo in der Welt sich noch ein netteres Plätzchen für das alberne Ding finden als justemente so 'n Diakonissenhaus ... Ich glaube, wenn du die Feder nähmst und schriebest ihr einen recht netten Schreibebrief, käme sie doch noch. Du kannst es aber auch ebenso gut bleiben lassen. Deshalb keine Feindschaft nicht, und Diskretion selbstverständlich beiderseits Ehrensache! Gute Nacht."

Er war schon wieder an der Tür und drückte sie nach den letzten Worten hinter sich ins Schloß.

Gleich darauf machte Tante Marie diese wieder auf. Sie pflegte sich abends vorm Zubettgehen ein Stündchen zu ihrem Neffen zu setzen und sich von ihm vorlesen zu lassen.

„Ach, liebe Tante,“ sagte Erich in bittendem Ton, „willst du heut abend nicht in der Wohnstube bleiben? Ich hab noch wichtige Vorbereitungen für Sonntag zu treffen.“

Tante Marie stutzte einen Augenblick, nickte dann und zog sich zurück.

Erich ging einigemal mit schweren Schritten durch das Zimmer. Dann blieb er in der Mitte stehen, faltete die Hände und drückte die Finger durch, daß die Gelenke knackten. Dann warf er sich in das Sofa, und starrte, den Kopf in die Hand gestützt und die Füße von sich gestreckt, lange vor sich hin ins Leere. Ein schwarzpunktiertes gelbes Marienkäferchen kroch über die weinrote Tischdecke. Tiefsinnig sah er dem Tierchen nach, bis es die Flügeldecken hob und davon burrte ... Draußen begann die Nachtigall zu schlagen, die gestern in seinem Garten Einzug gehalten hatte. Er trat ans Fenster; merkwürdig, das Thermometer hinter einer der Scheiben zeigte nur neunundeinhalb Grad. Er öffnete und lehnte sich hinaus. Die Nacht war dunkel, mit schwachem Sterngeflimmer. Bald verstummte die Sängerin, die Kühle machte sich bemerkbar, und er zog sich in das Zimmer zurück. Als er es ein halbdutzendmal mit allmählich schneller werdenden Schritten durchmessen hatte, setzte er sich entschlossen an seinen Schreibtisch, nahm einen Briefbogen und die Feder. Als er

fünf Reihen geschrieben hatte, legte er ihn kopfschüttelnd weg, um mit einem neuen zu beginnen. Die erste Seite füllte er nun drucksend, dann strich er ärgerlich alles wieder durch. Auf dem dritten Bogen endlich schrieb er ohne Unterbrechung, erst mit zögernder, später mit immer mehr eilender Feder:

Sehr geehrtes Fräulein von Branken!

Soeben war Ihr Herr Bruder bei mir. Er bedauert lebhaft, daß Sie zum Sonntag nicht kommen wollen, und ich kann mich dem nur anschließen. Wenn irgend jemand zu unserem Fest gehört, so sind Sie es. Warum, das brauch ich Ihnen wohl nicht erst lange auseinander zu setzen. Sollte Ihr Entschluß gar nicht mehr zu ändern sein?

Vor Jahren haben Sie mir einmal einen langen Brief geschrieben, um mich für etwas zu gewinnen, was ich abgelehnt hatte, und Ihre Bemühungen waren damals von dem schönsten Erfolge gekrönt. Hoffentlich sind es jetzt die meinen auch, wenn ich in diesem Brief etwas Ähnliches bei Ihnen versuche.

Um Ihnen den Mund wässerig zu machen, muß ich Ihnen zunächst das Tagesprogramm, wie Georg, seine Frau und ich es zusammen ausgeheckt haben, mitteilen und etwas erläutern. Die Gemeinde versammelt sich vor unserer alten lieben Kirche, die wir leider nicht mehr betreten dürfen und die nächstens in Staub und Trümmer sinken soll. Zwischen den verwitterten Grabsteinen, die sie umgeben, spreche ich ein kurzes Abschiedswort. Dann geht es unter Posaunenklang — der einstmals separierte Chor ge-

hört uns ja nun auch; nur ein Tenorhorn ist bei Bullwinkel geblieben und hilft ihm Trübsal blasen — zur neuen Kirche. Sie werden sich wundern, was die mit dem Schmuck der alten jetzt für einen freundlichen Eindruck macht. Das Apostelwort: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, hab ich mir als Text für meine Predigt gewählt. Wir wollen da das Vergangene ruhen lassen und mit Freudigkeit und Vertrauen einer besseren Zukunft entgegenarbeiten... Nach dem Gottesdienst werden unsere Kirchenvorsteher, die drei bisherigen Kirchhypothekenbesitzer und der Sattelhofbauer mit uns bei Ihrem Bruder zu Mittag essen. Eine bäuerlich solide Speisenfolge hat Ihre Frau Schwägerin mit mir zusammen ausgearbeitet, und ich denke, unsere biederen Gäste werden zufrieden sein. Wenn diese ‚stuwsatt' sind und sich ihre Zigarren angesteckt haben — Vater Drewes wird wohl den gestopften Brösel mitbringen — dampfen sie hoffentlich bald ab, und dann soll es erst recht gemütlich werden. Meinem Superus und den Herrn von der hohen Kirchenregierung, die uns gern einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht hätten, hab ich, selbst auf die Gefahr hin, mir ihre Ungnade zuzuziehen, abgewunken. Was nun kommt, sollte eigentlich eine Überraschung für Sie sein, aber ich will es doch nur ruhig ausplaudern. Wir fahren alle Mann hoch in zwei Booten die Werle aufwärts zum Werleworth, um bei der Jagdhütte den Kaffee einzunehmen. Muß das Sie nicht locken?... Nach so

langer Zeit wieder einmal unsern Fluß hinaufzugleiten, wie einst so oft, so oft ... vorbei an den Sanddünen, wo Sie uns zu Birkenwein und Lederstrumpf die grätigen Weißfische brieten ... und dann durch den frühlingsgrünen Wald zu pilgern, wo die Katheker springen, und manchmal lugt auch ein braunäugiges Reh herüber, und wir halten uns an den Händen und wagen kaum zu atmen — Sie sehen, ich hab ein ganz gutes Gedächtnis — bis zu unserer Hütte und dem alten wackern Buchenbaum (... G. v. B. E. v. B.! E. H.). Sie sehen hoffentlich ein, daß Sie hierbei unmöglich fehlen dürfen. Ohne Sie hätte diese ganze so hübsch ausgedachte Kaffeefahrt keinen Reiz und keinen Zweck, und ich würde entschieden dafür sein, selbige vom Programm zu streichen, Sie aber würden eine Spielverderberin sein, wie Sie es früher nie gewesen sind. Aber diesen Schmerz werden Sie Ihrem Bruder nicht antun wollen, und einem alten Jugendfreunde auch nicht. Das bringen Sie, soweit der Sie kennt, einfach nicht übers Herz. — Mein Mütterchen kommt natürlich auch, so haben Sie gleich die angenehmste Reisegesellschaft.

An einem frohen Wiedersehen zweifelt nun nicht im mindesten mehr

Ihr Erich Heydenreich.

Nachdem er die Zeilen schnell noch einmal überflogen hatte, tat er den Brief in ein Kuvert und trug ihn sofort auf die Post. Seine Wangen glühten, die Pulse flogen. Der kühle Nachthauch tat ihm wohl. —

Ein Teil der Gesellschaft war bei der Jagdhütte angelangt. Die alte, sie beschirmende Buche, die in silbergrauer Rinde das ihr in fernen Tagen Anvertraute treu verwahrte, leuchtete im ersten jungen Grün des Frühlings. Die Vorbereitungen für das Kaffeetrinken waren bald im besten Gange.

„Ich möchte nur wissen, wo mein Junge bleibt, und Fräulein Eva," sagte Frau Pastor Heydenreich, mit den munteren Augen ringsum suchend.

„Ja, wer kann das wissen," versetzte Georg mit spitzbübischem Gesicht, „aber Sie brauchen nicht bange zu sein, Frau Pastorin, daß sie sich im Walde verirren. Die kennen hier jeden Busch und Baum."

In diesem Augenblick wurden die beiden in der Ferne zwischen den Stämmen sichtbar. Sie gingen Arm in Arm und schienen es gar nicht besonders eilig zu haben.

Frau Emma traute ihren Augen nicht und sandte einen verwirrten ratsuchenden Blick zu Herrn Georg. Der aber streckte seine Hand aus und sagte: „Frau Pastorin, ich gratuliere Ihnen zur Schwiegertochter." Da sie keine Anstalt machte, seine Hand zu nehmen, ergriff er die ihre und drückte sie kräftig. Dasselbe taten dann auch seine Frau und Tante Marie. Frau Emma wußte noch immer nicht recht, wie ihr geschah. Als das Pärchen aber herankam, hatte sie die Lage der Dinge bereits erfaßt. Sie flog ihm entgegen, und es gab eine stürmische Umarmung zu dreien. Dann schlug Georg dem alten Freunde auf die Schulter und sagte: „Kinder, dies Vergnügen hättet ihr schon ein

paar Jährchen früher haben können." Eva gab dem Bruder eine klatschende, aber nicht schmerzende Ohrfeige, Erich drückte seine Liebste an sich und rief mit strahlenden Augen: „Die Hauptsache ist, daß wir's nun haben!"

Als man nach Herzenslust Kaffee getrunken und anderthalb Stunden die Wonnen des mailichen Waldes ausgekostet hatte, wurde zum Aufbruch gerüstet. Erich und Eva baten, den Rückweg über Land nehmen zu dürfen, was man, nach anfänglichem Widerspruch Georgs, ihnen zugestand.

Arm in Arm schritten sie langsam durch das Heidekraut des Talrandes dahin. Als sie auf eine Anhöhe kamen, lag Ummersloh im goldenen Schein des Spätnachmittags vor ihnen.

„Sieh mal dort," sagte Eva, „unser Dorf ..."

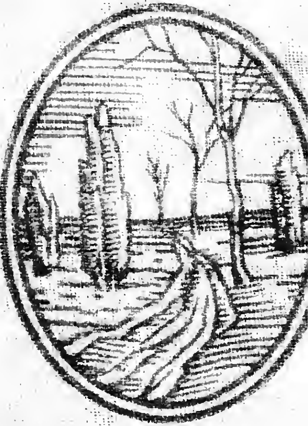
„Ja, unser Dorf ..." wiederholte er, „unser einst zu frohem Spiel, jetzt unser zu ernster Arbeit ... Es ist kein leichter Beruf, den ich mir gewählt habe; das habe ich in diesen beiden Jahren schon recht gemerkt."

„Aber ich glaube, doch ein herrlicher Beruf," rief sie mit leuchtenden Augen.

„Ja," sagte er schlicht und warm, indem er sie fest an sich drückte. „Und mit welcher Freudigkeit werde ich in ihm erst arbeiten, nun, wo du mir helfen willst, mein Lieb!"

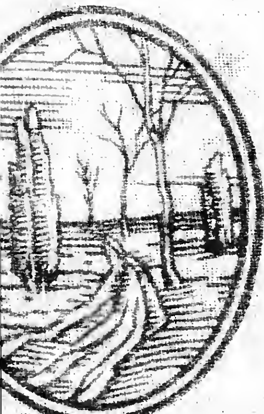
Sie schauten einander tief in die Augen und lasen darin, daß sie im innersten, heiligsten Wollen eins waren.

Geschwist
Rosenbro



Leipzig / Hesse & Becker

chwister
enbrock



esse & Becker Verlag

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834S741
I1921
v.7

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

DEC 1'31

11148-S

Diedrich Speckmanns Heideerzählungen

Gesamtausgabe

Siebenter Band:

Geschwister Rosenbrock

1921
Hesse & Becker Verlag Leipzig

Geschwister Rosenbrock

Von

Diedrich Speckmann

1921
Hesse & Becker Verlag Leipzig